

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz / Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins Badische Heimat e.V.
Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

53. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 42. Ekkhartjahrbuch
1973

Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12



I. Aufsätze

1. Kulturgeschichte	
Zur Geschichte des Freiburger Kornhauses. Von Franz Laubenberger, Freiburg	6
Aus der Geschichte des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolausen-Spitals vor Waldkirch. Von Herm. Rambach, Waldkirch	76
Metaphorische Flurnamen des Hegaus. Von Ernst Schneider, Karlsruhe	234
150 Jahre Bad. Wasser- und Straßenbauverwaltung. Von Rob. Litsch, Waldshut	305
2. Kunst und Kultur	
Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach/Schw. Von Hermann Schilli, Freiburg	128
Pinienzapfen auf Brunnen, Ursprung und Bedeutung. Von Ludwig Merz, Heidelberg	159
Der frühromanische Türsturz in der Kirche zu Peterzell. Von Joh. Minichreiter, Baiersbronn	165
Die St. Gallus-Kapelle zu Rassbach. Von Reinhard Frauenfelder, Schaffhausen	174
Die Silbermannorgel der Baden-Badener Stiftskirche in der katholischen Pfarrkirche zu Bulach. Von P. Albert Hohn OSB, Stift Neuburg	183
Die „Brooklyn-Brücke“ mit den Augen eines Heidelberger Malers gesehen. Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	203
3. Geschichte	
Mahlberg in der Ortenau und sein Stauferschloß. Von Willi Hensle, Lahr	17
Von den Ortenauer Grafen von Hohengeroldseck und ihrer Raumpolitik. Von Willi Hensle, Lahr	28
Der Wehrturm „Lueg-ins-Land“ in Waldshut. Seine Geschichte und Wiederherstellung. Von Horst Gutjahr, Freiburg	44
Die Burg Neudenu an der Jagst. Von Heiner Heimberger, Adelsheim	52
Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen. Von Thomas Kopp, Zell a. H.	56
Waldkirch und die Aufstandsbewegungen 1848 und 1849. Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	73
4. Natur und Technik	
Aus der Erdgeschichte von Bad Dürrhein. Von Klaus Münzing, Freiburg	97
Geschichte des Bergbaues im Münstertal (Südschwarzwald). Von Gustav Albiez, Freiburg	111
Die Quellwasserleitung des Joh. Andreas v. Traitteur. Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg	207
Die Karlsruher Lokalbahnen. Von Wolfram-Christian Geyer, Karlsruhe-Durlach	216
Die Elztalbahn und der badische Landtag. Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	225
5. Städte und Landschaften	
Furtwangen, Bildnis einer Stadt des Hochschwarzwaldes. Von Christian Baumann, Staufen	268
6. Volkskunde und Brauchtum	
Neudenuer Redensarten. Gesammelt von Josefine Weihrauch, Neudenu. Herausgegeben von Heiner Heimberger, Adelsheim	131
Frühlingsbräuche in unserem Land. Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	145
Beraucht von Orchideen. Blick in ein Kaiserstühler Gästebuch. Von Hans-Rüdiger Fluck, Freiburg	199
Kleines Wörterbuch für Mittelbaden. Von Margot Fuß, Baden-Baden	246
Der Uhrenschildmaler Karl Straub. Abgesang auf ein eigentlich schon nicht mehr existierendes Handwerk. Von Ludwig Vögely, Karlsruhe	284
Der Johannistag in Südwestdeutschland. Von Gernot Umminger, Freiburg	291
7. Familienkunde	
Studien zur Amerikaauswanderung aus Baden-Durlach für das Jahr 1750. Von F. Krebs, Speyer	134

8. Persönlichkeiten

Unser Ehrenpräsident Prof. Dr. Hermann Schwarzweber † 26. 11. 1972.	
Ansprache des 1. Landesvorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat e. V.	
Dr. Franz Laubenberger bei der Trauerfeier am 1. 12. 1972	1
In Memoriam Hermann Schwarzweber. Von Wilhelm Bergdolt, Mannheim	4
Zum 100. Todestag des Malers Franz Xaver Winterhalter.	
Gedenkrede von Werner Zimmermann, Karlsruhe	255
Johann Andreas von Traitteur. Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg	325
Prof. Dr. Fritz Hirsch. Von Eugen Mack, Ispringen	330
Johann Friedrich Weyhing. Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen	334
Arthur Valdenaire. Ein Leben für Friedrich Weinbrenners Werk.	
Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen	338
Johann Daniel Schöpflin. Der berühmte Geschichtsschreiber Badens und des Elsaß.	
Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	340
Franz Schächtelin aus Freiburg. Einer der bedeutendsten Äbte	
des ehemaligen Klosters St. Blasien. Von Franz Hilger, Freiburg	343
Aloys Henhöfer. Der Erweckungsprediger aus dem Albtal.	
Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen	347
Georg von Reichenbach. Techniker und Wissenschaftler — Durlachs größter Sohn.	
Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	350
Karl Friedrich Drollinger. Archivar, Rechtsgelehrter und Dichter.	
Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	353
Franz Freiherr von Roggenbach. Nationalliberaler Politiker	
und badischer Außenminister. Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	358
Karl Siegel. Ein Opfer der Pflichterfüllung. Von Engelbert Strobel, Karlsruhe	361
Marianne Kirchgessner. Von Hans Leopold Zollner, Ettlingen	363

42. Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land 1973

Christophorus. Gedicht von G. A. Rapp	3
Badischer Kalender 1973	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium	28
Die barocke Opernwelt im Schwetzingen Schloßgarten.	
Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	36
René Schickele und Baden. Von Fr. Bentmann, Karlsruhe	61
Zwei Verse auf die Heimat. Von Richard Gäng, Freiburg	71
Auch in Vorder-Österreich las man Wiener Literaten des Josephinismus.	
Von Walther Reimer, Memmingen	72
Die Malerin Irmgard Schweizer. Von Willi Huppert, Herrenalb	80
Begegnung mit Peter Valentin. Von Annemarie Timm-Roth, Offenburg	88
Alle Wege sind gefügt. Gedicht von Christian Baumann	97
Gottfried Bessel, sein Leben und Wirken. Von Helmut Brosch, Buchen	98
Heimkehr. Gedicht von Christian Baumann	106
Karl Seckinger, Bildhauer. Lebensbild und Bekenntnis zur Plastik	107
Stilles Dorf zur Nacht. Gedicht von K. E. Schwert	114
Der Maler Wilhelm Kimmich. Von H. Anselment, Basel-Liestal	115
Laudatio für Max Rieple. Von Karl J. Hirtler, Endingen	119
Martin Hertrampf zum Gedächtnis. Von Bernhard Welte, Freiburg	124
Regen zur Frühe. Gedicht von Hans Boeglin	128
Spiegelbild Baaremer Kultur und Historie.	
Aus Lucian Reichs letzten Erdentagen. Von Kurt Senn, Ettlingen	129
Von den Schwarzwälder Uhrenhändlern. Von Christian Baumann, Staufen	146
Februar. Gedicht von Hans Boeglin	153
Im Geiste des Stubevaters Emil Baader. Von G. Jung, Lörrach	154
Friedrich Singer. Ein Eigener in seinem Eigenland. Von Karl Jörger, Baden-Baden	162
Felix Baumbach, Oberspielleiter und Staatsschauspieler. Von F. J. Wehinger, Karlsruhe	165
Frühligsobe 1972. Gedicht von G. Jung	172
Der Straubaschi. Brauchtum um das Fasnachtsfeuer im Markgräflerland.	
Von Paula Hollenweger, Feldberg	173
Chronik der Katholischen Kirche in Baden 1972. Von A. Amann, Freiburg	176

Was mag's bedüte? Gedicht von Paula Hollenweger	180
Chronik der Ev. Landeskirche in Baden. Von A. Wolfinger, Freiburg	181
Herbst. Gedicht von G. A. Rapp	184

II. Gedichte

Hans Bahrs: Gnade S. 16 — Einzug des Frühlings S. 110 — Jauchzendes Lied S. 173
Manfred Bosch: was bleibt S. 43
Juliane Chakravorty-Ebbing: Der Frühling beginnt S. 55 — Oh, diese Blüten S. 72 — Frühlingswind S. 75 — Sommernacht sinkt S. 158 — Bis sie verblühten S. 182
Richard Gäng: Im Frühling S. 130 — Erntetag im Schwarzwald S. 357
Otto Gillen: Der Föhn S. 127 — Der Baum S. 215 — Wanderlied S. 248 — Schwarzwald S. 267 — Am Marktbrunnen S. 283
Carlheinz Gräter: Juni im Kaiserstuhl S. 245 — Johanniskraut S. 290
Hans Heid: Sommer S. 342
Karl Kurrus: Gastlig si S. 202 — Dankbar si S. 206
Ida Pfeifer-Hofmann: Hast du eine Freude erlebt S. 366
G. A. Rapp: Freundschaft-Humanitas S. 323
Friedrich Roth: Im ebenen Land S. 337
K. E. Schwert: Altäre Gottes S. 352

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

53. Jg., Heft 1, März 1973

M 1459 F

OZB 41a, 53. 1973



Wochenmarkt vor dem historischen Freiburger Kornhaus

Aufnahme aus Kurt Bauch — Jonny Lüsing

BADISCHE HEIMAT

INHALT

MEIN HEIMATLAND
53. Jahrgang / Heft 1, März 1973

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt
Freiburg i. Br., Tel. 73724

Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen,
Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle,
Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr.
A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder. . DM 18.—

Einbanddecken zu DM 4.— für die
Jahrgänge 1970, 1971, 1972 sind
vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-
verlangte Manuskripte und Be-
sprechungsstücke wird keine Haftung
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postcheckkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 2003201

Gesamtherstellung und
Anzeigenverwaltung

Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1
Karl-Friedrich-Str. 14-18
Tel. *26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:

Schuler & Co., Freiburg/Br.
Kartäuserstraße 50

Unser Ehrenpräsident Prof. Dr. Hermann Schwarzweber † <i>Ansprache des 1. Landesvorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat Dr. Franz Laubenberger</i>	1
In Memoriam Hermann Schwarzweber <i>Von Wilh. Bergdolt, Mannheim</i>	4
Zur Geschichte des Freiburger Kornhauses <i>Von Franz Laubenberger, Freiburg</i>	6
Gnade. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i>	16
Mahlberg in der Ortenau und sein Stauferschloß <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	17
Von den Ortenauer Grafen von Hohengeroldseck und ihrer Raumpolitik <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	28
Was bleibt. <i>Gedicht von M. Bosch</i>	43
Der Wehrturm „Lueg-ins-Land“ in Waldshut <i>Von Horst Gutjahr, Freiburg</i>	44
Die Burg in Neudenuan an der Jagst <i>Von H. Heimberger, Adelsheim</i>	52
Der Frühling beginnt <i>Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing</i>	55
Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen <i>Von Thomas Kopp, Zell a. H.</i>	56
Oh, diese Blüten . . . <i>Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing</i>	72
Waldkirch und die Aufstandsbewegungen 1848 und 1849 <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	73
Die Blume zittert noch <i>Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing</i>	75
Aus der Geschichte des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolausen-Spitals vor Waldkirch. <i>Von Hermann Rambach, Waldkirch</i>	76
Aus der Erdgeschichte von Bad Dürkheim <i>Von Klaus Münzing, Freiburg</i>	97
Einzug des Frühlings. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i>	110
Geschichte des Bergbaues im Münstertal (Südschwarzwald) <i>Von Gustav Albiez, Freiburg</i>	111
Der Föhn. <i>Gedicht von Otto Gillen</i>	127
Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach <i>Von Hermann Schilli, Freiburg</i>	128
Im Frühling. <i>Gedicht von Richard Gäng</i>	130
Neudenuaner Redensarten <i>Gesammelt von Josefine Weihrauch, Neudenuan, herausgegeben von Heiner Heimberger, Adelsheim</i>	131
Berichtigung und Ergänzung zur Abhandlung „Kleinod auf dem Kalksteinfelsen“	133
Studien zur Amerikaauswanderung aus Baden-Durlach für das Jahr 1750 <i>Von F. Krebs, Speyer</i>	134
Buchbesprechungen	136

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

53. Jahrg. 1973, Heft 1

Unser Ehrenpräsident Professor Dr. Hermann Schwarzweber † 26. 11. 1972

Ansprache des Ersten Landesvorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat e. V.,
Dr. Franz Laubenberger, bei der Trauerfeier am 1. Dezember 1972

Verehrte Trauergäste, Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat“!

In Vertretung des dienstlich verhinderten Kulturdezernenten, des Herrn Ersten Bürgermeisters Dr. Graf, habe ich den Auftrag, Ihnen namens der Stadt Freiburg die Trauer und die Anteilnahme der Stadtverwaltung am Tode von Herrn Professor Dr. Schwarzweber zum Ausdruck zu bringen. Viele Jahre hat der Verstorbene als Mitglied dem städt. Kulturausschuß angehört und hat als sachkundiger Bürger vor allem in der schweren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg beim kulturellen Wiederaufbau der Stadt mit Rat und Tat gewirkt. Sein Wort und seine Meinung hatten Gewicht und wurden gehört, galt doch die Initiative und das persönliche Engagement des gebürtigen Freiburgers all jenen ideellen und materiellen Werten, die mit dem Begriff Heimat im weitesten Sinne beschrieben und umfaßt sind. Schon in den dreißiger Jahren war Prof. Schwarzweber dafür bekannt, daß er mit Schulklassen und mit Erwachsenengruppen Studienfahrten nach Innsbruck, Tirol und Südtirol unternahm, um über politische Staatsgrenzen und geographische Weiten hinweg die Menschen einander näher zu bringen. Was er damals schon in kleinerem Kreise praktizierte, hat Jahrzehnte später in der Städtepartnerschaft Freiburg — Innsbruck Anerkennung und Rechtfertigung erfahren.

Der Kranz der Stadt Freiburg an seiner Bahre ehrt und würdigt die vielen Verdienste, die sich der Verstorbene als Mitglied des Kulturausschusses im öffentlichen, kulturellen Leben der Stadt Freiburg erworben hat.

Nicht zuletzt war es auch seine weit über Freiburg hinaus bekannte Tätigkeit und Popularität, die Prof. Schwarzwebers Berufung in dieses städtische Gremium gefordert und erwirkt haben. Als sein Nachfolger im Amt des Ersten Landesvorsitzenden der „Badischen Heimat“ obliegt es mir, Persönlichkeit, Wirken und Verdienste unseres verstorbenen Mitgliedes, Präsidenten und Ehrenpräsidenten zu würdigen.

Sohn einer alteingesessenen Freiburger Familie, Schüler des Bertold-Gymnasiums, Philologiestudent in Innsbruck und Freiburg, hat Hermann Schwarzweber 1908 bei dem Freiburger Historiker Prof. Finke mit einer wissenschaftlich auch heute noch keineswegs überholten Arbeit über „Die Landstände Vorderösterreichs im 15. Jahrhundert“ promoviert. Mit diesem Thema hat er auch zugleich die geographische Landschaft, das geistige Spannungsfeld und die historische Zusammengehörigkeit von dem aufgezeigt, was ihm ein Leben lang „Heimat“ war: Von Freiburg und dem Breisgau über Vorarlberg, Innsbruck bis nach Südtirol erstreckte sich das Gebiet, das, territorialgeschichtlich gese-

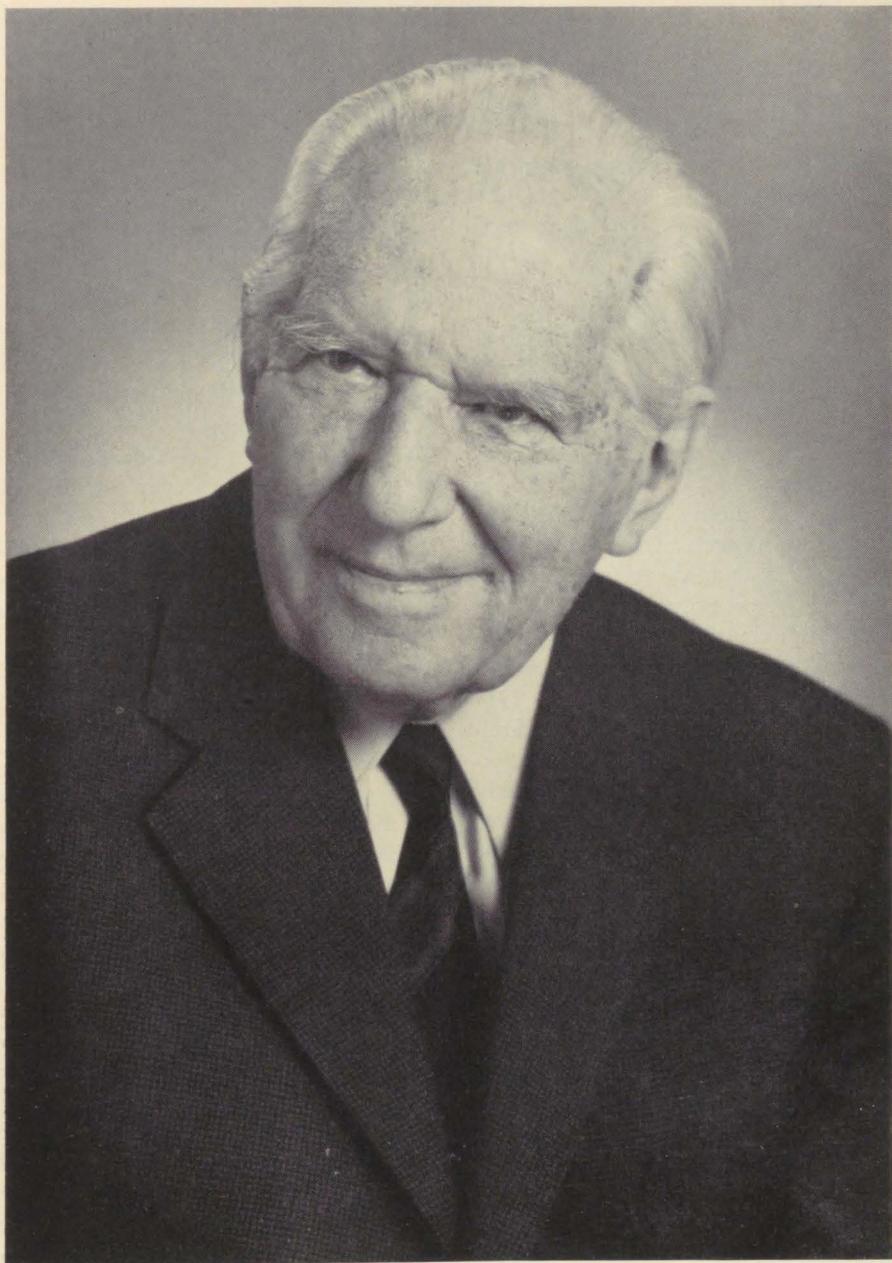
hen, auch über ein halbes Jahrtausend lang eine politische Einheit gebildet hat. Was Wunder also, wenn der junge Historiker und Lehramtspraktikant im Jahre 1909 mit zu jenen Idealisten gehörte, die sich der Pflege und Förderung von Landes- und Heimatkunde, der Erforschung heimatlichen Brauchtums und seiner Darstellung in der Volkskunde verschrieben, Besiedlung und Bewirtschaftung der Landschaft durch den Menschen erkundeten, Sprache und Schrifttum des heimatlichen Raumes dem öffentlichen Interesse näherzubringen suchten, die Freude am Erlebnis der Natur und ihrer Schönheit durch Publikationen zu wecken verstanden und sich darum zur Gründung eines Vereins auf Landesebene innerhalb des damaligen Großherzogtums Baden zusammenschlossen.

Sehr bald nach seiner Versetzung von Pforzheim nach Freiburg im Jahre 1914 tat sich Professor Schwarzweber als einer der führenden Kräfte unseres Vereins hervor. Er lehrte und schrieb, hielt Vorträge und fotografierte, war Bergsteiger und Skifahrer und öffnete vor allem der Jugend den individuellen Zugang zu den sinnlich wahrnehmbaren wie auch zu den ethisch bildenden Werten der heimatlichen Umwelt. In zahlreichen Vortragsabenden vermochte er mit gleicher Meisterschaft des Wortes und des Bildes seiner persönlichen Anteilnahme am behandelten Thema nachhaltige Ausstrahlung und Wirkung zu verleihen. Erwähnt sei hier nur das 1925 veröffentlichte Werk „Der Schwarzwald, das deutsche Bergland am Oberrhein“, mit über 170 der schönsten Landschaftsbilder ausgestattet. Die 1934 erschienene Publikation über „Südtirol, ein deutsches Volksschicksal“ macht wiederum deutlich, mit welch persönlichem Mut er sich für die heimatlichen Belange der deutschsprachigen Bevölkerung dort einsetzte.

Wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet, daß er als einer der ersten mit viel

Umsicht, Klugheit und auch mit der ihm eigenen Unnachgiebigkeit es verstand, den Landesverein in den wirren Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg vor Auflösung und Zweckentfremdung zu bewahren. Seit 1952 Erster Landesvorsitzender, Schriftleiter unserer Vereinszeitschriften und nach mehr als dreißigjähriger Leitung auch weiterhin Vorstand der Freiburger Ortsgruppe, kennzeichnen viel Arbeit und Geduld, persönliche Opfer und unendlich viel Idealismus den Weg, den er uns geführt hat. Das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, das ihm als äußeres Zeichen öffentlicher Anerkennung verliehen wurde, bestätigt, was ihm von den mehr als 6000 Mitgliedern des Vereins schon längst an persönlicher Achtung, an menschlicher Wertschätzung und an zahlreichen Freundschaftsbekundungen von überall her entgegengebracht worden ist. 1968, im hohen Alter von 84 Jahren, hat er die Leitung des Vereins abgegeben und das angetragene Ehrenpräsidium übernommen. Heute, nur vier Jahre später, müssen wir für immer von ihm Abschied nehmen.

In Dankbarkeit blicken wir zurück auf die Jahre seines erfolgreichen und prägenden Wirkens, auf die Früchte seiner Arbeit, die als sein Vermächtnis zu wahren und zu mehrn uns aufgegeben ist. Vor allem aber wird uns stets die Gestalt des weißhaarigen und doch jugendlich elastischen Mannes, des väterlich gütigen, liebenswerten Menschen und hilfsbereiten Freundes Schwarzweber, des seiner Heimat zutiefst verbundenen Forschers und gelehrten Professors gegenwärtig sein. Solange unser Verein besteht, wird sein Name mit der „Badischen Heimat“ verbunden bleiben, wie es der Kranz, den wir an seinem Sarge niedergelegt haben, bekunden soll. Möge es allen, die um ihn trauern, tröstliche Gewißheit sein, daß er ohne Leiden und Siechtum aus seiner irdischen hinübergehen durfte in die größere, ewige Heimat.



*Prof. Dr. Hermann Schwarzweber (1. 6. 1884—26. 11. 1972) Präsident und Ehrenpräsident
des Landesvereins „Badische Heimat“*

Foto: Studio Berthold, Freiburg

IN MEMORIAM

Hermann Schwarzweber

* 1. 6. 1884, † 26. 11. 1972

Von Wilhelm Bergdolt, Mannheim

Als ich als junger Student, eben vom Kriegsdienst zurückgekehrt, erstmals 1919 in Baden-Baden an einer Landestagung der „Badischen Heimat“ teilnahm, war noch der große Anthropologe Eugen Fischer die beherrschende Persönlichkeit des Landesvereins. Erst im Jahre 1922, als ich Helene Lauer, die Schwester der „Frau Professor“ Lisel Lauer kennenlernte, begann meine Bekanntschaft mit diesem bedeutenden und außerordentlich weitgespannten Mann. Diese Verbindung war dadurch zustande gekommen, daß Hermann Schwarzweber als junger Lehramtspraktikant 1909 in Pforzheim seinen Schuldienst begonnen hatte, wo er schon 1911 Professor und schließlich 1914 von Pforzheim in seine Heimatstadt Freiburg versetzt wurde.

Wenn man sich rückerinnernd ein Bild von ihm machen will, sagt man sich, was war er ein vielseitiger Mann. In erster Linie ein studierter Historiker und Geograph, der seine Promotionsarbeit 1908 bei dem Freiburger Historiker Professor Finke über „Die Landstände Vorderösterreichs im 15. Jahrhundert“ gemacht hatte und der schon 1925 einen umfangreichen Band über den Schwarzwald herausgebracht hat.

In zweiter Linie war er ein im Leben stehender Bürger, der in seiner Heimatstadt Freiburg die Geschäfte des Haus- und Grundbesitzervereins zeitweise führte, aus dem einfachen Grund, weil sein Vater, der vollbärtige Hafnermeister, dort „Auf der Insel“ sein uraltes Haus besaß. Später baute der Vater das Haus Schillerstraße 18, in dem der Verstorbene geboren wurde. Hermann Schwarzweber war ein Wanderer auf hohen Bergen, der von seiner Jugenduniver-

sität Innsbruck nie die Faszination der Bergwelt vergessen hatte, sondern in vielen Wanderungen die hohen Berge der Welt, insbesondere Tirols und der Schweiz, vor allem aber die Berge seines Schwarzwaldes kannte und mit eigener Kraft erobert hatte als Wanderer und Fotograf, so daß man sein Wesen vielleicht am besten damit kennzeichnen kann, daß man sagt, er war ein großer „Schwarzwälder“.

Aber das ist das Schlußurteil. Zunächst lernte ich ihn als Schwager in der Familie kennen. Hervorstechend war seine Begabung als Fotograf und in vielen Heften der „Badischen Heimat“ und auch in Sonderbänden hat er die Ergebnisse seiner fotografischen Begabung mitgeteilt.

Im Ersten Weltkrieg begann er in Mannheim seine Laufbahn als Kraftfahrer, eine für die damalige Zeit moderne Truppe und im Zweiten Weltkrieg durfte er in Paris die Annehmlichkeit der Etappenarbeit kennenlernen.

Im Beruf seit 1909 und seit 1914 als Lehrer am Goethe-Gymnasium in Freiburg tat er seinen Dienst als Erzieher und seine persönliche Art erwarb ihm auch hier viele langdauernde Freundschaften. Es verstand sich von selbst, daß ein Mann, der so mit seiner Heimat Freiburg und dem Schwarzwald verbunden war, schließlich in unserem Landesverein Badische Heimat seinen Wirkungskreis finden mußte, und nachdem Hermann Eris Busse infolge seines Todes ausgeschieden war, wurde Hermann Schwarzweber 1952 Landesvorsitzender des Vereins. Seine hervorragende Begabung konnte er schon vorher, vor allem in seiner vorbildlich geführten Ortsgruppe Freiburg beweisen, und es

sind viele Hunderte, wenn nicht Tausende, denen die Wanderungen und Fahrten unter seiner Führung unvergessen bleiben werden. Die Arbeit der Vorbereitung, der Organisation und der Durchführung dieser Fahrten — die Arbeit in dem Material für die vielen Lichtbildervorträge — wurde ihm erleichtert durch die unermüdliche Mitarbeit seiner Ehefrau, der schon genannten Lisel Lauer aus Pforzheim, einer Nachkommin alter Wallonengeschlechter, die einst von Alba nach Schönau in die freie Kurpfalz geflüchtet waren und trotz dieser Herkunft aus Liebe zu ihrem „Männ“ den Glauben wechselte und in die alte Kirche zurücktrat. Welche Faszination muß von einem Mann ausgegangen sein, um seine junge Frau dazu zu bewegen.

Er hatte das Glück, daß diese Frau an seiner Seite und in seinem Sinn ein offenes Haus führte für viele Freunde und Gleichgesinnte. Drei Kinder gingen aus der Ehe hervor, der ebenso unvergessene musisch hochbegabte Sohn Hermann, der als Panzerleutnant 1942 bei Rshew leider dem Krieg zum Opfer fiel. Die beiden Töchter haben ihm nachgeeifert. Die ältere, Annemarie, ist selbst eine kundige Kunsthistorikerin geworden und die jüngere, Eve, Lehrerin und persönlich eine Nachfolgerin ihrer Mutter in der Erziehung begabter Kinder und in der Bildung eines großen Freundeskreises.

Wenn es einem Menschen wie Hermann Schwarzweber vergönnt ist, die biblische Grenze der 80 Jahre zu überschreiten, so wechselte natürlich im Laufe der Jahre sein Erscheinungsbild und die, welche ihn später kennenlernten, mögen seine Schwarzwälderische Bedächtigkeit als Mangel empfunden haben. Aber sie dürften nicht vergessen, daß er in seinen jungen Jahren ein mächtiger Motor für Heimatkunde, Heimatliebe und Freundschaft war. Ein hervorragender Zug war gerade auch diese Bewahrung alter Freundschaften, angefangen von seinem

Innsbrucker Freund, dem „Franzel“ Hutter, später ebenfalls Professor in Innsbruck, bis hin zu seiner ständigen Fürsorge für die badischen Maler, den alten Glattacker in Lörrach, den Lahrer Wickertsheimer, den Freiburger Haller und viele andere. Das brachte ihm wieder ein Vorstandsamt im Freiburger Kunstverein ein, wo er wieder für einen großen Künstler- und Kunstfördererkreis seine Arbeitskraft opferte.

Seine Tätigkeit im Kreis der Badischen Heimat ist in vielen Jahreshften festgehalten und auch diejenigen, welche nicht das Glück hatten, ihn persönlich zu erleben, können in diesem Schrifttum seine bedeutende Arbeitsleistung erkennen.

Seine Bodenverbundenheit zeigte sich auch in seinem persönlichen Verhalten. Abgesehen von seinen Freiburger Häusern erwarb er für die Familie schon 1922 in Titisee eine alte Villa, die zwei Schottinnen 1895 erbaut hatten, und machte sie für die weitere Familie zum vielbesuchten Ferienort. Für sich selbst erwarb er ein altes Bauernhaus am Sonnhaldeek, wo man in völliger Abgeschlossenheit die Großartigkeit des Stohren, des Schauinslandes und die Lieblichkeit der tief unten liegenden Täler erleben konnte. Für seine Skibedürfnisse erbaute er mit Freunden eine Skihütte am Zweiseenblick, und so ist es verständlich, daß er sich auch in der Öffentlichkeit für Heimat- und Denkmalschutz einsetzte und z. B. jahrelang für die Erhaltung des Landschaftsbildes am Titisee in vielen Sitzungen, Eingaben und Vorträgen seine Zeit und Kraft opferte.

Man darf sagen, daß er sich im Dienst seiner Mitbürger, sei es als Mitglied des Städtischen Kulturausschusses, als Vereinsvorsitzender der Badischen Heimat oder als Sportfreund vieler Wander- und Skivereine verzehrt hat. Die Mitglieder des Landesvereins werden dem unermüdlichen Wander- und Heimatfreund jedenfalls immer ihre Dankbarkeit bewahren.

Zur Geschichte des Freiburger Kornhauses

Von Franz Laubenberger, Freiburg

Im November 1971 war die letzte Baulücke am Münsterplatz geschlossen und das Kornhaus nach seiner totalen Zerstörung am 27. November 1944 am alten Platz, und der alten Form äußerlich nachgebildet, wieder aufgebaut. Es mag wohl die Frage berechtigt sein, warum das neue Gebäude im Freiburger Sprachgebrauch auch weiterhin den Namen „Kornhaus“ führen wird und führen soll, obwohl es seiner derzeitigen und künftigen Bestimmung gemäß — es beherbergt Restaurant-Betriebe und Ladengeschäfte — weder mit Korn, noch mit Kornmarkt oder Kornhandel in eine Beziehung gebracht werden kann.

Die Antwort liegt in der historischen Bedeutung des Freiburger Kornhauses begründet und auch in der Tatsache, daß kein anderes städtisches Gebäude eine so wechselvolle Geschichte und eine so vielseitige Verwendung aufzuweisen hat, wie gerade das Kornhaus.

Bekanntlich ist der Bau des ersten historischen Kornhauses geplant worden, als Freiburgs Stadtherr, Kaiser Maximilian I., die Absicht kundtat, im Jahre 1498 in seiner Stadt Freiburg einen Reichstag abzuhalten.

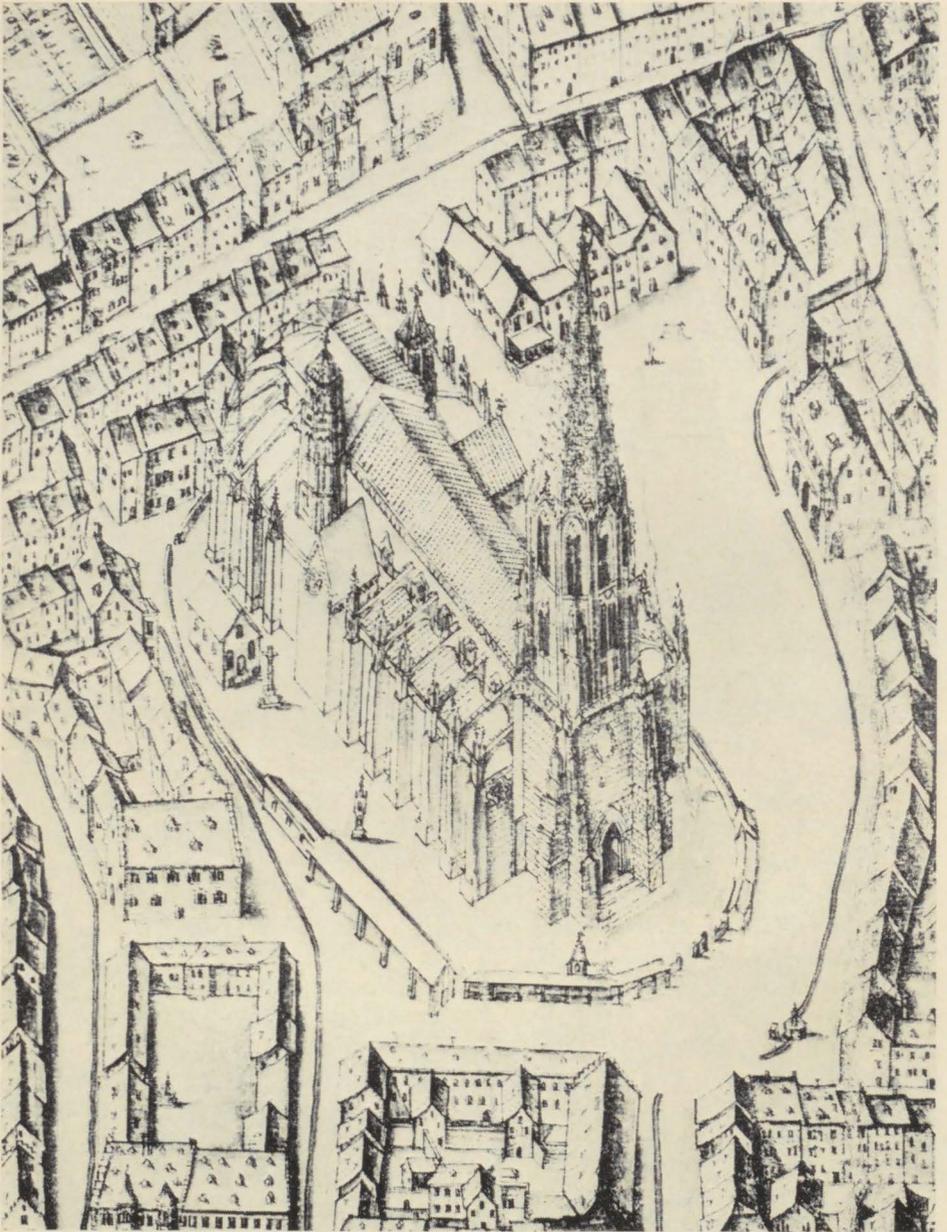
Für ein solches und für Freiburg erstmaliges Ereignis fehlte es der Stadt an einem räumlich geeigneten und der Bedeutung eines Reichstages gemäßen repräsentativen Gebäude. Für die bisherigen festlichen Anlässe hatte offenbar das „Tanzhus“ am Münsterplatz durchaus genügt. Es war dies zugleich das Zunfthaus der Krämerzunft „zum Falkenberg“, das die größte Zunftstube unter den Freiburgern Zunfthäusern aufweisen konnte, die bei Bedarf als Tanzsaal auch für nicht ausschließlich krämerzünftige Tanzvergügen zur Verfügung stand. Aber bis es dazu kam, daß der Stadtschreiber ins Ratsprotokoll eintragen konnte „ist erkannt,

ein nüwes tanzhus oder kornhus ze bowen“, war schon der 6. März des Jahres 1497 ins Land gegangen. Wer aber glaubt, schon im folgenden Jahr 1498 sei darin der Reichstag eröffnet worden, der irrt in mehrfacher Hinsicht: Weder mit den heutigen modernen Maschinen und erst recht nicht mit den technischen Mitteln des ausgehenden Mittelalters hätte man das Kornhaus, so wie es baulich ausgeführt war, innerhalb einer reinen Bauzeit von 15 Monaten — die Wintermonate miteingerechnet — errichten können. Es mußten ja vor Baubeginn erst die drei Häuser zur „Eidechse“, zur „Hölle“ und das Krämerzunfthaus „zum Falkenberg“ abgebrochen werden, und dazu bedurfte es wiederum erst des käuflichen Erwerbs der drei Grundstücke durch die Stadt. Auch gab es damals noch kein Enteignungsgesetz mit dem entsprechenden Verfahren, sondern die Stadt mußte mit den Eigentümern der Häuser „zur Eidechse“, „zur Hell“ und vor allem mit der Krämerzunft „zum Falkenberg“ verhandeln. Nun saßen aber die maßgeblichen Leute der Krämerzunft auch wieder im Stadtrat und hatten so mit zwei Seelen in ihrer Brust zu handeln und zu kämpfen. Jedenfalls war am 23. Juni 1498 noch gar nichts gebaut, und der Reichstag wurde im Ratssaal über der sogenannten Gerichtslaube eröffnet. Der damalige Stadtschreiber Dr. Jakob Mennel beklagte sich auch in den Akten sehr über die Enge und über die räumlichen Unzulänglichkeiten auf den Zunftstuben der „Brotbekken“, „Snider“ und „Krämer“, auf die man als Beratung- und Sitzungszimmer hatte ausweichen müssen, weil eben das Kornhaus noch nicht zur Verfügung stand. Es war auch im Jahre 1500 noch nicht fertig, und der für das Jahr 1500 ebenfalls für Freiburg vorgesehene Reichstag fand darum auch schon gar nicht mehr in



Wochenmarkt vor dem historischen Freiburger Kornhaus

Aufnahme aus Kurt Bauch — Jonny Lüsing



Das Kornhaus im Stadtplan von 1715 (Ausschnitt aus dem Originalplan in den Städt. Museen)

Freiburg statt. Erst um 1504 war das neue Tanzhaus als Mehrzweckbau auf dem Areal der drei vorbenannten Häuser freistehend errichtet, mit einer offenen Halle im Erd-

geschoß für den Kornhandel, einem Bankettsaal mit darüberliegenden Obergeschoß und Speicherräumen für Korn in den drei Dachgeschossen. Es war in der Tat ein stattliches



Einer der elf „Verschönerungspläne“ aus dem Jahre 1896, von denen das Kornhaus glücklicherweise verschont blieb. (Original im Stadtarchiv)

Gebäude, mit den zwei eindrucksvollen Stafelgiebelseiten nach dem Münsterplatz und nach der Engelstraße. Vor allem war es aber mit jenen unsichtbaren und nur noch aus den Akten erkennbaren untrüglichen Merkmalen behaftet, die das Kornhaus als ein echtes Freiburger Bauwerk ausweisen: Vom Stadtrat viel zu spät beschlossen, zum vorgesehenen Termin keineswegs fertiggestellt

und mit ordentlicher Überschreitung des Kostenvoranschlages schließlich doch noch zu einem guten Ende gebracht, so konnte sich das Kornhaus zum Stolz der Freiburger Bürger durchaus sehen lassen!

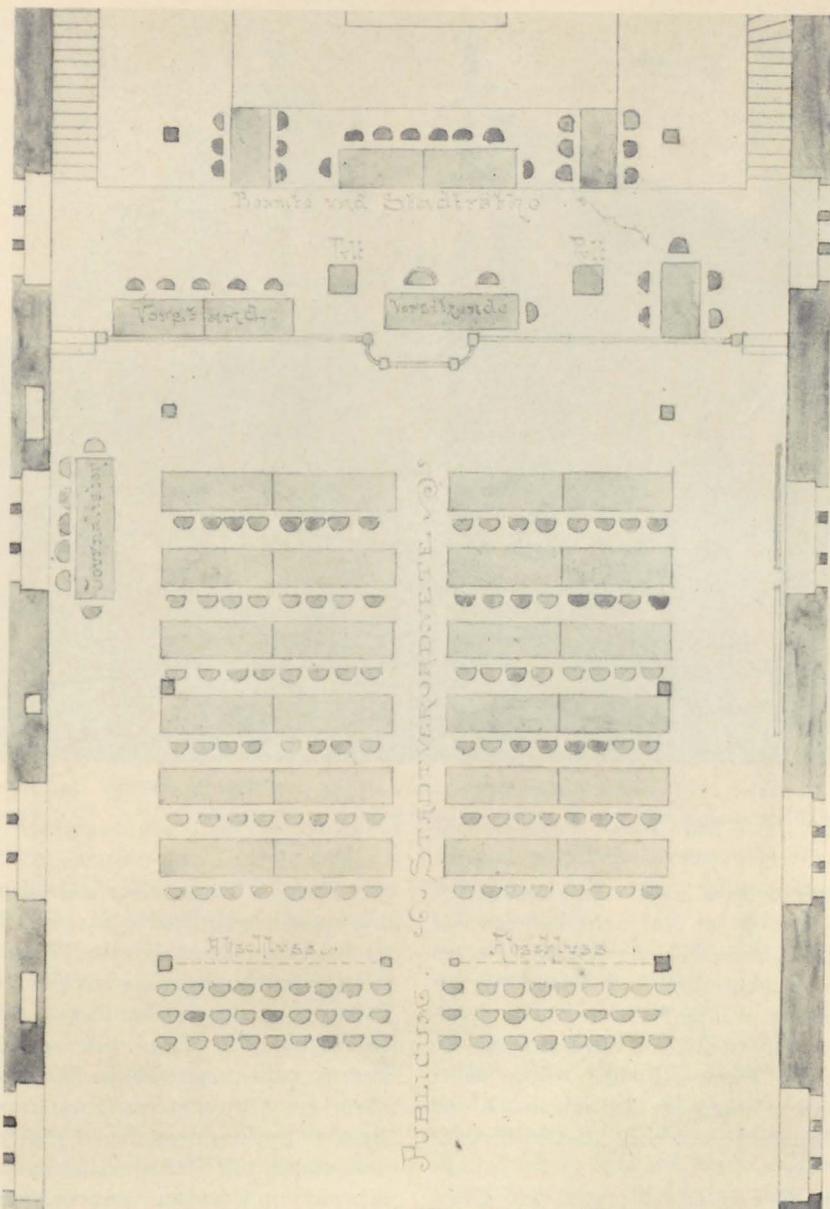
Solche städtischen Kornspeicherhäuser sind besonders vom 14. Jahrhundert an in mannigfacher Weise und unter verschiedenen Bezeichnungen nachzuweisen. Obrigkeitlich be-

triebene Vorratswirtschaft von Lebensmitteln, insbesondere von Korn und anderen lagerfähigen Früchten ließen in fast jeder mittelalterlichen Stadt ein Kornhaus, eine Kornschranne, ein Gräthhaus oder Stadel entstehen. Diese Speicherhäuser sind auch in fast allen Fällen immer als Mehrzweckhäuser gebaut worden, mit einer offenen Halle im Untergeschoß für den Markt und den Handel und mit Vorratsräumen für Korn und Früchte in den darüberliegenden Geschossen. Als wirtschaftsautarke wie auch als soziale Einrichtung kamen dem Kornhaus vordringlich zwei Funktionen zu: Zur Förderung des einheimischen Wirtschaftslebens bot es an Markttagen einen gedeckten Marktraum und damit Schutz der Ware vor Verderb. Bei mangelndem Angebot belieferte der Magistrat den Kornmarkt sofort aus eigenen Beständen, erhielt den Kornmarkt dadurch am Leben und verhinderte so, daß er sich an einen anderen Ort verlief. In Zeiten der Kornknappheit konnte man mit den Vorräten nicht nur der Teuerung und dem Wucher steuern, sondern auch längeren Belagerungen bis zum Entsatz widerstehen. In allgemeinen Notzeiten und bei der eminent wichtigen Rolle, die das Brot als Nahrungsmittel im Mittelalter spielte, war durch die Vorräte im Kornhaus die Lebensmittelversorgung aller Einwohner der Stadt schlechthin gesichert.

Der Bau des Kornhauses dokumentiert aber noch eine andere bedeutsame Erscheinung in der Freiburger Stadtgeschichte: Gewissermaßen als ein architektonischer Paukenschlag eröffnete der Bau des Kornhauses in der Stadt eine Epoche beachtenswerter Bautätigkeit über ein ganzes Menschenalter hinweg. Es entstanden in der Folge nach 1500 nicht nur stattliche Privatbauten, wie etwa das Herrenhaus des Konrad Stürtzel von Buchheim, Herr in der March und Kanzler Kaiser Maximilians, 1504—1510 auf dem Areal von 10 abgerissenen Häusern erbaut, später Basler Hof benannt (heute Regie-

rungspräsidium), oder das Haus „zum Waldfisch“, 1512—1516 errichtet, eines der schönsten spätgotischen Bürgerhäuser, das sich Jakob Villingen, der Schatzmeister Kaiser Maximilians, erbauen ließ und in dem heute sinnigerweise die Städt. Sparkasse untergebracht ist. Auch die Stadtväter wurden von der Baulust und von der Baukonjunktur ergriffen, unterstützt von einem wohlhabenden und kunstsinnigen Bürgertum. Zehn Jahre nach der Fertigstellung des Kornhauses war in einem letzten Anlauf die Stagnation des Münsterbaues überwunden und der Hochchor des Münsters geschlossen, die dreihundertjährige Bauzeit der Freiburger Pfarrkirche war beendet. Und nach weiteren zehn Jahren war auf der dem Kornhaus gegenüberliegenden Seite des Münsterplatzes ein weiterer städtischer Profanbau im Werden, das Kaufhaus. Mit seiner baulichen Substanz, architektonischen Gestaltung und künstlerischen Ausstattung übertraf es das Kornhaus bei weitem, und seitdem, bis auf den heutigen Tag, dient das Kaufhaus, ebenfalls ein Mehrzweckbau, auch städtischer Repräsentation. Den würdigen Abschluß dieser Bauserie bildete das 1456—1459 erbaute Rathaus gegenüber der Barfüßer Klosterkirche (heute altes Rathaus).

Es war durchaus natürlich, daß seit der Vollendung des neuen und schönen Kaufhauses im Jahre 1532 mit dem prachtvollen Festsaal im Obergeschoß, das Kornhaus seinen bisherigen Rang als das vornehmste Tanz- und Gesellschaftshaus an das Kaufhaus hat abgeben müssen. Und da um diese Zeit gerade die beiden Metzigen auf der „Hauptgaß“ (Kaiserstraße) wegen Bau-fälligkeit abgerissen und verlegt werden mußten, hat man die kleine Metzige, das Schlachthaus für das Kleinvieh, „vor dem Martinstor am Bach“ eingerichtet und die große Metzige, das Schlachthaus für das Großvieh, in der Kornhalle untergebracht. Zu diesem Zweck wurde die offene Kornmarkthalle im Erdgeschoß umbaut und ge-



Sitzordnung für den großen Bürgerausschuß (1885—1901) im Kornhaussaal

Original im Stadtarchiv

schlossen. An den Seiten hat man sie mit kleineren Fenstern versehen und vom Münsterplatz und von der Engelstraße her je eine Toreinfahrt angebracht. Freilich, das war nur als Provisorium gedacht, und schon

nach 15 Jahren dieses Provisoriums hat der Stadtrat auch tatsächlich den Bau einer neuen Metzsig für das Großvieh beschlossen. Aber Provisorien erweisen sich manchmal als sehr zählig, und es sollte noch weitere



Der im November 1971 vollendete Kornhaus-Neubau mit dem 1970 davor erstellten ehemaligen spätgotischen Fischbrunnen gibt dem Marktgetriebe seine besondere Atmosphäre

Foto: Willy Pragher

230 Jahre dauern, bis das Provisorium der großen Metzsig im Kornhaus beendet und der Stadtratsbeschluss verwirklicht werden konnte. So ist es denn auch folgerichtig geschehen, daß während dieser jahrhundertelangen anderweitigen Verwendung als Metzsig der Name Kornhaus völlig außer Gebrauch kam und das Gebäude im 17. und 18. Jahrhundert nur noch „Große Metzsig“ hieß.

Auch der einstige Tanzsaal im Obergeschoß des Kornhauses wurde schon bald nach der Einrichtung der Metzsig von den Tanzlustigen gemieden, wegen „des üblen Geruches“, der aus der Metzsig heraufdrang. Allenfalls konnten durchziehende Gaukler und Seiltänzer vom Kornhaus aus zum Münster ihr Seil spannen und ihre Künste zeigen

oder fahrende Possenreißer und Springer in dem sonst brachliegenden Saal die Freiburger belustigen. Erst als sich 1770 abermals hoher Fürstenbesuch ankündigte und die Kaisertochter Maria Antoinette auf ihrer Brautfahrt nach Frankreich in Freiburg Station machte, regte sich das Bedürfnis nach einem gut eingerichteten Theatersaal. Das „solenne Spectaculum“ anlässlich des Fürstenbesuches mit Ballettaufführungen fand aber nicht im Kornhaus, sondern in der Aula des ehemaligen Jesuitenkollegs statt. Doch ging man noch im selben Jahre 1770 daran, den Saal in der Metzsig für die „reisenden Banden“, wie die fahrenden Theatergruppen in den Ratsbüchern genannt wurden, als ständigen Theaterraum herzurichten. Das Kornhaus war somit Freiburgs erstes



Im Endinger Kornhaus von 1617 ist der Typus des Freiburger Kornhauses noch deutlich erkennbar, trotz spätgotischer Einzelformen

Foto: Karl Kurrus

Theaterhaus geworden. Und seit man 1785 auch die Metzger aus dem Untergeschoß vor das Martinstor hinaus verlegt hat, nahm der geruchfreiere Kornmarkt im Erdgeschoß seinen alten Platz wieder ein.

Wieviele wandernde Theatergruppen seitdem in dem „Comödien- und Kornhaus“, wie das Haus nun wieder offiziell hieß, vor dem Freiburger Publikum spielten, ist nicht bekannt. Man müßte eine lange Geschichte des Freiburger Theaters hier entwickeln, wollte man alle bedeutenderen dramatischen Aufführungen und ihre Akteure hier erwähnen. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß das Freiburger Theaterpublikum hier erstmals mit Schillers und Lessings Dramen bekannt gemacht worden ist, daß hier im Kornhaus die Freiburger Erstaufführungen von Webers Freischütz, Mozarts Zauberflöte und Entführung aus dem Serail

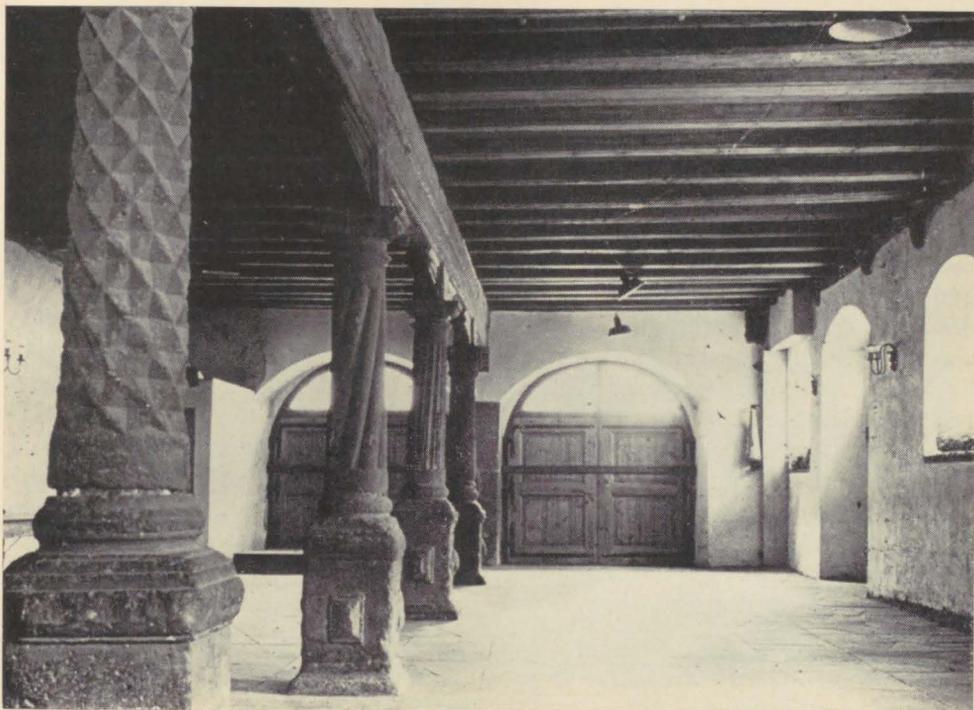
stattgefunden haben, daß der Freiburger Student Konradin Kreutzer hier nach erfolgreicher Aufführung seines ersten Singspiels im Jahre 1800 sich entschloß, das Jurastudium an den bekannten Nagel zu hängen, um sich nur noch der Musik zu widmen, daß hier der kleine, zwölfjährige Albert Lortzing in Kinderrollen auftrat, während der Pausen Gedichte von Gellert deklamierte, dieweil der Vater die Schillerschen Schurken und Bösewichter mimte und die Mutter als Soubrette den Zuschauern gefiel. Natürlich wuchsen mit dem sich allgemein entwickelnden Theaterleben auch die Ansprüche des Publikums. Um 1820 genügte der Kornhaussaal den Freiburger Theaterenthusiasten in keiner Weise mehr. Sie wollten ein neues, besseres Haus und mokierten sich darüber, daß zwar die Mimen die Ochsen und Kälber aus der Metzger vertrie-

ben hätten, aber statt ihrer nun die Helden, Liebhaber und Sänger seit 50 Jahren selbst dort brüllten. 1823 zog das Theater in die säkularisierte Kirche des Augustinerklosters um, und das Kornhaus wurde nunmehr wieder seinem ursprünglichen Zwecke zugeführt, und zwar in allen Geschossen. Bei dieser Gelegenheit ersetzte man die schmalen Fenster im Erdgeschoß durch jene großen Spitzbogenfenster, wie sie uns allen noch in Erinnerung sind.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts ging der Kornhandel in der Stadt stetig zurück, nicht weil die Freiburger etwa weniger Brot brauchten — im Gegenteil, die Stadtbevölkerung nahm von Jahr zu Jahr zu — sondern weil mit der Verdichtung und Verbesserung der Verkehrswege, insbesondere mit der Einführung der Eisenbahn neue Möglichkeiten des Handelsverkehrs sich eröffneten und zugleich mit der gewandelten Wirtschaftsstruktur das Speichern von Korn durch die Stadt überflüssig wurde. So machten sich Ende der 70er Jahre einige Freiburger Gedanken darüber, wie man die leerstehenden Geschosse über der Kornhalle, in welcher schon länger kein Korn mehr gehandelt, sondern Marktrequisiten aufbewahrt wurden und in welcher bei Schlechtwetter der tägliche Wochenmarkt abgehalten wurde, einer nützlicheren Verwendung zuführen könnte. Da es der Stadt an einem angemessenen Fest- und Konzertsaal gebrach — die Feierlichkeiten anlässlich der Einweihung des Siegesdenkmals 1875 hatten dies deutlich gezeigt — gründeten sie eine Interessengemeinschaft und nannten sich „Kornhauskommission“. Diese Kommission unterbreitete im Jahre 1880 dem Stadtrat den Vorschlag, den Saal im Obergeschoß unter Einbeziehung des darüberliegenden Stockwerks zu einem Konzertsaal aus- und umzubauen. Der Vorschlag wurde abgelehnt, ein zweiter Vorstoß im nächsten Jahr bewirkte immerhin, daß die Stadtväter das Stadtbauamt beauftragten, Pläne aus-

zuarbeiten und einen Kostenvoranschlag aufzustellen. Aber das auf 40 000 Mark veranschlagte Projekt verfiel abermals der Ablehnung. Doch der findige Initiator der Kornhauskommission, der kommunalpolitisch engagierte Zahnarzt Guenther, dem das Bohren von Berufs wegen schon eine Lust war, ließ nicht locker. Als Eingabe um Eingabe keinen Erfolg brachte, erließ er einen öffentlichen Spendenaufruf, der ihm auf Anhieb 6000 Mark einbrachte, die sich in kurzer Zeit auf das Doppelte erhöhten. Nun gründete er ein Garantie-Konsortium, das die Sicherung der Finanzierung des Umbaus gewährleisten sollte. Er verstand es, dieses Garantie-Konsortium zu einer Art Kriegsfregatte gegen den Widerstand auf dem Rathaus aufzutakeln. Als Gallionsfigur hatte er den berühmten Freiburger Anatomieprofessor Geheimrat Dr. Alexander Ecker gewinnen können, als gewiß patentierter Steuermann fungierte der Freiburger Privatbankier Mez, Zahnarzt Guenther selbst machte mittschiffs den nötigen Wind, und so segelte er, ständig Breitseiten von Aufrufen abfeuernd, auf das Rathaus zu. Am 27. Juli 1883 kapitulierte der Stadtrat: mit 50 gegen 29 Stimmen entschied sich der große Bürgerausschuß für den Ausbau des Konzertsaales.

Der Saal wurde mit einer Holzverkleidung versehen und im Geschmack der damaligen Zeit bemalt, zwei Kronleuchter spendeten von der Decke das moderne Gaslicht, und eine Luftheizung wurde in dem dazu ausgeschachteten Keller installiert. Der über 500 Personen fassende Saal sollte zu Neujahr 1885 festlich eingeweiht werden, aber fertig war an diesem Tag nur die hierzu verfaßte Festbroschüre. Es wäre ja auch wider die Tradition gewesen, und so wurde der Saal eben erst Ende Februar 1885 eingeweiht. Ein paar Kleinigkeiten mehr standen selbstverständlich auch auf der Endabrechnung.



Endinger Kornhaus: Die ehemals offene, nach Freiburgs Vorbild ebenfalls zweischiffige Halle im Erdgeschoß, im Endinger Sprachgebrauch „Laube“ genannt

Foto: Karl Kurrus

Mit einem großen Fest- und Solistenkonzert des Philharmonischen Vereins erhielt der Saal seine musische Weihe. Die „Freiburger Zeitung“ berichtet begeistert von dem trefflich zusammengestellten Programm, das die hervorragenden akustischen Eigenschaften des neuen Konzertsales hervorreten lassen. Wiederum war man mit Recht stolz auf den neuen Musentempel, und nicht minder stolz war Zahnarzt Guenther, der nun auch noch die Außenfassade verschönt haben wollte. Ein Preisausschreiben erbrachte 11 Vorschläge. Fünf davon wurden durch eine städtische Jury ausgewählt und angekauft, verwirklicht wurde keiner, nicht zum Nachteil der „schlichten Würde“, die dem Stil und der Architektur des Kornhauses eigen war.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts geriet der Kornhaussaal wieder mehr und mehr ins

Hintertreffen, selbst für Studentenkommerzien er nicht mehr geeignet, weil die Wirte vom „Geist“, „Engel“ und „Rheinischen Hof“ um die Nachtruhe ihrer Gäste fürchteten. Die Kornhalle im Untergeschoß war Aufbewahrungsraum für Marktgerät, lediglich der Saal hat nochmals eine künstlerische Bereicherung erfahren: Hans Adolf Bühlers Triptychon aus der Harlungensage schmückte die Stirnwand über dem Podium. So ist dem Verfasser der Kornhaussaal selbst noch in Erinnerung aus den Dreißiger Jahren, als die Rotteck-Oberrealschule ihre Jahres-schlussfeiern darin abhielt.

Als die Freiburger 1497 daran gingen, „ein nüwes Tanzhus oder Kornhus“ zu bauen, und diese allem Anschein nach noch offene Frage dann durch die Errichtung eines Mehrzweckbaues in angemessener Weise zu lösen wußten, neigte sich die mittelalterliche Welt

ihrem Ende zu. Vom Kornhaus, 1504 fertiggestellt, über den 1513 vollendeten Münsterchor, unter dessen Wölbung Meister Baldung, genannt Grien, einen der schönsten Hochaltäre der deutschen Spätgotik schuf, bis hin zum 1532 erbauten Kaufhaus, spannt sich nicht nur ein räumlich-lokaler Bogen baugeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Denkmäler, es ist weit mehr noch ein Bogen geistesgeschichtlicher, säkularer Entwicklung, der das Ende des Mittelalters mit dem Beginn der Neuzeit verbindet. An dem einen Ende des Bogens aber steht das historische Freiburger Kornhaus.

Vor diesem hier nur ganz knapp angedeuteten zeitgenössischen Hintergrund muß man den Bau des ersten Kornhauses auch sehen und würdigen, um sich mit dem, was nun äußerlich wieder aus den Trümmern erstanden ist, auseinandersetzen zu können. Wenn heute ein dem alten Bau äußerlich nach-

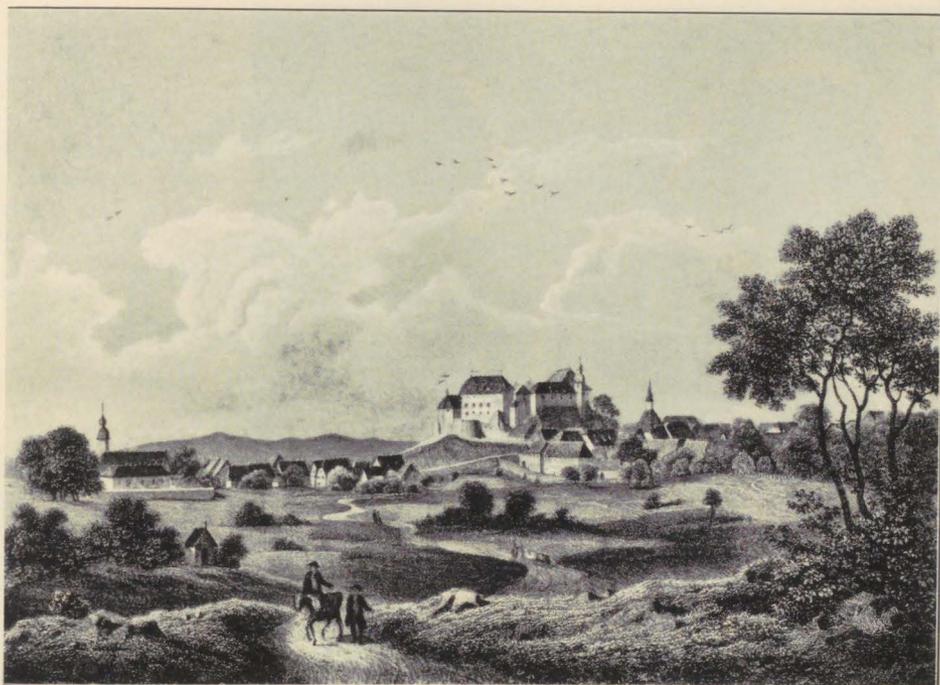
empfundenes neues Gebäude errichtet worden ist, so können wir nach den oben dargelegten Betrachtungen und Untersuchungen die eingangs gestellte Frage nach dem weiteren Gebrauch des Namens „Kornhaus“ mit guter Zuversicht und triftigen Gründen bejahen, auch wenn die Frontseite zum Münsterplatz hin mit der Aufschrift „Ratskeller“ versehen ist. Sie soll wohl daran erinnern, daß der 1885 eröffnete Konzertsaal auch gleichzeitig als Sitzungssaal des großen Bürgersausschusses diente und bis 1891 das „eigentliche Heim der städtischen Kollegien“ war, wie es der damalige Oberbürgermeister Dr. Schuster formulierte. Wie immer auch die Meinungen heute sein mögen, das neue Kornhaus wird durch seine äußere Gestalt dem Geschichtskundigen stets Erinnerung an eine ereignisreiche Vergangenheit und für die Gegenwart Anlaß zur Besinnung und Orientierung sein.

Gnade

*Daß wir nicht wissen,
Wann unsere
Stunde schlägt,
Das heiß ich Gnade.
Mitten
Aus heiterem Spiel,
Aus heißem Bemühen,
Vielleicht auch
Aus brennender Scham
Heraus*

*Trifft uns das Schicksal,
Reißt uns
Das Werk aus den Händen,
Schließt uns
Sanft unsre Augen.
Wie es auch sei. —
Gnade heiß ich,
Daß uns Gewißheit
Des Endes
Verwehrt ward.*

Hans Bahrs



Mahlberg

Gemälde von R. Höfle

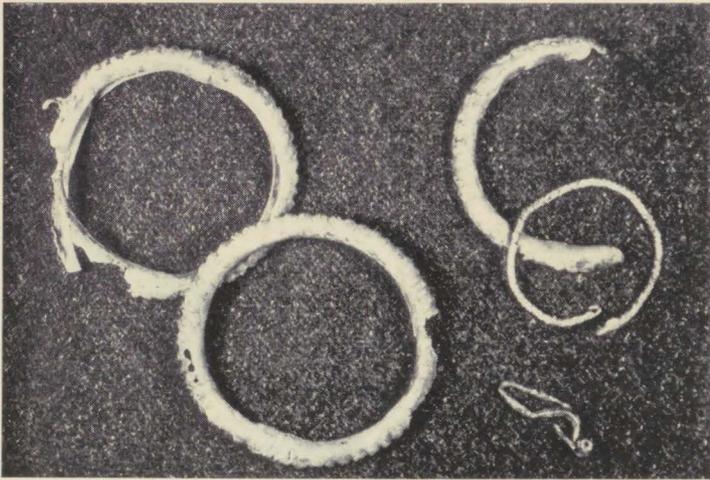
Mahlberg in der Ortenau und sein Stauferschloß

Von Willi Hensle, Lahr

Wer auf der Autobahn auf dem nicht gerade interessanten Abschnitt Lahr—Ettenheim in südlicher Richtung durch das Rheintal eilt, wird kaum etwas Besonderes bemerken, das seinen Blick von der Fahrbahn ablenken könnte. Wer hingegen von Süden kommend auf der Bundesstraße in Richtung Lahr fährt, erkennt in der Höhe von Ettenheim—Altdorf plötzlich die elegante Kurvenführung der Straße, die sich über einen von Ost nach West hinziehenden Geländeriegel emporschwingt, der in einem mächtigen Basaltklotz endet. Wenn dann der Autofahrer noch etwas Zeit für die Umgebung, einen Blick für die Landschaft hat, sieht er zur Linken als Abschluß dieser Bodenschwelle malerisch gelegen ein gut erhaltenes,

weitläufiges Schloß, eine hochragende Burg liegen, das Schloß zu Mahlberg, welches das kleine, aber alte und aufstrebende Landstädtchen gleichen Namens überragt.

Schon auf einem ersten Rundgang durch das Städtchen erkennen wir deutlich, daß neben der Schloßanlage, durch einen grabenartigen Einschnitt getrennt, die Siedlung Mahlberg als eine Art Unterstadt sich entwickelt hat, über die Burg oder Schloß als Oberstadt hinausragen. Durch sein massiges Mauerwerk und die festen Wehrgänge ist das sogenannte „Alte Schloß“ besonders gekennzeichnet, das auf der südöstlichen Ringmauer des Basaltberges errichtet ist und zu einer Höhe von vierzig Metern sich erhebt. Einbezogen in diesen sicheren Bereich



Schmuck aus einem keltischen Mädchengrab der La Tène-Zeit; gefunden im Mahlberger Gewann „Kindsloch“

Foto: W. Hensle

war der frühere Marktplatz; an ihm standen neben der Schloßkirche, der heutigen evangelischen Kirche, das jetzt zum Rathaus umgebaute reiche Kaufhaus und andere große Gebäude. Über allem aber liegt droben auf dem Bergkamm, ausgewogen und ruhig, das „Neue Schloß“ als weithin sichtbares Wahrzeichen der Landschaft, als ein seit eh und je naturgegebener Beobachtungspunkt.

Wenn man hinter dem festen Tordurchgang zum heutigen Schloß steht, hat man von der hochgelegenen Kanzel eine Sicht beinahe rundum nach allen Seiten. Frei kann der Blick sich entfalten, frei kann der Blick sich hinwagschwingen über die grünflächige Rheinebene bis hinüber zu den Vogesen, über das Kaiserstuhlgebirge und über die lößbedeckte, hügelige Vorbergzone, hinter der die waldbewachsenen Bergrücken des Hünersedelgebietes und des Geroldsecker Landes herausragen.

Bei dieser umfassenden Rundsicht und der durch den Basaltrücken gegebenen sicheren Lage ist es nicht verwunderlich, daß man auf frühgeschichtliche Funde stieß. Die Grabbeigaben und Schmuckstücke eines Mädchengrabes zum Beispiel weisen eindeutig in die La Tène-Zeit, in der Kelten etwa ab 300 v. Chr. diesen, die Umgebung beherrschten

den Punkt in der Oberrheinebene schon besiedelt hatten. Auch den Römern war der Hügel bekannt. Bei Straßenbauarbeiten traten mächtige neben- und übereinandergeschichtete Eichenprügel und Holzbalken zutage als Überreste eines Knüppeldammes, wie sie die Römer in den nördlichen Sumpfwaldungen anzulegen pflegten; denn über den Mahlberger Buck hatten sie rechtsrheinisch eine ihrer Militär- und Versorgungsstraßen von Mainz aus über Baden-Baden und Breisach nach Basel und Kaiser-Augst gelegt. Auf ihm errichteten sie vermutlich auch ein Befestigungswerk als Grenzschutz oder eine Signalstation zur Straßensicherung; ging doch der Blick ungehindert südwärts bis Riegel und nach Norden bis Dinglingen; und beide Orte sind als alte Römersiedlungen ausgewiesen. Die Notwendigkeit eines solchen, durch sumpfiges Rheinauen- und Waldgelände führenden Knüppelweges aber wird erklärlich, weil der Rheinstrom in damaliger Zeit noch nicht so manierlich und ordentlich durch das Rheintal und die Ebene floß wie heute nach der Tullakorrektion und dem Bau des Rheinseitenkanals; vielmehr fluteten seine Wasser nachweislich immer wieder hin bis zu den Hügeln und Vorbergen des Schwarzwaldes.



Buckelquaderwerk aus staufischer Zeit am „Alten Schloß“

Foto: W. Hensle

Als die Alemannen im 3. Jahrhundert die Römer endgültig aus dem Zehntland verdrängt hatten, erstand bald auf den römischen Mauerresten ein frühmittelalterliches Bollwerk als Vorläuferin der mittelalter-

lichen Burg. Weithin sichtbar, einfach und leicht im Gelände erkennbar, daher gut anstreb- und erreichbar, mag dieser Platz auf der Bodenschwelle schon immer mehr als nur Wohnbereich gewesen sein. Zweifelsohne diente er schon den Kelten und später wohl auch den am Oberrhein sesshaft gewordenen Alemannen der südlichen Mortenau nahe der Grenze zum benachbarten Breisgau als Grenz- und markanter Markierungspunkt, aber auch als Versammlungs- und Gerichts-ort, als Thing- oder Malstätte, wovon sich die heutige Ortsbezeichnung Mahlberg bedenkenlos herleiten läßt.

Im Jahre 1007 übergab der sächsische Kaiser Heinrich II., sonst bestrebt, seinen kaiserlichen Besitz bis an den Rhein auszuweiten, unter Wahrung der Schirmvogtei-rechte die Grafschaft Ortenau mit ihrem südlichen Vorort Mahlberg dem von ihm gegründeten und stets bevorzugten Bistum Bamberg. Erstmals nennt uns diese Beleihungsurkunde Mahlberg mit Namen. So gegen 1200 entstanden die Anfänge der gegenwärtigen Schloßanlage, der sich ein kleineres, städtisches Gemeinwesen von Burgleuten und Bürgern bald zugesellte. Das Ganze war ein von Wall und Graben umsäumter, abgesicherter Platz; somit waren schon früh die Voraussetzungen für eine Verleihung von Stadt- und Marktrechten ge-

Schloß Mahlberg

Zeichnung von Naehrer



geben. Bereits Konrad III., der erste Hohenstaufenkaiser, soll auf der Burg eingekehrt sein und Mahlberg zur Stadt erhoben haben. Seine Marktrechte erhielt es 1221 von Friedrich II., der dafür den Markt im benachbarten bischöflich-straßburgischen Ettenheim aufhob. Daraus folgte mit dem Bischof von Straßburg ein beachtlicher Kompetenzstreit, der damit endete, daß man beiden Städten, jedoch an verschiedenen Wochentagen, das Marktrecht zugestand.

Inhaber der Vogteirechte des Reichslehens waren zur Stauferzeit die Grafen vom Breisgau, die späteren Herzöge von Zähringen, bis zum Erlöschen des Geschlechtes im Jahre 1218. In diesem auch für die Landesgeschichte so bedeutsamen Jahr diente die Mahlberger Burg dem deutschen Kaiser Friedrich II. vorübergehend als Wohnsitz, als dieser daranging, die von den Zähringern



Markgraf Wilhelm von Baden, der tatkräftige Großvater des Türkenlouis



Markgraf Eduardus Fortunatus von Baden-Baden

bisher mitverwalteten Ortenauer Rechte des Bistums Bamberg wieder an sich zu ziehen, aber auch sich in Deutschland eine feste, zuverlässige Gefolgschaft zu sichern und die deutschen Fürsten für seinen Sohn Heinrich zu gewinnen; ihn wollte er zum König und zu seinem Stellvertreter im Reich machen. Bekanntlich hat Friedrich durch diesen Schachzug diplomatisch geschickt die päpstlichen Forderungen auf Trennung von Reich und Sizilien durchkreuzt. Auf seiner ersten Deutschlandfahrt unterschrieb und siegelte der Kaiser im November 1218 auf der Mahlberger Burg in Anwesenheit zahlreicher Herzöge und Grafen, unter ihnen auch ein Heinrich von Geroldseck, einen ausführlichen Schutzbrief für das Breisgaukloster Tennenbach. Sicherlich traten von nun an die bislang noch unbedeutenden Geroldsecker stärker in den Kreis der am Ober-



Herzog Bernhard von Weimar leitete vom Mahlberger Schloß aus seine oberrheinischen Unternehmungen 1637/38

rhein bevorzugten staufischen Ministerialen. Als Besitzer und Herren der Herrschaft Mahlberg hatten die Hohenstaufen wesentlichen Anteil am Ausbau der alten Burganlage; sie war integrierender Bestandteil des den schwäbischen mit dem elsässischen, besonders dem unterelsässischen Stauferbesitz verbindenden und schützenden Burgensystems. Heute noch sehen wir am Mauerwerk des alten Schlosses, der späteren Landschreiberei, die für den hohenstaufischen Burgenbau so typischen Sandstein- und Buckelquader. Nicht ganz fünfzig Jahre später, am 28. 9. 1265, verkaufte der letzte Hohenstauffer, Konradin, seinen Heereszug nach Italien zur Erringung der Kaiserkrone vorbereitend, mit Zustimmung der Bischöfe von Straßburg und Bamberg die Schloß- und Herrschaftsrechte von Mahlberg um eintausend Mark Silber an das Ortenauer Dynastengeschlecht der Geroldsecker, die als

Stauferanhänger nach dem 1246 ausgesprochenen päpstlichen Bannfluch über Friedrich II. es verstanden hatten, in Übereinstimmung mit dem Straßburger Bischof, die Herrschaft über Mahlberg an sich zu bringen und trotz heftigster Gegenmaßnahmen und kampfbetonter Erbansprüche der Freiburger Grafen für über zweihundert Jahre zu behaupten. Noch einmal bestätigte ihnen Kaiser Heinrich VII. 1362 ihr Reichslehen.

Diese Geroldsecker mit ihrer Stamburg Hohengeroldseck, der heute noch imposanten Ruine oberhalb von Lahr zwischen dem Kinzig- und Rheintal gelegen, waren im 13. Jahrhundert zu einem der mächtigsten und angesehensten Geschlechter am Oberrhein geworden. 1277 starb der machtvolle und zielstrebige Walter von Geroldseck; seine Herrschaft wurde geteilt: Seelbach im Schuttertal wurde für Hohengeroldseck, Schloß Mahlberg für die neue Herrschaft Lahr-



Der kaiserliche Reitergeneral Johann van Werth ließ 1642 das Schloß zerstören



*Erbprinz Ferdinand Maximilian von Baden,
Vater des Türkenlouis*

Mahlberg Verwaltungsmittelpunkt des geteilten Erbes. Doch die Lahr-Mahlberger Linie starb 1426 im Mannesstamm aus, und die Erbschaft fiel an das angeheiratete Geschlecht derer von Moers am Niederrhein. Diesen Herren von Moers aber brachte die Erbschaft keine reine Freude; denn sofort erhoben die Hohengeroldsecker Verwandten zur Abrundung ihres Territoriums Erbansprüche, gegen die sich die Grafen von Moers gewaltig zur Wehr setzen mußten. Das stürzte sie in solche Schulden, daß sie 1442 das Eigentum ihres Lahr-Mahlberger Erbes zur Hälfte an den Markgrafen von Baden verpfändeten und 1497 ihm sogar käuflich überließen. Herren waren fortan je zur Hälfte der Markgraf von Baden-Baden und die Grafen von Moers-Saarwerden. Wie beide die gemeinsame, ungeteilte Herrschaft verwalteten, bleibt ungewiß.



*Prinzessin Luise Christine von Savoyen-Carignan,
Gattin des Erbprinzen Ferdinand Maximilian*

1527 schon folgten den Grafen von Moers-Saarwerden Verwandte aus dem Hause Nassau-Saarwerden in der Herrschaft nach, die stark dem Protestantismus zuneigten; ihnen folgte ein halbes Jahrhundert später das Haus Nassau-Weilburg, nach dem im Dreißigjährigen Krieg Nassau-Saarbrücken die Herrschaft antrat. Keine Stetigkeit der Besitzfolge war somit diesem nassauischen Herrschaftsteil gegeben. Aber auch das katholisch und stets kaisertreu verbliebene Haus Baden-Baden erfuhr, vom evangelischen Baden-Durlach zeitweilig in seiner Herrschaft stark bedrängt, seine besitzrechtlichen Auseinandersetzungen, die als „oberbadische Okkupation“ in die engere Heimatgeschichte eingingen.

Vorübergehend mußten damals die Untertanen von Lahr-Mahlberg dem Markgrafen von Baden-Durlach huldigen. Der lebenslustige und verschwenderische Markgraf von



Jugendbildnis von Prinz Ludwig Wilhelm

Baden-Baden, Eduardus Fortunatus, gedachte sein Leben noch weniger einzuschränken als sein Vetter und Vorgänger Philipp II. Wie dieser wollte er es den Mächtigen seiner Zeit gleichtun, wollte große und weite Reisen unternehmen, ein prachtvolles Schloß mit aufwendiger Hofhaltung besitzen, alles Wünsche, die den keineswegs üppigen markgräflichen Finanzen überaus schlecht bekamen. Um die leere Geldkassette zu füllen, war Eduard Fortunat bereit, seinen markgräflichen Anteil an Lahr-Mahlberg, nein, die ganze Markgrafschaft sogar an die reichen Geldgeber seiner Tage, an die Fugger zu Augsburg, zu verpfänden. Das aber scheiterte am tatkräftigen Widerspruch der evangelisch gewordenen Durlacher Vettern. Diese vertrieben Fortunatus und übernahmen mit der katholischen Markgrafschaft auch die Herrschaft über Lahr-Mahlberg,

um diese mit den ebenfalls dem Protestantismus zuneigenden Nassauern gemeinsam zu verwalten. All das geschah in der Zeit, in der man mit den Herren auch das religiöse Bekenntnis zu wechseln hatte. Auch Lahr-Mahlberg, einstens katholisch, wurde evangelisch, wieder katholisch, erneut protestantisch und wiederum rekatholisiert; besonders leidvolle und harte Zeiten kamen so mit dem Dreißigjährigen Krieg auch über unsere oberrheinischen Lande. Während dieser kriegerischen Wirren erlangte Eduard Fortunatus Sohn, der in der Verbannung tatkräftige Markgraf Wilhelm von Baden, als Parteigänger des 1622 bei Wimpfen erfolgreichen Kaisers und der siegreichen Liga von den Durlachern als den Verlierern sein Land wieder zurück. Der unerträglich gewordenen religiösen Spannungen wegen, die



Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis

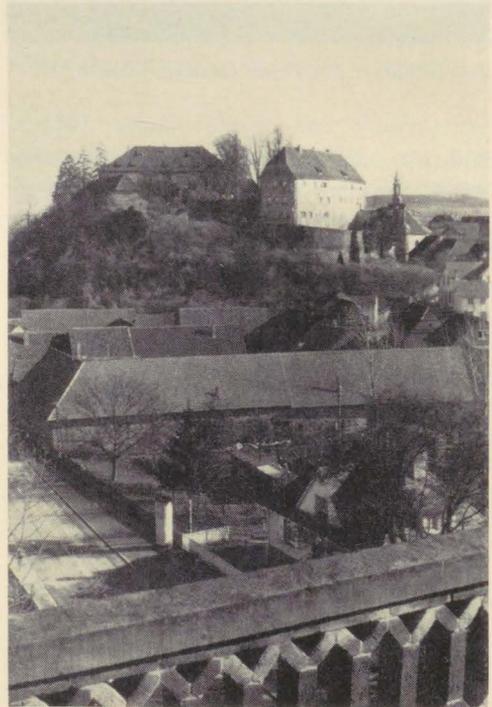


Markgräfin Sibylla Augusta. Sie weilte oft in Mahlberg

sich im Kondominat Lahr-Mahlberg zwischen den katholischen Badenern und den protestantischen Nassauern ergaben, erreichte der Markgraf Wilhelm schließlich die Realteilung der bisherigen gemeinsamen Herrschaft. Das war 1629. Dabei kam Stadt und Herrschaft von Lahr und Umgebung durch Losentscheid an Nassau, und in der Stadt Mahlberg wurde ein markgräfllich baden-badisches Amt errichtet, dem neben Stadt und Dorf Mahlberg die Orte Kippenheim, Kippenheimweiler, Sulz, Langenhard, Friesenheim, Oberweier, Heiligenzell, Ichenheim, Dundenheim und als südliche Exklave im vorderösterreichischen Territorium Wagenstadt an der Bleiche zur Verwaltung unterstellt waren. Im wesentlichen blieben diese badischen Teile fernerhin katholisch.

Schloß und Amtsstadt Mahlberg haben dann besonders in der Endphase des großen Krieges mancherlei erleben müssen, als der Kampf letztlich nicht mehr nur um die

Religion, sondern mehr noch um die politische Macht und Vormachtstellung zwischen dem Reich und den Franzosen ging und dabei um den Schlüssel zum Reich, um Breisach, gerungen wurde. Die Soldateska aller streitenden Parteien, der Kaiserlichen und Evangelischen, der Spanier, Schweden und Franzosen hauste furchtbar; und eine Partei übertraf die andere an Grausamkeiten. Die Jahre 1637 und 1638 vor allem brachten größte Not, bitterstes Leid und unbeschreibliches Elend über die Ortenau und den Breisgau. Damals hatte Herzog Bernhard von Weimar, der siegreiche Feldherr der Evangelischen und gleichzeitig Verbündeter der Franzosen, sein Quartier nach Schloß Mahlberg verlegt. Von hier aus leitete er seine Unternehmungen gegen den kaiserlichen Reitergeneral Johann van Werth, der das belagerte Breisach entsetzen sollte und



Die Schloßanlage heute von Süden Foto: W. Hensle



*Das einfache Barockportal am Neuen Schloß
(Südseite)*

Foto: W. Hensle

wollte. Aber auf dem Wege dorthin wurde die kaiserliche Truppe im sogenannten Kaiserwald zu Füßen des Mahlberger Schlosses

überrascht und vernichtend geschlagen. Nur wenige Jahre später, 1642, ließ der verwegene Johann van Werth, um gleichsam die Schmach seiner Niederlage auszutilgen, das Mahlberger Schloß zerstören.

Bekanntlich ging 1648 im Frieden von Münster und Osnabrück Frankreich als mächtigste Festlandsmacht aus dem gewaltigen Ringen hervor, auch in Zukunft bereit, seinen Einfluß weiter ostwärts und über den Rhein auszudehnen. Dieser Tatsache trugen einige deutsche Fürsten und Souveräne Rechnung; sie suchten Anlehnung an den näher wohnenden König von Frankreich und kümmerten sich nur wenig mehr um den deutschen Kaiser, der weit entfernt in Wien residierte. Und mancher deutsche Fürst suchte eine Heiratsverbindung mit dem französischen Königshaus, auch der Erbprinz von Baden-Baden, Ferdinand Maximilian.

Aus dieser Nachkriegszeit soll eine kleine Episode nicht unerwähnt bleiben. Zukünftige Markgräfin sollte die Prinzessin Luise Christine von Savoyen-Carignan aus der bourbonischen Verwandtschaft werden. Der Erbprinz ließ die Eheschließung vorbereiten, ließ die Hochzeit als „Fertrauung“ mit Hilfe eines Bevollmächtigten vor sich gehen und bereitete unter größtem Kostenaufwand



*Das Neue Schloß,
Nordansicht*

Foto: W. Hensle



Freiherr Christian von Türckheim. Ihm verdanken wir die Rettung des Schlosses 1828

das wiedererstellte Schloß Mahlberg aufs beste vor, um mit seiner jungen Gattin dort die Flitterwochen zu verbringen. Das Schloß mußte also für wert befunden worden sein, einer verwöhnten Prinzessin aus der Umgebung des künftigen Sonnenkönigs den Wechsel in die badische Provinz und Verbannung, wie man damals in Paris verächtlich sagte, zu erleichtern. Alle Vorbereitungen zum Empfang der jungen, zukünftigen Markgräfin waren getroffen; aber vergebens wartete man in Mahlberg, vergebens wartete der Erbprinz. Seine Gattin, verwöhnt und eigensüchtig wie sie war, war nicht gewillt, dem Hof und dem flotten Hofleben in Paris zu entsagen. All die Bitten des nach Paris geeilten Gatten, alles Zureden von Freunden, selbst eine Intervention des Papstes blieben erfolglos, auch als sich die Markgräfin als Mutter fühlte. Wenige Wochen

nach der Geburt des Kindes kehrte der enttäuschte Vater kurzentschlossen mit dem Knaben, der seine Mutter zeitlebens nie wieder sah, in die Heimat zurück. Ludwig Wilhelm hieß das Kind; es war der später so vielgerühmte und vielgepriesene Türkenlouis, der einen Teil seiner Jugendjahre auf Schloß Mahlberg verbrachte.

Schon in seinem ersten selbständigen Regierungsjahr 1677 sah Markgraf Ludwig Wilhelm in seinem Land Truppen Ludwigs XIV., der seit 1667 zur kriegerischen Eroberungspolitik übergegangen war. Mahlberg und sein hochragendes Schloß wurden erneut zerstört. Als zweistöckiger Barockbau mit schlichtem Portal und einem schlanken Turm wurde das neue Schloß auf den alten Grundmauern wiedererstellt; doch zogen sich die Arbeiten wegen der Kriegswirren am Oberrhein ungemein in die Länge. Einen nicht unwesentlichen Anteil und Einfluß am Wiederaufbau und an der Neugestaltung des Schlosses, besonders auch der ebenfalls zerstörten Schloßkirche, hatte die Mark-



Schloßkirche

Foto: W. Hensle

gräfin Sibylla Augusta, die Erbauerin von Favorite. So manche Stukkaturembleme und Wappenbilder in der renovierten Kirche weisen auf den Türkenlouis als Schloßherrn hin. Als achteckiger Rundbau errichtet, war das Gotteshaus der heiligen Katharina geweiht, deren Lebenslegende in acht Medaillons an der Stuckdecke zu sehen ist, während das große Deckengemälde des Freiburger Barockmalers Johann Pfunner bei der jüngsten Restaurierung nicht mehr zu retten war. Seit 1807 ist die Schloßkirche evangelische Pfarrkirche von Mahlberg.

Auch das 19. Jahrhundert brachte dem Mahlberger Schloß und Mahlberg mancherlei Aufregungen, wenn auch nicht mehr kriegerischer Art. 1771 schon war unter Karl Friedrich die Vereinigung von Baden-Baden mit Baden-Durlach im toleranten Geist der Aufklärung vorbereitet und vollzogen worden. Die Gebiets- und Herrschaftsveränderungen, die sich aus der Säkularisation und aus dem Napoleonischen Regiment ergaben, waren für Mahlberg mit seinem Oberamt und dem Sitz der Forst-, Finanz- und Domänenverwaltung nicht von Vorteil. Die benachbarten fürstbischöflichen Straßburger Gebiete um Ettenheim fielen 1803 an Baden; und schon 1813 verfügte man die Erhebung Ettenheims zur badischen Amtsstadt. Mahlberg als Oberamt wurde aufgehoben und seine Amtsgemeinden auf Ettenheim, Lahr, Offenburg und Kenzingen verteilt. Der Protest der Gemeinden blieb ungehört; und bald wechselte eine Verwaltungsstelle nach der anderen, ein Amtsträger nach dem andern aus Mahlberg hinüber nach Ettenheim. Nur das evangelische Pfarramt blieb und betreute Ettenheim als Filialgemeinde bis 1961. Für das leerstehende Schloß, bisher Sitz und Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirkes, hatte man aber nach 1813 keine Verwendung mehr.

Was in den Folgejahren sich abspielte, ist beispielhaft für die Handlungsweise und Einstellung der damaligen badischen Finanz-



Major Heinrich v. Hennenhofer, der von 1832–1840 zurückgezogen im Alten Schloß lebte, war angeblich an der mysteriösen Affäre um Kaspar-Hauser beteiligt Stadtarchiv Ansbach

und Domänenverwaltung, die in den alten historischen Gebäuden keine Kulturwerte, sondern lediglich Materialwerte sah. Der Staat wußte mit dem leeren Schloß zu Mahlberg nichts mehr anzufangen. Die Domänenverwaltung beschloß daher dessen Versteigerung auf Abbruch. Schloß Mahlberg wäre nicht mehr, hätte nicht der Freiherr Christian von Türkheim aus dem benachbarten Altdorf seinen Wert erkannt und das Bauwerk ersteigert. Ihm danken wir heute das Schloß als Schmuckstück unserer mittelbadischen Heimat und insonderheit des Geroldsecker Landes. Es blieb bis zur Stunde bewohnt und birgt heute noch eine Fülle von sehenswerten Möbeln, Gerätschaften und anderen Kunstgegenständen vor allem aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die zusammen mit der Rundbaukirche und dem Blick über die Landschaft einen Abstecher und einen Besuch lohnen.

Von den Ortenauer Grafen von Hohengeroldseck und ihrer Raumpolitik

Von Willi Hensle, Lehr

In der südlichen Ortenau wird der Landstrich zwischen Rhein und Kinzig, der oberen Elz und der Bleiche überragt von der zentral und hoch gelegenen Burgruine Hohengeroldseck; er erhielt nach dem einst dort beheimateten mittelalterlichen Grafengeschlecht derer von Geroldseck seinen Namen: Geroldsecker Land.

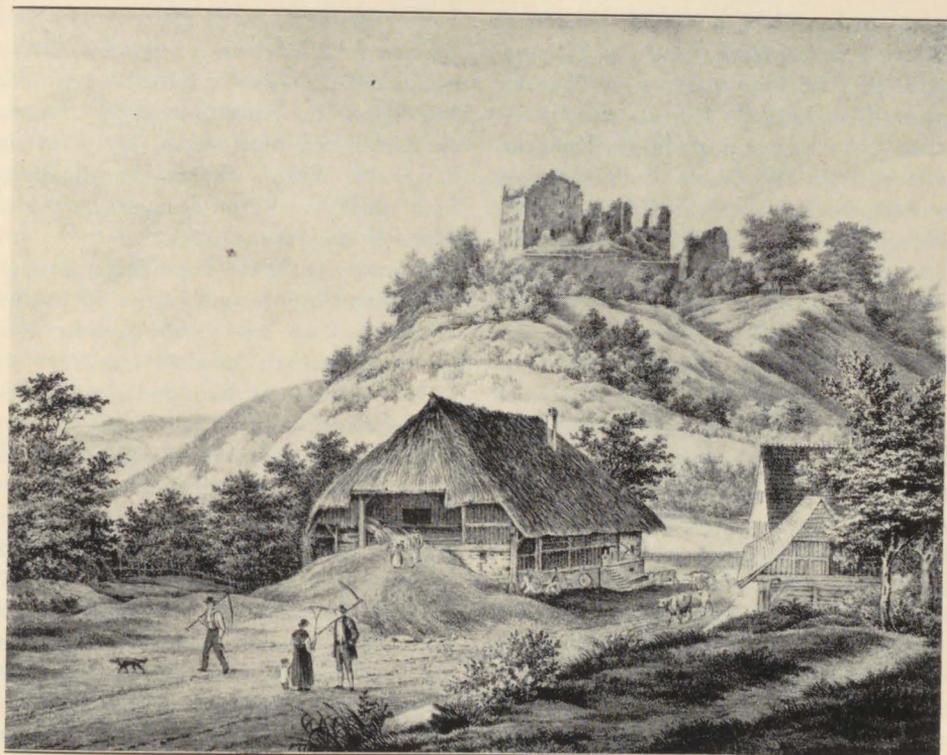
Über die letzten Abschnitte dieses geroldseckischen Geschlechts und auch über sein Ende sind wir anhand von zwei historischen Quellenwerken eingehend informiert, von denen das eine Werk im 16., das andere im 18. Jahrhundert zum Lob und Ruhm des Geroldsecker Namens verfaßt wurde. Es geschah dies keineswegs aus historischer Objektivität und vorurteilsloser Leidenschaft, um einer späteren Geschichtsschreibung aufzuhelfen, sondern um für die Geroldsecker Gunst, Huld und Vorteile zu schaffen; denn längst war der Höhepunkt des geroldseckischen Hauses überschritten. Die Nachfahren waren durch ihre Politik und ihr Leben entartet und verarmt, so daß dies Geschlecht, für seine Streitlust und Unverträglichkeit weithin bekannt geworden, im 15. Jahrhundert mehrfach zur Rechenschaft gezogen und gemäßregelt wurde, nicht nur die und jene Besetzung verlor, sondern auch den Stammsitz und neben der Heimat fortan das allseitige Ansehen entbehren mußte. Ernüchert mühte man sich daher beim Kaiser wieder um des Reiches Gunst, nach langem Bemühen erst mit Erfolg. 1504 schließlich erhielten die Geroldsecker vorläufig nur nominell, 1511 dann realiter ihren früheren Besitz mit der Stammburg zwischen Rhein und Kinzig, als Reichslehen allerdings nur, vom Kaiser Maximilian wieder zurück.

Die Freude darüber war sicherlich groß; sie war nach langen Jahren der Entbehrung

auch berechtigt. Und aus solcher Stimmung heraus kündet ohne Zweifel die Inschriftentafel, die man vor Jahrzehnten im Schutt der beachtlichen Burgruine oberhalb der Paßhöhe zwischen Kinzigtal und Rheinebene gefunden hat und die jetzt den Eingang zur hinteren Burg überkrönt. In der überschwenglichen Weise des 16. Jahrhunderts steht dort zu lesen:

„Hohengeroldseck,
mich bau(en liesz)
von ehrn reich herr Geroldt hiesz,
dem groszen keiszer Karlo werdt,
in vil ritterlichen thate bewert.
Wardt auch Marrgroff in Oesterreich,
in Schwoben hertzog zugleich,
auch groff zu Bussen genandt,
den namen tragen in solchem standt.
Do her sein nochgeborn geschlecht
diesz ehrnn woppen fieret recht.“

Nach dieser Tafel hat also ein Graf Gerold als Paladin Karls d. Gr. diese Burg erbauen lassen. Weit zurück in die Vergangenheit möchten demnach Urheber und Verfasser der Tafel das zu preisende und gepriesene Geschlecht zurückverfolgen und bestätigen. Noch weiter zurück weist uns der humanistisch gebildete Verfasser der 1530 niedergeschriebenen Pappenheimischen Chronik, der Hauschronik der Hohengeroldsecker.¹⁾ Hierin werden über Karl d. Gr. hinaus Beziehungen zu altrömischen Adelsfamilien geschaffen, wenn behauptet wird, dieser Gerold als Begründer des Geschlechts sei ein römischer Senator gewesen, im Papstgefolge Hadrians an den Hof Karls d. Gr. gekommen. Als Vorkämpfer der Christenheit sei der 799 gegen Widukind und die Hunnen im Kampf gefallene Gerold im Reichenauer Münster begraben. Auf ihn



Das Schloß Hohen-Geroldseck bei Lahr

gez. v. Ekemann

weist auch die Tafel im Burghof droben auf dem Porphyrfelsen hin, wenn diese neben dem Frankenkaiser ebenfalls überschwenglich von diesem großen Gerold, dem Grafen von Bussen in Oberschwaben, berichtet. Für seinen älteren Sohn Berthold habe dieser als Günstling des großen Karl das Herzogtum Schwaben und die Bertholdsbaar erworben, dem jüngeren Gerold aber das Gebiet zwischen Kinzig-Rhein-Bleiche mit der Burg Hohengeroldseck und die Unabhängigkeit gesichert, vernehmen wir in der Chronik weiter.

Halten wir diese Überschwenglichkeiten aber ja nicht für gewollte und bewußte Geschichtsfälschung. Vielmehr ist diese Formulierung Kennzeichen jener humanistischen Zeit, den Nachweis seines Stammbaumes aus Prestigegründen soweit wie nur

irgendmöglich zurückverfolgen zu können. Und das Sichbefassen mit der Geschichte geschah damals noch nicht um der Geschichte willen, war noch nicht beseelt und durchdrungen von den forschenden Gedanken und Absichten, von der großen Frage: Wie war es gewesen? Daher konnte auch drüben in dem elsässischen Humanistenstädtchen Schlettstadt, in dem 1501 eine erste Deutsche Geschichte in deutscher Sprache aus der Feder Jacob Wimpfelings erschienen war, in einem oberrheinischen revolutionären Flugblatt des 16. Jahrhunderts die zwar verstiegene, aber nette Humanistenfeststellung stehen: „Adam ist ein tutscher man gewesen.“

Diente die genannte Pappenheimische Chronik von 1530 der bewußten Mehrung und gewollten Festigung des inzwischen angeschlagenen Ansehens des geroldseckischen

Hauses nach den Jahren der erlittenen Schmach, Schande, Verarmung und Heimatlosigkeit, so bestellte nach dem Tod des letzten Geroldsecker Herrn, Jacob V. († 1634), das baden-durlachische Haus, in das in zweiter Ehe Jacobs Tochter Anna-Maria eingeheiratet hatte, als Erbe bei seinen Kronjuristen ein Rechtsgutachten, das 1766 erst anonym erschien, um die Rechts- und Besitzansprüche der Durlacher Markgrafen gegen das Haus Österreich und gegen den Kaiser durchzusetzen. Diese „Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck“ konnte inzwischen dem zu damaliger Zeit beachtlichen Juristen Johann Jacob Reinhard zugeschrieben werden.²⁾ Heute wissen wir, daß auch der massive Einsatz dieser Kronjuristen und Rechtsfachleute dem badischen Markgrafen zunächst nichts nützte und es auf Umwegen über die Napoleonischen Gebietsveränderungen nach dem Wiener Kongreß erst gelang, die von Napoleon herausgehobene Zwergherrschaft Hohengeroldseck, sie war inzwischen an die Reichsfürsten von der Leyen übergegangen und 1815 österreichisch geworden, in einem umständlichen Rechts- und Tauschverfahren zwischen Österreich und Bayern, dann zwischen Bayern und Baden am Katharinentag 1819 dem badischen Großherzogtum einzuverleiben.

So wissen wir zwar über die Geschichte der geroldseckischen Herrschaft in all dem, was ihren Niedergang betrifft, besser Bescheid, tappen aber noch sehr im Dunkeln hinsichtlich ihres Anfangs und Ursprungs, wengleich derzeit mehrfache Anstrengungen gemacht werden, den um Herkunft und anfängliche Bedeutung der Geroldsecker noch offenen Fragen nachzuspüren.³⁾

Von den Anfängen des geroldseckischen Geschlechts

Was nun vermögen wir bis jetzt über den Beginn dieses Ortenauer Geschlechtes zu sagen? Nach wie vor sind die Anfänge verschwommen und unklar, die Urkundenbe-

weise recht dürftig und lassen keinen endgültigen Schluß, vielfach nur vage Vermutungen zu. Und weithin gehen je nach dem Standpunkt der landeskundlichen Forscher die Meinungen auseinander, sei es in der Frage des Woher, der frühen familiären Verbindungen und in dem, was diese an Mitgiften eingebracht haben.

So schön die Gerold-Legende der Pappenheimischen Chronik auch ist, sie vermag uns aber die Anfänge des Geschlechts nicht offenkundig zu machen. In alten Urkunden vor 1218 werden zwar hier und da Geroldsecker Namen genannt, die familiäre Verbindungen und Beziehungen möglich werden lassen. Ein Johannes von Geroldseck kämpft 935 unter Heinrich I. gegen die Wenden, 938 war ein Wolfgang, Herr zu Geroldseck, auf einem Turnier in Magdeburg, 942 ein anderer namens Amon zu Rothenburg ob der Tauber. Turnierstreiter in Trier waren 1019 ein Geroldsecker Dietrich und 1029 einer namens Brunhans. Der Codex des Schwarzwaldklosters Hirsau nennt einen Waltherus von Geroldsecca nach 1060; auffindig gemacht wurde für 1080 ein Wolfgang als Turnierstreiter in Augsburg, dieser und jener, und 1208 fällt ein Herr von Geroldseck in einer Schlacht auf dem Haselbühl bei Worms.⁴⁾

Anderswo hören und lesen wir 1035 bei der Einweihung der Burgheimer Kirche von einem Hermann von Burgheim und später 1215 von einem Ritter Henricus de Lare, in denen Forscher ebenfalls Geroldsecker sehen wollen. Als Lehensmänner des Bischofs von Straßburg oder auch des Markgrafen von Baden haben diese beiden doch wohl straßburgisch-zähringische Interessen vertreten; und sicherlich haben beide nichts mit unserem Ortenauer Dynastengeschlecht zu tun.⁵⁾ Tauchen daher vor 1218 Geroldsecker Namen auf, bleibt bis jetzt ihre Zuordnung unsicher und vage, und immer ergeben sich dabei Schwierigkeiten, ob es sich nicht doch auch um Mitglieder der Gerolds-

ecker von drüben, vom elsässischen Waschenstein, handelt.

Für uns greifbare und damit brauchbare Zusammenhänge nehmen die Geroldsecker erst in einer 1218 auf Schloß Mahlberg in Anwesenheit Kaiser Friedrichs II. unterschriebenen und gesiegelten Urkunde an. Darin wird ein „Henricus de Geroldsege“ als Zeuge genannt. Woher er und seine Familie kamen, ist bis zur Stunde letztlich noch ungeklärt. Wir wissen nur, daß er und sein Geschlecht vor dem Bau der Hohengeroldseck auf der Rauhkasten-Geroldseck wohnhaft war, deren Existenz 1139 in einem Schutzbrief des Papstes Innozenz II. zugunsten des Klosters Gengenbach erstmals erwähnt wird; denn Geroldsecker Land und Gengenbacher Klosterland stießen droben auf dem Rauhkasten nahe der Burg aneinander. Diese zu enge Wohnung verließ 1197 ein Geroldsecker Ritter, zog unter Aufteilung der Besitzrechte im nahen Reichenbach auf den benachbarten Thiersperg und nannte sich fortan darnach Walter von Diersburg. Er könnte ein Bruder des auf dem Rauhkasten erwähnten Heinrich von Geroldseck gewesen sein, denn Walter von Diersburgs Söhne wurden „Vettern“ genannt. Ihre Linien starben 1297 allerdings schon aus, und große Teile ihres Besitzes fielen an die Geroldsecker zurück, unter anderem die Vogtei über Schuttern.

Im Spannungsfeld zwischen Zähringern und Staufern

Von diesem Henricus de Geroldsege weisen die spärlichen Hinweise direkt oder über das Namenspaar Burkard und Wolfgang zu Walter I., dem Tüchtigsten aller Geroldsecker überhaupt. Er war es gewesen, der nach dem Tod des letzten Zähringers die zähringische wie staufische Territorialpolitik aufgriff und erfolgreich sich in den Dienst der staufischen Sache gestellt hat. Nach dem Ableben von Herzog Berthold V. hatte der Staufer Friedrich II. alles daran

gesetzt, in Südwestdeutschland am Oberrhein ein starkes Reichszentrum zu errichten, stärker als es sein Vater und Großvater besessen hatten. Die Macht und Grundlage dazu sollte neben dem eigenen, 1125 durch Beerbung des salischen Königshauses schon vermehrten Hausbesitz das beiderseits am Oberrhein reichlich vorhandene königliche Krongut sein, das die Zähringer größtenteils in ihrem Lehensbesitz hatten.

Es war eine spannungsgeladene Zeit. Kaiser und Papst standen in ihren Machtansprüchen einander entgegen, in Deutschland bekämpften sich die Welfen und die Staufer unerbittlich. Der junge Staufer Friedrich, anfänglich nur eine päpstliche Schachfigur, 1212 als Gegenkönig und Gegner des welfischen Königs Otto IV. aus Sizilien nach Deutschland gekommen, nahm 1218 den Tod des letzten Zähringers zum Erreichen seiner real- und machtpolitischen Pläne zum Anlaß, einen Teil der zähringischen Güter als Brückenland zum vorhandenen staufisch-elsässischen Besitz an sich zu ziehen, vor allem deren Grafschaftsbesitz in der Ortenau, deren Kirchenvogteirechte und die Kirchenlehen des alten Bistums Bamberg, das ja seit langer Zeit am Oberrhein reich begütert war. Um eben diese territorialen Neuregelungen durchzuführen, weilte Friedrich II. auf dem den Staufern gehörenden, aber bislang von den Zähringern verwalteten festen Schloß Mahlberg, wo er am 23. November 1218 eine für den nördlichen Breisgau und die südliche Ortenau so wichtige Urkunde, das Kloster Tennenbach betreffend, unterzeichnete und siegelte. Diesen Mahlberger Aufenthalt mag der angehende große Stauferkaiser benützt haben, um für seine Politik und sich selbst treue und zuverlässige Gefolgsleute um sich zu scharen, wozu teilweise frühere zähringische Ministeriale und Verwalter, noch mehr aber der unabhängige Geroldsecker Graf von droben auf dem abseitigen Rauhkasten zwischen Kinzig- und Schuttertal sich anboten,

zumal die Geroldsecker in ihrer Entfaltungsmöglichkeit im Schuttertal vom zähringischen Lützelharder, drüben im Kinzigtal von den Zähringer Erben, den späteren Fürstenbergern, und vom Kloster Gengenbach eingengt waren.

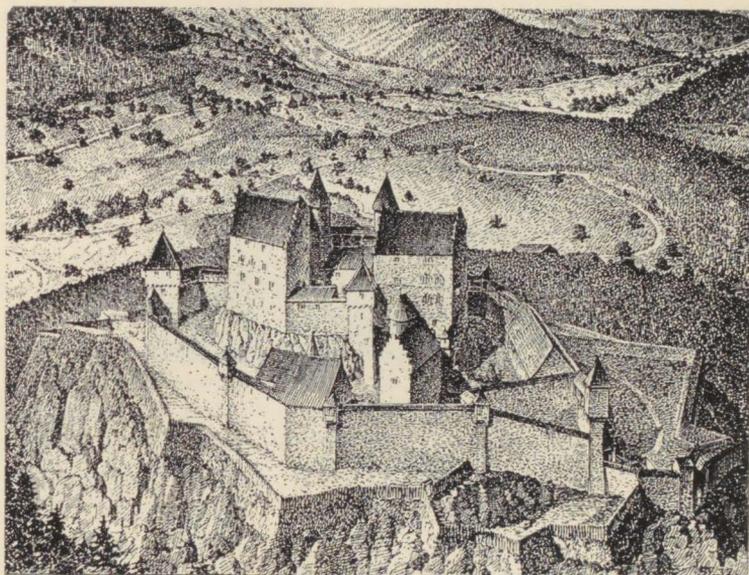
Der Staufer war sich der Folgen seiner territorialen Neuordnung wohl bewußt, daß es zu einem langdauernden Erbstreit kommen werde und daher militärische Stützpunkte in Städten oder auf dem freien Land mit Burgen notwendig seien. Wie sein Großvater Barbarossa hatte Friedrich II. einen Blick für strategisch geeignete Plätze und setzte selbst den richtigen Ort fest, ja er verstand es, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Gründete er im Elsaß drüben die Städte Colmar und Molsheim, neben einem bereits bestehenden Kloster auch Schlettstadt und sehr wahrscheinlich auch Oberehnheim, so machte die sich steigernde Auseinandersetzung zwischen Stauern und den Grafen von Urach-Freiburg als Zähringererben, in die 1234/35 sogar der Kaisersohn König Heinrich VII., des Kaisers Stellvertreter in Deutschland, als Rebell gegen den Vater mit hineingezogen wurde, am Oberrhein und vor allem in der südlichen Ortenau ein besonderes Sicherungssystem gegen die benachbarten Zähringererben erforderlich. Zwischen dem staufischen Mahlberg und den staufischen Stadtgründungen Schlettstadt und Oberehnheim war es notwendig, den Rheinübergang bei Schwanau-Ottenheim, aber auch die Zugänge in den Schwarzwald und aus dem Gebirge durch Burgen wie die Errichtung der Ortenburg und der Lahrer Tiefburg abzusichern.

Aus Urkunden und Quellen ist uns über diese strategische Planung und ihre Anlage nichts bekannt, so daß bislang geglaubt wurde, die Lahrer Tiefburg sei eine Gründung der Geroldsecker. An dem Kostenaufwand für dies Bauwerk, an seiner strengen Planung innerhalb des staufischen Burgen-systems und an der typischen Grundriß-

gestaltung, aber auch an der Fülle der nachgewiesenen Steinmetzzeichen lesen Stauer- und Heimatforscher ab, daß der Kaiser selbst die Hand mit im Spiel hatte und er, der Notwendigkeit dieser die Ebene und den Rheinübergang sperrenden Burg wegen, alles und alle verfügbaren Kräfte an Menschen, Mitteln und Materialien daransetzte, die Burg beziehungsweise die Burgen rasch zu vollenden.⁶⁾ Die Geroldsecker Herren waren als freie und unabhängige Grafen die richtigen, die staufischen Interessen im Lahrer Raum zwischen Kinzig und Rhein zu wahren. Das mochte Friedrich bei dem Mahlberger Treffen mit Heinrich von Geroldseck — Walter I. mag damals als etwa Fünfzehnjähriger daran teilgenommen haben — wohl als berechtigte Erkenntnis aufgegangen sein. Nicht ohne Grund kann man annehmen, daß der Geroldsecker bereits vorher, also vor 1218 schon, in der Gunst der Staufer stand und von diesen die königlichen Bergregalien im Prinzbachtal als Auszeichnung übertragen erhielt.⁷⁾

Als Friedrich II. im Verlauf seiner langen Regierung in Machtfragen und über kirchenrechtliche Kompetenzen sowie im Anliegen des 5. Kreuzzuges sich mit dem Papst zerstritten hatte und auf der Kirchensynode von Lyon 1245 mit dem Bannfluch belegt worden war, setzte schon zu Lebzeiten des Geächteten und fern in Sizilien Weilenden ein Wettlauf um den deutschen Besitz, um die Reichs- und Stauferbasis in der Ortenau ein, an dem nicht nur der damalige Bischof von Straßburg als leidenschaftlicher Befürworter der päpstlichen und damit anti-kaiserlichen Partei, sondern vor allem die Zähringererben erneut sich beteiligten; glaubten und hofften sie doch, erst recht nach dem Tod des 1250 verstorbenen Kaisers, endlich mit dem Recht der Faust das zurückholen zu können, was ihnen der Kaiser seit 1218 vorenthalten hatte.

Auch der bislang unbedeutende Graf von Geroldseck war dabei, als es um die Ver-



*Rekonstruktion
der Hohengeroldseck*

teilung des staufischen Erbes ging. Erneut standen sich die Parteien gegenüber: die Freiburger Grafen als die Erben der Zähringer auf der einen, die Geroldsecker als Sachwalter oder nur vermeintliche Sachwalter der Stauer auf der anderen Seite im Bunde mit dem Straßburger Bischof. Entschlossen ordnete sich 1246 Walter I. den staufischen Herrschaftsbesitz von Mahlberg unter; um dem Zugriff der Zähringer zuvorzukommen, hatte er sich vorher bereits der zähringischen Ministerialenburg auf dem Lützelhard, die dem wachsenden Geroldsecker Territorium in der südlichen Ortenau wie ein Pfahl im Fleisch steckte, durch Eroberung und Zerstörung entledigt. Gründlich wurde dabei diese Burg vernichtet, so daß einem weiteren Aufstieg der Geroldsecker von dieser Seite her kein Hindernis mehr im Wege stand. Später hat die Sage diese hart-realen Hintergründe in die romantische Gruselhornerzählung umgedeutet.

Wohl wurden in diesem Kräfteressen Walter I. und sein Sohn Hermann 1250 in

einem Handstreich gefangen und in der eigenen Tiefburg zu Lahr von den Zähringern festgesetzt. Doch Walters politische Beziehungen zu dem nicht unbedeutenden Straßburger Bischof waren zu zwingend und bedeutsam, so daß die beiden Geroldsecker ohne Nachteile wieder freigelassen werden mußten. Um sich aber fortan gegen das silberreiche Freiburg und seine Grafen abzusichern, erbaute Walter bereits 1260 als eine weitere Burg in seinem Sicherheitssystem die Burg Landeck bei Emmendingen, der man die Parallelität der Bauweise zu der nur wenig älteren Hohengeroldseck ohne weiteres heute noch ansieht.

So war es Graf Walter I., der als markanteste Gestalt durch seine hart angegangenen Besitzerwerbungen die Geroldsecker zu einem der bedeutendsten Geschlechter am Oberrhein am Ende der Stauerzeit werden ließ. Was hatte er sich gegen die Zähringer und auch gegen den ebenfalls mitmischenden Grafen vom Aaregau, Rudolf von Habsburg, nicht alles gesichert! Er besaß die Herrschaft von Lahr, das er von der

Tiefburg aus selbst begründet hatte, Stadt und Herrschaft von Mahlberg; ihm gehörte das silberreiche Prinzbach und die Grafschaft Schwanau-Ottenheim; er war Kirchenvogt über Schuttern und Ettenheimmünster und besaß ferner neben Eigentum im Elsaß reichen Besitz in Schwaben am oberen Neckar, zu dessen Sicherung er ebenfalls die Burg Schenkzell an der Kinzig ausbauen ließ. Es war ein selten kometenhafter Aufstieg für den einst kleinen Grafen von gestern.

Diese Tatsache war vielleicht der Hauptgrund dazu, warum die Geroldsecker ihren ursprünglichen Wohnsitz mit den bescheidenen Ausmaßen vom abseitigen Rauhkasten nach dem die Umgebung beherrschenden Porphyrykegel verlegt hatten. War doch die größere, weitere, neue Burganlage dem vermehrten Ansehen des Geschlechts angemessener; bot doch dieser steile, unbezwingbar scheinende, die Landschaft weithin überragende Fels außerdem andere Verteidigungs- und Schutzmöglichkeiten als die alte beengte Rauhkastenburg drüben, knapp zwei Kilometer entfernt, inmitten der stillen, abgelegenen Wälder; die hatte man bis auf die Grundfesten abgetragen und zerstört, um Baumaterialien für die neue Burg zu haben und keinem Feind — und deren hatten die Geroldsecker genug — eine Möglichkeit zu geben, sich in dem aufgelassenen und verlassenen Gemäuer zu einem Angriff festzusetzen.

Die Raumpolitik Walters I.

An dem Zustandekommen der geschlossenen Territorialherrschaft haben sicherlich auch die eingegangenen Familienverbindungen ihren nicht unwesentlichen Anteil gehabt. Die Geroldsecker waren in ihrem Ansehen schließlich schon so beachtlich gestiegen, daß sie sich aus dem besitzenden schwäbisch-oberrheinischen Hochadel ihre Ehefrauen holen konnten, die dann wesentliche Landesanteile als Heiratsgut mit in die Ehe

brachten. Gerade nach dem Zusammenbruch des Hohenstaufferreiches konnte Walter so manchen elsässischen Stauerbesitz an sich bringen, um das Erbgut seiner wohl aus dem Elsaß stammenden Mutter wie auch das Erbgut seiner gleichfalls elsässischen ersten Gemahlin Elisabeth von Lützelstein zu vergrößern. Seine reichen Silbermittel aus Prinzbach haben wohl ebenfalls mitgeholfen, ehemals staufisches Lehensgut, also nicht erheiratetes Gut oder allodiales Eigentum gegen geldliche Ablösung in Eigenbesitz umzuwandeln.

Bei der Betrachtung dieser Heiratsgüter stößt man auf etliche noch offene Fragen der Geroldsecker Vergangenheit. Das ist der Punkt, bei dem sich Historiker und Heimatforscher uneins sind und Meinung gegen Meinung steht, wie wir aus manchen neueren Publikationen ersehen können.

Nach der bisher landläufigen Auffassung heiratete Walter I. als einzige Gemahlin eine Heilika von Mahlberg, die ihm ihren väterlichen Mahlberger Besitz in die Ehe brachte. Und die, die sich auf den erheirateten Lützelsteiner Besitz drüben im Elsaß beziehen, sprechen dann von einer zweiten Ehe.

Dagegen behaupten andere, den Stammsitz von Walters Gemahlin in Malberg in der Eifel suchen zu müssen; denn auch der Sohn Heinrich habe 1270 wie der Vater aus der mütterlichen Heimat seine Lebensgefährtin sich geholt.⁸⁾ Diese Auffassung hatte lange Zeit gute Befürworter; jedoch halten heute namhafte Forscher ein Malberg in der Eifel inmitten von oberrheinischen Urkundennamen wie Lahr, Offenburg, Straßburg für abwegig. Dann hätte bei der Existenz des nahen Ortenau-Mahlberg das Eifel-Malberg eben einfach deutlicher gekennzeichnet und herausgehoben werden müssen⁹⁾. Damit kommen diese Interpreten der bisher landläufigen ersten Auffassung wieder näher.

Weitere Ausdeutungen meinen im Hinblick auf den Geroldsecker schwäbischen Be-

Wappentafel im Burghof der
Hohengeroldseck



sitz, daß Walters Mutter eine Gräfin von Sulz gewesen sei und er vor oder nach seiner Ehe mit Heilika von Mahlberg eine schwäbische Heilika — der Name war damals nachgewiesenermaßen nicht selten — in kinderloser Ehe zur Frau gehabt habe, die ihm die Ländereien der Grafschaft Sulz am Neckar als Mitgift einbrachten¹⁰).

Ich glaube, wir haben gar nicht nötig, zur Erhärtung und Begründung des schwäbischen Besitzes in Sulz und am oberen Neckar unter allen Umständen eine einträgliche Ehe zu konstruieren, um eine territoriale Verbindung von Neckar und Rhein erklärlich zu machen; möglich wäre dies ohne Zweifel gewesen. Aber den Geroldseckern erging es sicherlich nicht viel anders als den damals im Breisgau ansässigen Zähringern; beide Familien haben als Grafen im Schwarzwald beziehungsweise der Baar angefangen, ihr Land zu erweitern. Das ging am besten in westlicher Richtung über den Wald hinweg, der doch erst im 11. und 12. Jahrhundert erschlossen wurde, und zwar von oben her und den Schwarzwald herunter, weil in der Ebene selbst die Besitzverhältnisse durch Klöster und weltlichen Adel im wesentlichen schon geklärt waren. Im neu erschlossenen und zu erschließenden Schwarzwaldgebiet konnten so vorab die Zähringer, aber auch die Geroldsecker Grafen, weil altbestehende Besitzrechte nicht

entgegenstanden, ihr Gelände erweitern und staatsformend eine eigene neue Herrschaft aufbauen und sie wachsen lassen.

Ohne Zweifel waren die Zähringer in diesem Streben die erfolgreicherer, die es verstanden, über die rodenden und kultivierenden Klöster die Vogteirechte und damit die Herrschaftsrechte auf dem Schwarzwald sich zu sichern und den kleinen Adel von sich abhängig zu machen. Beispielsweise verklammerten sie mit den Städten Freiburg und Villingen den Schwarzwald auf beiden Seiten; nicht minder taten dies die Geroldsecker vom oberen Neckar her, um durch das Kinzigtal zum Rhein in Richtung Straßburg vorzustößen. Mit dem Bau ihrer Kinzigtäliger Burg Schenkenzell sicherten sie die auf der Schirmvogtei über das Waldkloster Witichen ausgeweitete Herrschaft. Sie hatten allerdings beim Ausbau ihrer Macht sehr mit der Opposition der Zähringer und deren Verwandtschaft zu rechnen, die ja in der Ortenau und im Kinzigtal ebenfalls Ansatzpunkte ihrer Machtposition besaßen. Wurde dabei durch die Zähringer Grafen von Freiburg der Ausweitungsdang der Geroldsecker im Schuttertal eingengt, gestoppt, — denken wir nur an die Gefangennahme von Vater und Sohn in der eigenen Lahrer Tiefburg, an die Existenz der Zähringer Ministerialen auf dem ihnen nahen Lützelhard — so kann Walter doch im El-

saß vor allem und im Schwarzwald durch Erbschaften seine Herrschaft erweitern und ausbauen.

Wahrlich gut nutzte er damals die Zeit bis zur Kaiserwahl des Habsburger Grafen Rudolf, die kaiserlose, schreckliche, weil unsichere Zeit, die Spanne des Interregnums. „Denn das Reich stand offen wohl zwanzig Jahr“, heißt es in einer alten Chronik; „da nahm sich jeder Herr von Städten und dem Land, was ihm gelegen war. Nach dem Tod Kaiser Friedrichs riß jeder der Herren von den Reichsgütern an sich, was er nur erlangen konnte. Damals stands in Deutschland und fürnehmlich am Rheine also, wer der Stärkste war, schob den anderen in den Sack, wie er konnte und mochte.“ Auch dem Geroldsecker kam diese kaiserlose, wirre Zeit mit ihrer allgemeinen Profitgier und ihrem Landstreben sehr gelegen.

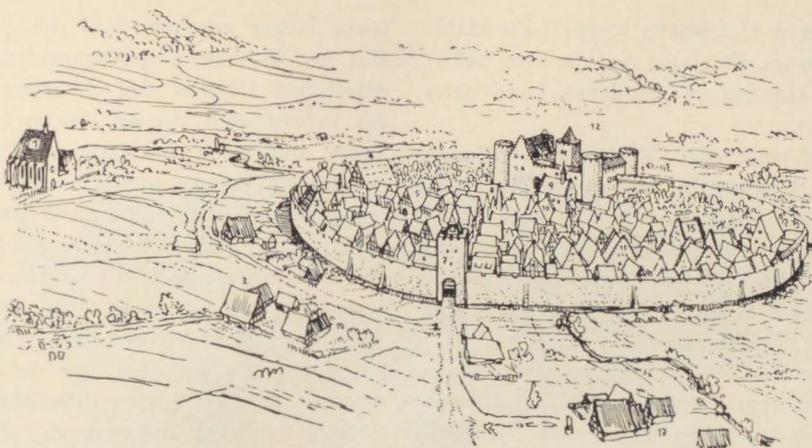
Bekanntlich waren in jener Zeit von den Kurfürsten Ausländer als deutsche Könige gewählt worden, die das deutsche Land nie betraten, aber doch versuchten, bei ihrer Machtlosigkeit durch vielerlei Schenkungen und Verleihungen von Land und einträglichen Ämtern und Regalien Anhänger zu gewinnen. So setzte Walter auf den englischen Bewerber Richard von Cornwallis, der sich dafür auch erkenntlich zeigte und Walters Sohn Heinrich zum königlichen Landvogt im Elsaß und in der Ortenau mit Sitz auf der Ortenburg ernannte: Ein Geroldsecker war Stellvertreter des Königs am Oberrhein!

Noch eine letzte Sprosse höher erklimmte die Macht des geroldseckischen Geschlechts, als 1260 Walters I. gleichnamiger Sohn im Alter von 27 Jahren von den Straßburger Domherren zum Bischof von Straßburg gewählt wurde. Er war es gewesen, der in Erfüllung des Gelübdes seiner Mutter Heilika, einer mildtätigen Frau wie ihre landgräfliche Zeitgenossin Elisabeth von Thüringen, in das von den Eltern gestiftete Chorherrenstift Augustinermönche aus dem ihm kir-

chenrechtlich unterstellten Obersteigen in den Nordvogesen nach Lahr holte. Bischof Walter war bei seiner Wahl als nachgeborener Sohn noch immer Laie. Das war zu jener Zeit keine Seltenheit; doch sollte der Gewählte in der kürzesten Zeitspanne von einem Jahr alle der Bischofswürde vorausgehenden, kirchenrechtlich geforderten Weihen empfangen.

Welche Zukunftsaussichten zeichneten sich durch diese Wahl ab. Bischof Walter glaubte, die Hausmachtspolitik seiner Familie weiter fördern zu müssen, aber auch seine eigene Stellung gegenüber den wegen ihres Geldes zur Selbständigkeit strebenden Bürgern Straßburgs nicht schmälern zu dürfen. Nicht nur in Straßburg, sondern in fast allen Bischofsstädten kam es damals zu derlei Machtproben zwischen Bischöfen und Bürgern, die in ihren Gemeinwesen letztlich politisch autonom, also freie Reichsstädte werden wollten.

Es kam zum Bruch zwischen den beiden Parteien, die beide nach Verbündeten suchten. Die Straßburger Bürger fanden Hilfe bei den Freiburger Grafen und dem späteren Kaiser Rudolf von Habsburg; der Geroldsecker Bischof bei seinen zahlreichen Verwandten, unter ihnen der Vetter Heinrich von Diersburg und als Schwager der Erzbischof von Trier. Eine entscheidende Schlacht wurde 1262 bei Hausbergen nahe Straßburg geschlagen. Überlegen kämpfte das Straßburger Fußvolk gegen das adlige Ritterheer; die Geroldsecker wurden geschlagen, in die Flucht gejagt. Viele vom Adel, darunter des Bischofs Bruder Hermann, Landvogt im Elsaß und in der Ortenau, und sein Vetter Heinrich von Diersburg verloren das Leben nach hartem Kampf. Dem Bischof selbst wurden unter dem Sattel zwei Pferde getötet, doch ihm gelang die Flucht. Diese Niederlage aber hat ihm Lebenskraft und Herz gebrochen; ohne seine bischöfliche Residenz wieder betreten zu können, starb er elf Monate nach dem



Stadtbild Lahr um 1350

Sieg der Straßburger Bürger 1263 in Dachstein.

Da auch Graf Rudolf von Habsburg als Parteigänger der Sieger am Geroldsecker Elsaßbesitz seinen Siegeranteil erhielt, bedeutete Hausbergen für den Begründer der Schuttertaldynastie und seine Machtstellung einen schweren Schlag. Dennoch aber hat der alte Walter I., er mag inzwischen ein Alter von wenig über sechzig Jahren erreicht haben, von seiner Territorial- und Hausmachtspolitik nicht abgelassen und als erfahrener Diplomat nach diesen ersten harten Rückschlägen es verstanden, fragliche Eigentumsrechte einmal durch Verhandlungen und Verträge und dann durch Kauf endgültig sich zu sichern. Auf diese Weise löste er 1265 noch bestehende Lehensoberhoheiten, unter anderem auf Mahlberg durch Brief und Siegel bestätigt, endgültig ab. So trat gegen das Lebensende Walters noch einmal ein Staufer auf den Plan, der letzte, Konradin mit Namen, ehe er sich anschickte, in Italien das Erbe seiner Ahnen und die Kaiserkrone zurückzuerobern. Dringend benötigte Konradin zu diesem Heereszug die mit dem Geroldsecker für Mahlberg ausgehandelte Summe von eintausend Silbermark, die Walter

dank seiner reichen Prinzbacher Geldmittel leicht aufbringen konnte.

Der Teilungsvertrag nach Walters I. Tod

Mit dem Tod Walters I. 1276 oder 1277 ist der Höhepunkt geroldseckischer Macht und Größe bereits überschritten. Es kam zu der bekannten Besitzteilung der Herrschaft vom Jahre 1277, die in gewissem Sinn schon den Anfang vom beginnenden Niedergang und Ende des Geschlechts kennzeichnet. In dem erhaltenen Teilungsbrief erhielt Heinrich, der mit einer Veldenzerin Agnes zum zweitenmale verheiratete letzte Sohn Walters, zur Herrschaft Hohengeroldseck den schwäbischen Besitz von Sulz, also alles, was ostwärts der sogenannten „Bischofsmühle“ zwischen Lahr und Kuhbach lag. Dazu gehörten die Orte Prinzbach und Schönberg, Dautenstein, Sulz, Seelbach, Schuttertal, Berghaupten im Kinzigtal, halb Reichenbach (die andere Hälfte gehörte nach Diersburg), Zunsweier und Schutterwald; außerdem die Vogteien über Schuttern und Ettenheimmünster.

Die westlich der Mühle dem Rhein zu gelegenen Gebiete sowie die Geroldsecker Lande drüben im Elsaß erhielten die Erben

der unteren Herrschaft, fortan Lahr-Mahlberg genannt. Es waren dies die zwei Söhne des bei Hausbergen gefallenen Landvogtes Hermann.

In die wegen der Zölle und Einnahmen aus dem Geleitsrecht einträgliche Rheinfeste Schwanau teilte man sich. Sie war beiden Erbparteien wichtig, weil beide im Elsaß begütert waren; denn auch der Hohengeroldsecker Heinrich hatte aus erster Ehe privaten Elsaßbesitz.

So trennten sich 1277 die Schicksale beider Linien, wenngleich noch einige Zeit gemeinsamer Besitz und gemeinsame familienpolitische Ziele festzuhalten sind. Meist aber standen sich die Familien zerstritten und unverträglich, sogar auf dem Schlachtfeld gegenüber.

Die Lahr-Mahlberger oder untere Herrschaft

Lahr, im Teilungsvertrag noch als villa, als Dorf bezeichnet, erfuhr unter den brüderlichen Erben durch Ansiedlung von Knechten und Bediensteten in der Nähe der bewehrten Tiefburg einen bevölkerungsmäßigen und wirtschaftlichen Aufschwung. Als Hauptsitz ihrer Herrschaft erhoben die beiden Brüder Lahr zur Stadt und verliehen die bewährten Freiburger Stadtrechte. Bald aber setzten unter den Brüdern Besitzstreitigkeiten ein; und jeder wünschte zum eigenen Erbvorteil Kinderlosigkeit des anderen oder zumindest nur weibliche Nachkommenschaft, um auf diesem weiteren Erbweg den Besitz wieder zu vergrößern, weitere Teilungen zu verhüten. Familienmitglieder, die dem geistlichen Stand beitraten, nötigte man zum Verzicht auf ihren Besitzanteil, wie der ausdrückliche Verzicht eines Geroldsecker Domherrn zu Straßburg 1314 erschließen läßt.

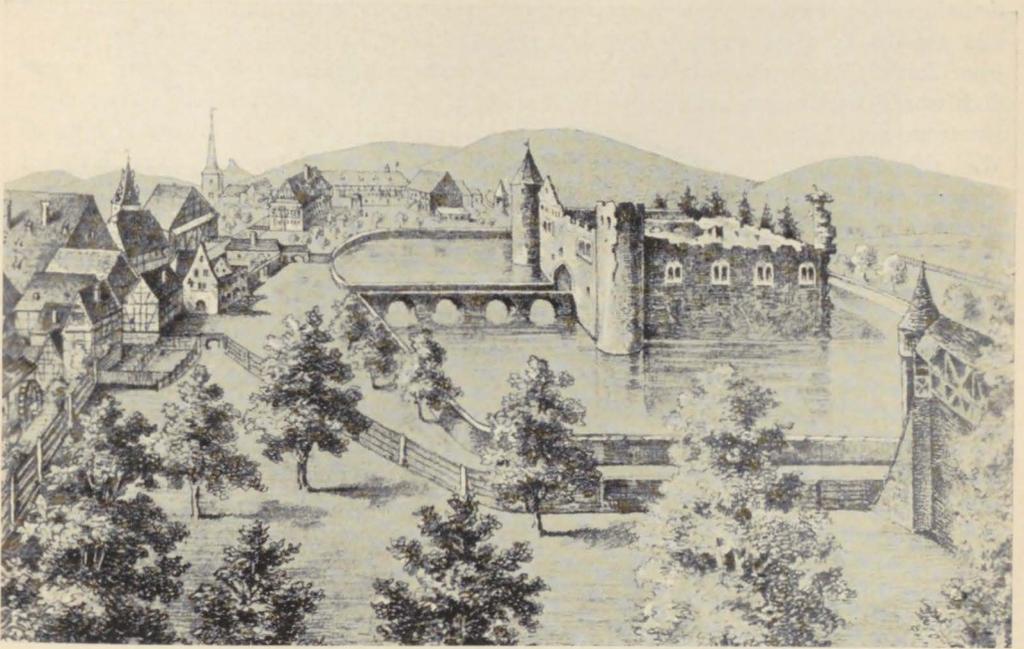
Schon 1349 drohte die Lahr-Mahlberger Linie mit dem an der Pest verstorbenen Herrn Walter VI. zu erlöschen. Das Geroldsecker Geschlecht blieb nur deshalb noch

etwas länger erhalten, weil der Sitte der Zeit gemäß man alles daransetzte, durch päpstlichen Dispens den jüngeren Bruder des Verstorbenen, der als Pfarrer in Dinglingen amtierte, in den Laienstand zurückzusetzen, um das adelige Geschlecht weiterzuführen. Das wurde auch erreicht. Dieser relaisierte Heinrich lebte noch 1393; er mußte viel familiäre Fehden und Streitereien ausfechten und hätte als Pfarrektor von Dinglingen ein schöneres Leben gehabt. Sein jüngerer Sohn war bei den Augustinermönchen, den Steigerherren im Lahrer Stift, eingetreten. Dessen älterer Bruder aber hatte nur zwei Töchter, so daß 1426 die Lahr-Mahlberger Linie doch erlosch. Die eine Tochter wurde mit Geld abgefunden; und über die andere Erbtochter kamen stammesfremde, angeheiratete Fürstenhäuser und Dynastien in die untere Herrschaft, in die Ortenau. Das angeheiratete Geschlecht der Grafen von Moers-Saarwerden hatte am Erbe keine reine Freude. Die Hohengeroldsecker Linie quittierte diesen Erbschaftswechsel mit einem kriegerischen Protest und mit Kampfhandlungen, die dem Land viel Kosten aufbürdeten und Schaden zufügten.

Doch Moers-Saarwerden behauptete sich 1429 erfolgreich. Der entstandenen großen Kriegsschulden wegen wurde Lahr-Mahlberg geteilt: Mahlberg an die Markgrafen von Baden-Baden verpfändet und zuletzt auch verkauft. Über Nassau-Saarwerden, Nassau-Saarbrücken, Nassau-Üsingen, Nassau-Weilburg und zuletzt über Nassau selbst gelangte 1803 die Stadt Lahr in den Besitz des Großherzogtums Baden.

Die Hohengeroldsecker obere Herrschaft seit 1277

Erbstreitigkeiten gab es auch in der Hohengeroldsecker Linie, in der oberen Herrschaft, die jedoch länger Bestand hatte. Heinrich, der Veldenzer genannt, hatte bekanntlich außer der Stammburg noch die schwäbischen Besitzungen am Neckar ererbt, die



Die Ruinen der 1677 zerstörten Lahrer Tiefburg: 150 Jahre später nach der Überlieferung gezeichnet

sein Vater um Sulz besessen hatte. Diese Geroldsecker Herrschaft am oberen Neckar ging durch weitere Erbteilungen bald eigene Wege; und um 1300 herum ist der dortige Sulzer Graf schon nicht mehr bei den Mit-eignern von Hohengeroldseck zu finden.¹⁰⁾ Über die mannigfaltigen Erlebnisse und Schicksale des Sulzer Zweiges — er mußte sich insbesondere mit den tatkräftigen Württemberger Grafen herumschlagen — berichtet eine andere zeitgenössische Quelle, die Chronik der Grafen von Zimmern^{11).}

Wenn auch der Hohengeroldsecker Zweig länger Bestand hatte als die anderen Nebenlinien, so war sein Abstieg aber nicht aufzuhalten; um der Erbschaften willen war auch er zerstritten. Anlässe genug boten neben den Familienteilungen vor allem auch der gemeinsame Besitz der Rheinfeste Schwanau, die dazu diente, den Geroldsecker Herren die Erträge aus den Geleitsrechten zu sichern. Zu gerne hätte man einen eigenen

Rheinhafen mit Verladerecht errichtet; doch das war auf der Strecke zwischen Breisach und Straßburg zugunsten Breisachs in dessen Stadtrecht vom Kaiser ausdrücklich untersagt; also mußte man sich mit dem Geleitsrecht allein begnügen zur Mehrung der Einnahmen; weidlich in der Tat haben die Geroldsecker dies Recht genützt. Mit seinen Untiefen hatte der Rhein damals vor der Tullaschen Korrektur seine Tücken; und bei dem auf Hohengeroldseck stets vorherrschenden Mangel an Geld griffen die Herren zu Gewalt und hinterhältigen Überfällen auf Kaufleute und Rheinschiffe und halfen oft ein wenig nach, um nach dem zustehenden Recht auf die „Grundruhr“ sich der aufgelaufenen oder festgefahrenen Schiffe samt ihrer Habe zu bemächtigen. Wilde Sitten mußten hier geherrscht haben, die Handel und Wandel zwischen dem reichen Basel und dem nicht armen Straßburg sehr in Not und Gefahr brachten. Mancher Kaufmann mußte

deshalb im Geroldsecker Verließ schmachten und auf das Lösegeld warten. Und da zu jener Zeit die Macht und Kraft des Reiches doch sehr schwach waren, konnte solch Raubrittertum und Unwesen so gut gedeihen. Weil aber dies Schwanauer Geschäft so einträglich war, haben zunächst noch beide Zweige, die obere wie die untere Sippe, sich daran beteiligt. Man trieb es so dreist, daß von Straßburg aus unter Führung des Bischofs ein Gegenschlag vorbereitet wurde gemeinsam mit den selbstbewußten Bürgern der Stadt. Mit den Österreichern und den Städten Basel, Freiburg, Schlettstadt, Colmar, Mühlhausen, Breisach, Neuenburg, Rheinfelden, Hagenau und anderen aus dem oberrheinischen Städtebund kam es zu gemeinsamer Waffenhilfe, die die Burg Schwanau 1333 zu Fall brachte. Dabei hatten sich gegen die für uneinnehmbar geltende Burg die Straßburger etwas Besonderes ausgedacht. Anstelle der üblichen Steinblöcke und Wurfgeschosse schleuderten sie Fässer, gefüllt mit allen in Straßburg aufzutreibenden Fäkalien und herangeschaffter Jauche. Sie schleuderten all das in einem außergewöhnlich trockenen Frühjahr in die unter heißer Sonne liegende Burg, so daß in Bälde nicht nur die Luft verpestet war, sondern auch alle Nahrungsmittel und das Trinkwasser ungenießbar geworden waren. Die sich tapfer wehrende Besatzung mußte aufgeben. Hart war das Gericht der Sieger. Gleichlautend sind die mehrfachen Angaben von fünfzig Hingerichteten. Die Burg wurde dem Erdboden gleichgemacht, und die Geroldsecker Verlierer mußten in dem vom Kaiser eingeleiteten Vergleich schwören, Schwanau nie wieder aufzubauen und sich mit seiner Zerstörung zufrieden zu geben.

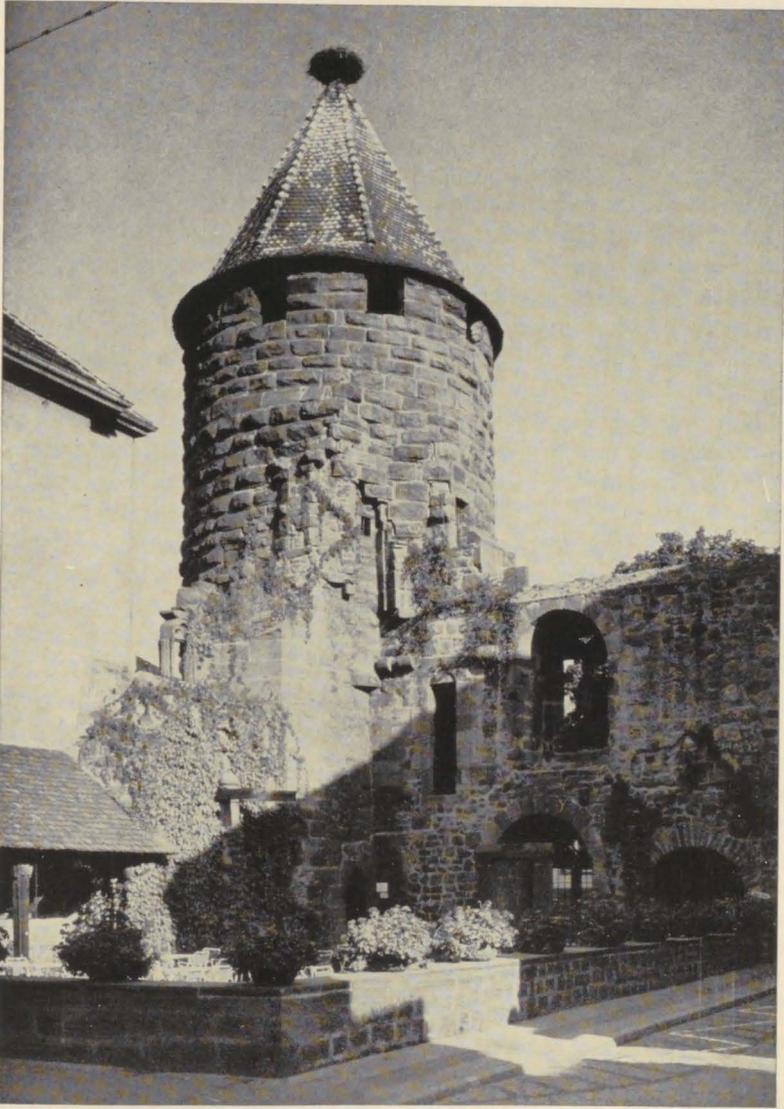
So wurde nach der Niederlage von Hausbergen diese Schwanauer Schlappe für das Haus Hohengeroldseck der zweite vernichtende Schlag. Hatten die Geroldsecker bis dahin noch immer geglaubt oder erhofft, am Rhein eine Vorherrschaft gegenüber

Straßburg behaupten zu können; seit 1334 war dieser Traum endgültig vorbei.

Innerer familiärer Spannungen wegen kam es 1370 auch zur Teilung der Burg Hohengeroldseck in ein „Vorder Hus uf dem Felsen“ und ein „Hinder Hus“ bei geteilten Vogteirechten. Von dem 1277 zugeteilten schwäbischen Besitz riß das Haus Württemberg laufend und stetig Teile an sich. Der allgemeine Verfall und Niedergang des Hauses Geroldseck war nicht mehr aufzuhalten. Einer der wüstesten Haudegen jener Zeit war Graf Diebold I.; er kämpfte gegen seine Vettern ebenso leidenschaftlich wie gegen den Markgrafen von Baden, der in Abwesenheit Diebolds die hochgelegene Burg einzunehmen vermochte, die Diebold allerdings durch Vermittlung des Kaisers wieder zurückerhielt.

Lahr mit Gewalt von den Moerser Vettern zurückzuholen, war Diebold jedoch nicht gelungen. Der Streit und die Spannungen blieben, so daß aus Konkurrenzgründen gegen Lahr er es war, der 1455 dem benachbarten Seelbach das Marktrecht verlieh und es zur Mitte seiner oberen Herrschaft machte.

Diebolds Sohn, Diebold II., kein Jota besser als der Vater, suchte der der Kriege wegen stets leeren Kasse ebenfalls durch neue Überfälle auf Kaufleute und Rheinschiffe aufzuhelfen, so daß die Straßburger erneut zum Angriff antraten. Als alles, Dorf um Dorf samt Leuten, Gütern, Steuern, Zinsen, Gerichtseinnahmen und anderes an den Markgrafen von Baden verpfändet und veräußert war, waren dem Geroldsecker Diebold II. eingegangene Bündnisverpflichtungen auch nicht mehr heilig; er kündigte 1486 dem Pfalzgrafen bei Rheine Philipp den 1454 übernommenen Erbdienst. Wortbrüchig schlug man sich von der Pfälzer Seite auf die Seite Habsburgs, so daß der hintergangene Pfalzgraf, der durch den Rückkauf von Landvogteirechten in der Ortenau nördlicher Nachbar des Geroldseckers geworden



Storchenturm in Lahr. Rest des um 1220 erbauten Wasserschlosses der Herren von Geroldseck

Foto: Dieterle, Lahr

war, mit einem großen Aufgebot nach sechs Wochen Belagerung der Stammburg sich bemächtigte. 8000 Mann und 54 Geschütze sollen für den Fall der Burg gesorgt haben, derweil der Geroldsecker selbst in Innsbruck weilte¹².)

Das war der Zeitpunkt, in dem das Haus Hohengeroldseck seinen Tiefstand erreichte; denn fern der heimatlichen Burg rangen die Geroldsecker diplomatisch und juristisch vergeblich um ihren Besitz, den ihnen der betrogene Pfälzer strikt vorenthielt. Erst ein

Streit des Pfalzgrafen mit dem erfolgreichen Kaiser Maximilian rückte 1504 eine Rückgabe der Herrschaft und des Besitzes in den Bereich des Möglichen. Wirklichkeit aber wurde alle Hoffnung erst, als 1511 Diebolds Bruder, Gangolf I., auf die bisherige Reichsunmittelbarkeit verzichtete und die österreichische Oberherrschaft über sein angestammtes Gebiet anerkannte. Doch weiterhin behielt der badische Markgraf Christoph als kaiserlicher Treuhänder Burg und Herrschaft noch auf lange Jahre als Entschädigungspfand in Nutzung.

1534 endlich war für die Geroldsecker Familie eine harte Zeit zu Ende gegangen, in der sie „viele Jahre weder Heller noch Pfennig Einkommen gehabt“, so daß von Gangolfs I. Kindern fünf für den geistlichen Stand bestimmt wurden, um versorgt zu sein. Wir verstehen daher die überschwengliche Freude nach der endgültigen Rückgabe der Herrschaft, wenn auch nur unter Österreichs Oberherrschaft, das seine Vorteile stets wahrzunehmen verstand. Unter den ins Klosterleben Eingetretenen war auch Gangolfs I. Sohn Diebold, der in Einsiedeln in der Schweiz als Klosterpfleger es zu hoher Stellung brachte, aber auch als Freund Ulrichs von Hutten gemeinsam mit Zwingli an der Entwicklung der Schweizer Reformation wesentlich mitbeteiligt war. Wie Zwingli fand auch er 1531 in der Schlacht bei Kappel streitend und kämpfend sein Ende.

Nur für kurze Jahrzehnte konnte der allgemeine Niedergang der oberen Herrschaft noch aufgehalten werden. Die Kraft des Geschlechts war einfach verbraucht. Man verließ 1584 die hochgelegene Felsenburg droben über der Paßstraße, weil sie baufällig geworden war und weil nach dem Zeitgeschmack die Fürsten anfangen, sich drunten in den Weitungen der Täler ihre Residenzen aufzubauen. 1689 wurde im Verlauf des Pfälzischen Krieges die Burg von den Franzosen zerstört; den letzten Zerstörungs-

akt jedoch vollzogen die Bauern der nahen Umgebung, die in den verlassenen Mauertrümmern billige und wohlfeile Steinbrüche für ihre Häuserbauten sahen.

Als letzter Geroldsecker Mannesproß erbaute sich Jakob V. drunten im Tal bei Seelbach unter beachtlichem Kostenaufwand das zurückerworbene Schloß Dautenstein zu einer prachtvollen Barockresidenz aus. In den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges hatte er als Parteigänger der Protestanten und nach seinem Tod 1634 auch seine einzige Erbtöchter Anna-Maria, mit einem schwedischen Grafen von Solms verheiratet, wenig Erfolgsaussichten, Besitzrechte und Titel zu behaupten. Zäh und verbissen kämpfte die verwitwete Anna-Maria, aus Dautenstein vertrieben, von Straßburg und Basel aus wenigstens um ihren privaten Familienbesitz, den ihr der österreichische Oberlehensherr auch vorenthielt. In zweiter Ehe mit dem protestantischen Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach verheiratet, ging dieser Kampf weiter. Doch Anna-Maria erlebte als letzte ihres Geschlechts, 1649 verstorben, den Westfälischen Frieden in seinen Ergebnissen nicht mehr, auf dem es auch ihrem als Erben eingesetzten markgräflichen Gemahl nicht gelang, die Besitzansprüche durchzusetzen, nicht einmal die auf die Allodien. Schon nach dem Tode Jacobs hatte Österreich als Oberlehensherr die Herrschaft als erledigt an sich genommen, sie rechtlich einem Grafen von Cronberg verliehen, die Lande besetzt. Der Cronberger aber hat sein übertragenes Regiment nie angetreten, noch eine Regierung ausgeübt. Geroldseck war für ihn keine Freude, ebensowenig für den auf lange Wartefrist gesetzten Nachfolger, seit 1705 waren dies die Herren von der Leyen; denn mit den besten Kronjuristen mühten sich etwa 170 Jahre lang das Badische Haus, das zur Unterstützung seiner Rechtssache die eingangs erwähnte Pragmatische Geschichte in Umlauf setzte, und Österreich in einem langwierigen Rechtsstreit bis hinauf

zum Reichskammergericht um den souveränen Herrschaftsbesitz. Aber erst 1819 ergab sich der Anschluß an Baden.

Ausblick

Weltgeschichte, so kann man abschließend sagen, haben die Geroldsecker nicht gemacht, wohl aber stark in die oberrheinisch-mittelbadische Landesgeschichte an der Schutter, zwischen Rhein und Kinzig hineingewirkt. Die von Walter I. für sein Geschlecht zielstrebig begonnene und geschaffene Herrschaft am Oberrhein, durch die Gunst der Staufer zu Ansehen gekommen und mächtiger geworden durch das unheilvolle Ende der staufischen Kaisergewalt und durch die kaiserlose Zeit, erlebte einen kurzen, kometenhaften Aufstieg, hatte aber der Streitsucht und Unverträglichkeit der Erben wegen, weil einer des anderen Wolf war, von Anfang an den Keim der Zersetzung, des Niederganges und des Zerfalls in sich. Ihre Geschichte ist größtenteils vergessen; die Taten, ob gut, böse oder schlecht, sind in der Erinnerung verblaßt. Und an das Geschlecht gemahnen uns nur noch Mauertrümmer als Zeichen, Symbole irdischer Vergänglichkeit, die von uns heute umsorgt und umhegt werden.

Literaturhinweise

- ¹⁾ Pappenheimische Chronik, Generallandesarchiv Karlsruhe 65/239
- ²⁾ Johann Jacob Reinhard, Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck. Frankfurt-Leipzig, 1766

³⁾ Christoph Bühler, Graf Gerold und die frühe Geschichte der Herrschaft Geroldseck. In Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 15 (1973)

⁴⁾ Ph. Ruppert, Geschichte der Mortenau, Bd. I: Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck. Achern, 1882

⁵⁾ Winfried Knausenberger, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte von Lahr und Umgebung. In „Festschrift zum 150jährigen Bestehen des humanistischen Gymnasiums in Lahr“, 1954

⁶⁾ Graf Hubert Wallburg-Wolfegg, Vom Nordreich der Hohenstaufen. München, ²1964

⁷⁾ Karl List, Die Tiefburg Lahr — ein staufisches Schloß. In „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, Jg. 9 (1966), Heft 3/4

Karl List, Der Aufstieg der Herren von Geroldseck im Zuge staufischer Politik. In Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 11 (1968/69)

⁸⁾ Heinrich von Lersner, Die Herren von Geroldseck. In Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 5 (1962/63); 6 (1963/64); 7 (1964/65)

⁹⁾ W. A. Schulze, Wie sah die Welt um 1200 aus? In Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 4 (1961/1962)

W. A. Schulze, Lahr und die Geroldsecker. Bericht über einen Vortrag vor der Badischen Heimat Lahr. In „Lahrer Anzeiger“ vom 25. 1. 1967

¹⁰⁾ Hermann Fautz, Geroldsecker Land im oberen Kinzigtal. In Jahrbuch „Geroldsecker Land“ 9 (1966/67); 10 (1967/68); 12 (1969/70)

¹¹⁾ Die Chronik der Grafen von Zimmern. 6 Bde., hrsg. von Decker-Hauff u. a.; Thorbecke Verlag, Konstanz, 1967 ff.

¹²⁾ Oskar Kohler, Die späteren Geroldsecker. In „Die Ortenau“, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 39, 1959

Oskar Kohler, Die letzten 150 Jahre Geroldsecker Herrschaft. „In Alemannisches Jahrbuch“, 1957

was bleibt

*was bleibt ist
vom kaffee
der satz
in der tasse*

*vom essen
der erkaltete rest
von der liebe die
erinnerung
vom schreiben
die tinte am finger*

Manfred Bosch

Der Wehrturm „Lueg-ins-Land“ in Waldshut

Seine Geschichte und Wiederherstellung

Von Horst Gutjahr, Freiburg

Der „Lueg-ins-Land“ oder das ehemalige Gärtnerhäuschen in „Gärtner Flums Garten“, wie es zuweilen von den älteren Bewohnern von Waldshut in vertraulichem Ton und unpathetischem, deshalb aber nicht minder unbeirrbarem Patriotismus genannt wird, lebt weiter. Der kleine Bau sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er den Waldshutern noch ein Stück liebenswerter Geschichte ist, die ihre Vorfahren erlebt und geschrieben haben.

Einst Eckpfeiler der erweiterten Wehranlage, steht der Turm heute wie ein Finger am Abhang des Seltenbachtals und weist auf die wechselvolle Geschichte hin, welche Waldshut unter dem österreichischen Herrscherhaus erlebt hat. Die einst stark befestigte Flußbogenstadt deutet aufgrund der geographischen Lage auf staufischen Einfluß hin. Unterhalb der Aare-Mündung, auf dem Hochgestade des Rheins, an der Außenseite einer Rheinkrümmung, westlich des tiefen Einschnittes des Seltenbachbettes, sorgfältig ausgewählter Standort der zur Festung ausgebauten Stadt, war Waldshut lange Jahre Garant der habsburgischen Besitzungen im Schwarzwald. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist aus dieser Aufgabe, Hüter des Waldes zu sein, der Name der Stadt abgeleitet worden. So ist es nicht verwunderlich, wenn Waldshut als bedeutendste und zugleich östlichste der vier Waldstädte Sitz des Landvogtes und zugleich Mittelpunkt der Verwaltung war.

Eine Stadterweiterung wurde notwendig, nachdem im Jahre 1273 das ursprünglich als Grün- oder Agrargelände genützte Gebiet innerhalb der ersten Ummauerung Wohnbauten zugeführt werden mußte. Im wesentlichen dehnte sich diese Erweiterung ca. 145 Meter nördlich entlang dem Seltenbach aus,

an deren Ende noch heute der „Lueg-ins-Land“ steht. Von hier aus verlief die neue Grenze in westlicher Richtung bis zum äußeren Waldtor, welches wiederum von einem Wehrturm gesichert war, um dann etwa in einer Diagonalen bei der Wehrmauer der ersten Stadtbefestigung, kurz vor dem unteren Tor, anzuschließen.

Es darf vermutet werden, daß diese für das Stadtbild nicht gerade ideale Form eines Dreiecks nicht willkürlich entstand. Vielmehr ist anzunehmen, daß dieser Stadtgrundriß durch die geographische Situation bedingt und auch in militärischer Hinsicht gewünscht bzw. gesucht war. Als natürliche Grenzen sind der Rhein im Süden mit dem zu ihm steil abfallenden Gelände, auf welchem Waldshut errichtet wurde, sowie der Seltenbach mit seinen tiefen und zugleich breiten Talgräben im Osten der Stadt anzusehen, während die nördliche Grenze von der Fallinie des auslaufenden Berges bestimmt wurde. Lediglich die Westgrenze der Stadt dürfte durch das bei der Stadtgründung vorhandene Raumbedürfnis bestimmt worden sein. Die Tatsache, daß der äußere sowie der innere oder vielmehr der zweite und erste Wallgraben genau mit der geographischen Fallinie des natürlich gewachsenen Geländes übereinstimmt, beweist, daß beide Gräben an den Seltenbach angeschlossen waren und Wasser führten, welches beim unteren Tor in den Rhein abfließen konnte.

Als im 14. Jh. die nach 1273 errichtete Palisadenwand hinter dem aufgeworfenen äußeren Wallgraben durch die Wehrmauer ersetzt wurde, verstärkte man diese durch Wehrtürme. Solche Befestigungen können nur verstanden werden, wenn man die Belagerungs- und Verteidigungsweisen kennt. Diese formten die Bauwerke. So müs-



Ansicht der Stadt Waldshut in der Mitte des 18. Jahrhunderts

Aquarell von Aug. Brandes, Meersburg

sen die Bauwerke durch das Bekanntwerden der Feuerwaffe in zwei verschiedene Perioden geteilt werden. In der ersten Wehrbauperiode, in der das Pulver noch unbekannt war, schützten sich die Bürger durch Verhau oder Erdschanzen mit Palisaden, welche hinter künstlichen Gräben errichtet wurden. Im frühen Mittelalter ging man aber zu steinernen Befestigungen mit offenen Wehrgängen hinter Zinnenmauern über, wie sie beispielsweise noch in Speyer zu sehen sind. Als Waffen dienten außer den Hellebarden, Speißen, Lanzen usw. die Schleuder, der Bogen und die Armbrust. Außerdem waren das Gießen von kochendem Wasser, Öl, Kalk, Blei und Pech, sowie das Werfen von Steinen oder Bienenstöcken neben den sogenannten Verteidigungsmaschinen beliebte Verteidigungsmittel. Die Angriffs- und Verteidigungstechnik war anfangs auf frontale Wirkung eingestellt. Flankierende Bauelemente kommen erst später vor. Die Verteidigung war der Angriffstechnik meist überlegen. Da die Bürger einer Stadt die Verteidigung unter der Leitung des kriegs-

erfahrenen Stadtadels selbst übernahmen, waren diese widerstandsfähiger als Burgen, welche für diesen Zweck Besatzung benötigten. Das mag wohl einer der Hauptgründe für das Anwachsen des Adels in Waldshut in jener Zeit gewesen sein.

In diese erste Wehrperiode kann wohl der Bau des „Lueg-ins-Land“ sowie der weiteren Wehrbauten nicht mehr gefallen sein, denn der Begriff der flankierenden Wirkung ist ziemlich eindeutig ablesbar. Aus Stadtrechnungen anderer Städte ist bekannt, daß schon 1386 vorspringende Mauertürme neben „Rondeln“ auch Bollwerke gebaut wurden. Das ist also die Zeit des Beginns der Pulvergeschütze²⁾.

Wie beim zu behandelnden „Lueg-ins-Land“ sind rechteckige und halbrunde Wehrtürme (von den Berchfriten abgesehen) häufig auf der burg- oder stadtwärts gerichteten Seite nicht durch eine Wand geschlossen. Man wollte damit erreichen, daß eingedrungene Feinde sich nicht in den Türmen festsetzen und diese gegen die Burg oder in unserem Falle die Stadt benützen konnten.



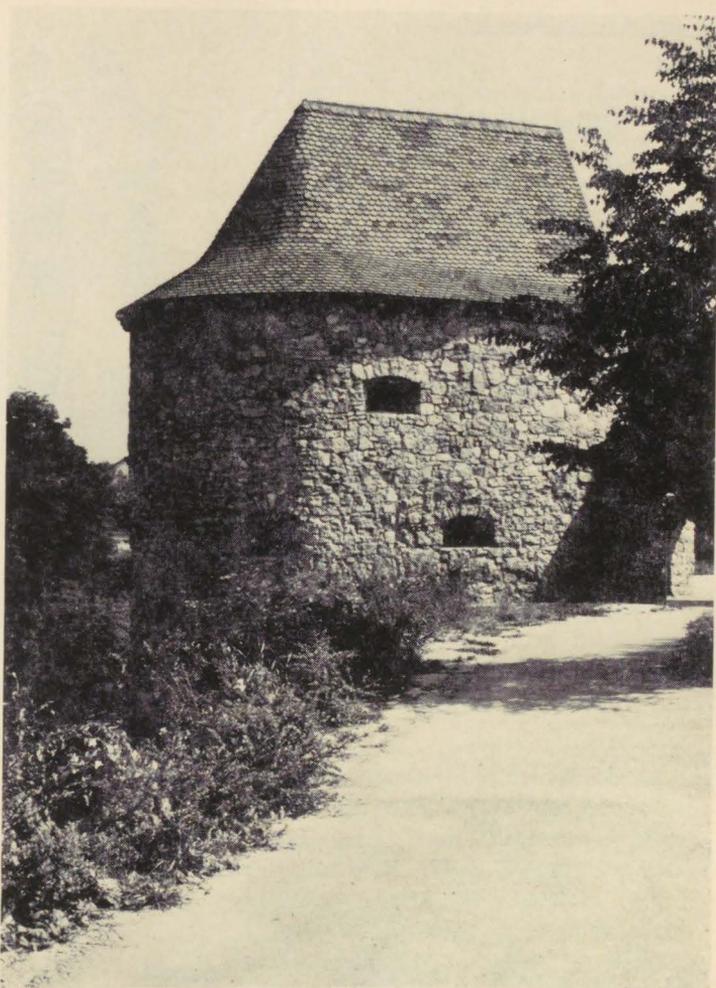
*Der „Lueg-ins-Land“ nach
der Wiederherstellung 1963*

Foto: H. Gutjahr

Der material- und zeitsparende Effekt stand nicht im Vordergrund. Vielmehr wurden die mit Zinnen bekrönten Wehrtürme als Geschütz- bzw. als Batterietürme benützt. Außerdem boten diese erhöhten Schutz beim Besteigen der Wehrgänge und ausreichenden Platz zum Spannen der Armbrust.

In Waldshut sind im Jahre 1419 nachweislich Feuerwaffen vorhanden gewesen oder zumindest dort angeschafft worden. Bei der Belagerung von Waldshut im Jahre 1468 waren Türme, Tore, Wehrmauern mit Umgang fertiggestellt, denn sie finden im

Kriegsbericht der Schweizer Erwähnung. Auch ist dort von Geschützen die Rede. Mit der Verfeinerung bzw. der Vervollkommnung der Feuerwaffen haben diese Wehrtürme, auch Schalentürme genannt, ihre Bedeutung weitgehendst verloren. So ist bekannt, daß allerorts im 16. Jh. diese Schalentürme zunächst in den Städten und später auch auf den Burgen auf der Innenseite mit leichtem Mauerwerk, sogar meist im Holzverband geschlossen, sowie Decken eingezogen wurden, um die Türme dadurch für friedliche Zwecke benützbar zu machen. Mit



*Der „Lueg-ins-Land“.
Die „Maulschießcharten“
zeigen die Funktion des Tur-
mes als Flankierungsturm*

Foto: H. Gutjahr

großer Wahrscheinlichkeit wurde in Waldshut der „Lueg-ins-Land“ von dieser Zeit an als Wachturm benützt. Auch ist anzunehmen, daß der Name „Lueg-ins-Land“ nunmehr seine Berechtigung findet, bzw. aus dieser Zeit stammen wird, da der Name mit einer bestimmten Funktion verbunden wird. Matthaeus Merian bezeichnet in seinem bekannten Kupferstich von Nürnberg aus dem Jahre 1648 auch einen Wehrturm als „Lug-inns-Landt“.

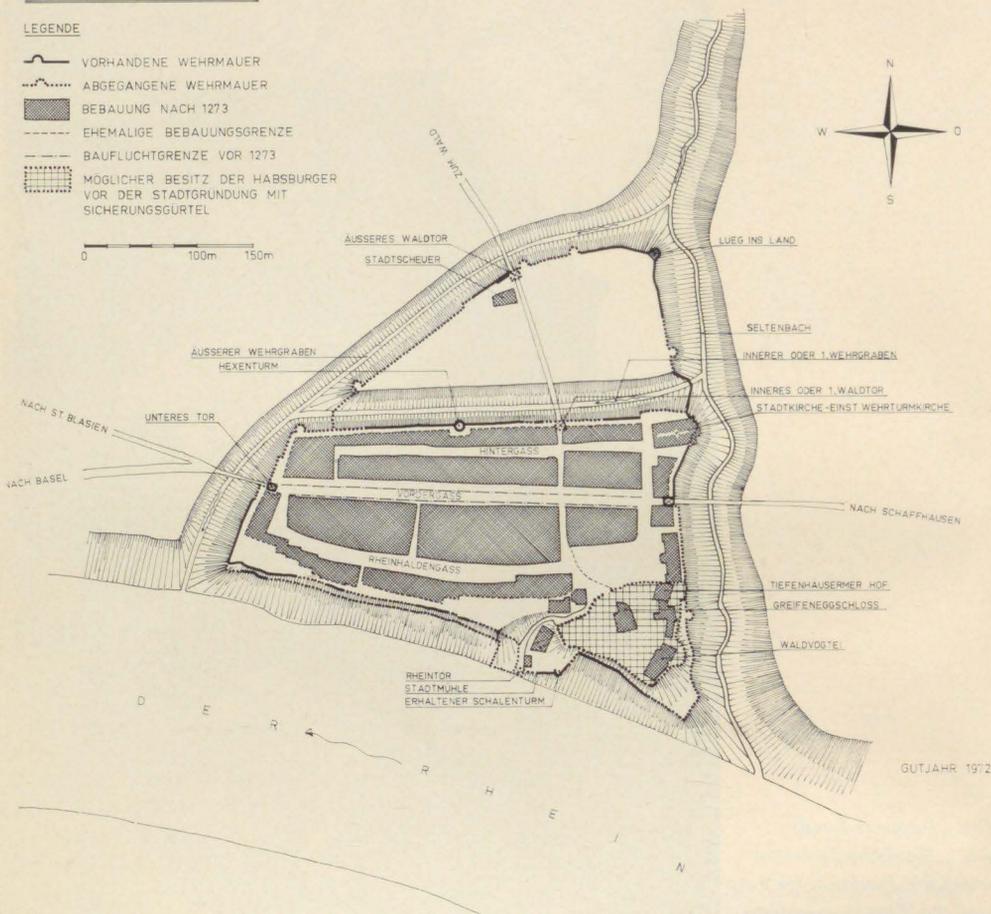
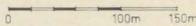
Vorgeschobene vereinzelt Wachtürme waren bei den Städten an den durch Wall

und Graben geschützten Grenzen der Feldmark nicht selten. Sie dienten auch dem Schutz der städtischen Viehherden gegen Räuber. Die Annäherung solcher wurde vom Wächter durch Schüsse oder andere Zeichen den Hirten, wie den Turmwächtern der Stadt angezeigt. Die bewegte Geschichte von Waldshut machte die Notwendigkeit eines solchen Wachturmes bis ins 19. Jh. hinein in vieler Hinsicht mehr als notwendig. Bis Hilfe kam, wurden die Herden in die zu den Türmen gehörenden ummauerten Pferche getrieben³⁾. Wenn diese, von anderen Städten

DIE BEFESTIGTE STADT WALDSHUT

LEGENDE

-  VORHANDENE WEHRMAUER
-  ABGEGANGENE WEHRMAUER
-  BEBAUUNG NACH 1273
-  EHEMALIGE BEBAUUNGSGRENZE
-  BAUFLUCHTGRENZE VOR 1273
-  MÖGLICHER BESITZ DER HABSBURGER VOR DER STADTGRÜNDUNG MIT SICHERUNGSGÜRTEL



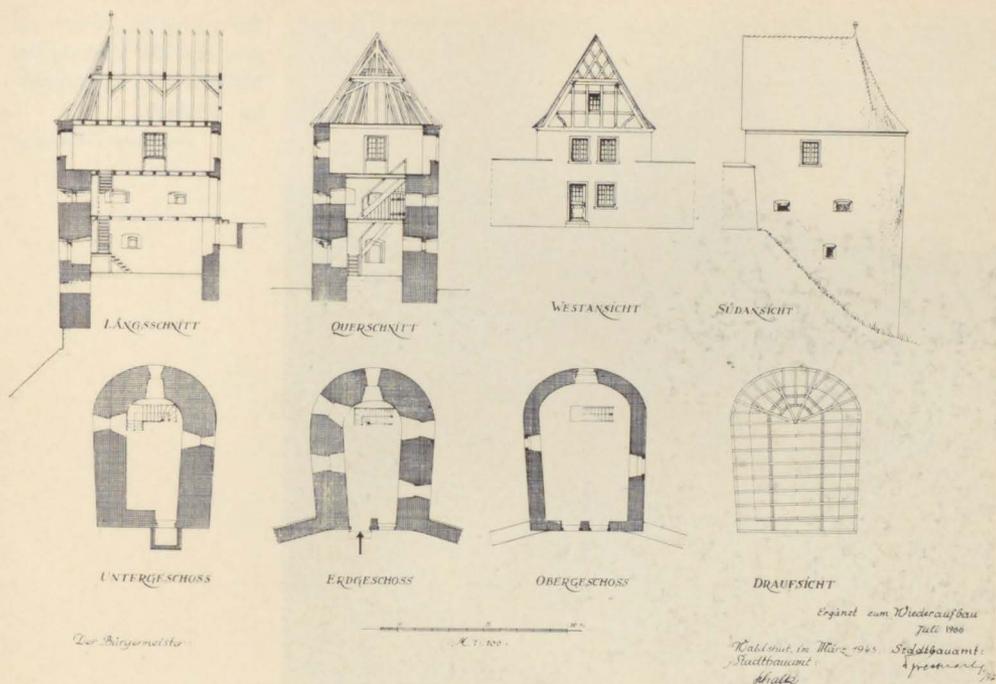
GUTJAHR 1972

Plan der befestigten Stadt Waldshut

abgeleitete Möglichkeit in Waldshut auch nicht belegt ist, so gibt sie doch vielleicht den Schlüssel für manche Erklärungen. Zumindest läßt diese Möglichkeit die Vermutung zu, daß durch diesen Umstand der „Lueg-ins-Land“ einschl. der angrenzenden Wehrmauer, da eine für alle Bürger sichtbare Verwendung bestand, unterhalten und nicht zerstört wurde.

Nicht Handel und Wandel waren es allein, deren Rechte und Bedürfnisse unumstritten sind, die zerstörerisch durch die ehemals schützenden Tore Waldshuts zogen,

sondern mehr noch der Freiheitstrieb und eine frivole Zerstörungswut, die ohne Not das Alte beseitigt, weil es eben alt ist! So war wohl an der Wende dieses Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen Waldshut von ihrer alten Wehr befreit. Zu diesen Ausnahmen zählte auch der „Lueg-ins-Land“. Im Laufe der Jahre scheint dieser, nachdem er seine Schuldigkeit getan hatte, auch in Vergessenheit geraten zu sein. So ist bekannt, daß in den Kriegsjahren 1942/43 Verhandlungen zwischen dem damaligen Bürgermeister und der „Vereinigung Alt-Waldshut“



Vorschlag zur Instandsetzung des alten Stadtturmes am Seltenbach (Lueg-ins-Land)

geführt wurden mit dem Ziel, den „Lueg-ins-Land“ zu erhalten. Außerdem soll von der Vereinigung eine Denkschrift über den Turm zusammengestellt und eingereicht worden sein. Leider ist dem Anschein nach kein Exemplar mehr von diesem bestimmt aufschlußreichen Schriftstück, vorhanden. Doch existiert noch der Restaurierungsplan als Ergebnis jener Verhandlungen. Es verblieben auch die Handskizzen von 1943 des langjährigen Mitarbeiters unserer Kreisstelle Friedrich Durst, Waldshut, und außerdem der wohl nach diesen Skizzen fachgerecht hergestellte Bauplan aus dem Jahre 1943, welcher vom damaligen Leiter des Stadtbauamtes Waldshut unterschrieben ist. Außerdem konnte damals erreicht werden, daß der „Lueg-ins-Land“ mit einem Notdach abgedeckt und somit vor weiterem Verfall bewahrt wurde. Die Arbeiten wurden übrigens vom technischen Notdienst aus-

geführt, dem heute noch Lob und Dank gebührt. Nach dem Kriege, im Jahre 1955, ging dann der ehem. Wehrturm wieder in städtischen Besitz über. Wie schon eingangs erwähnt, gehörte das Gelände einschl. „Lueg-ins-Land“ einige Jahre zu einer Gärtnerei. Fundamentale Arbeit im wahrsten Sinne wurde dann im Jahre 1959 von der Fa. Rheinbau Waldshut im Auftrag der Stadtverwaltung geleistet, als die Fundamente des Turmes auf der Hangeite des Seltenbaches mit den Kenntnissen der modernen Technik gesichert wurden. Weitere 7 Jahre später versah man den 1943 ausgearbeiteten Bauplan für die Erneuerung des „Lueg-ins-Land“ mit neuer Signatur, um den Wehrturm dann mit Zuschüssen des Landkreises Waldshut sowie der Staatlichen Denkmalpflege herzurichten, so, wie ihn der Beschauer heute antrifft.

Der „Lueg-ins-Land“ wird nunmehr als Bibliothek des auf dem äußeren Wallgraben



Der „Lueg-ins-Land“ mit dem von der Technischen Nothilfe 1943 aufgebrauchten Notdach

Foto-Bauer, Waldshut

stehenden Gymnasiums verwendet. Somit ist der alte Turm zu einem integrierenden Bestandteil einer modernen Bildungsstätte geworden. Ein vortreffliches Beispiel wie sich jung und alt vertragen kann! Dem Wachsen und Reifen bekommt das Bemühen am besten, in dem sich lernen läßt, die Gegenwart zu meistern, ohne die Zukunft zu fürchten. Dazu gehört der Mut — oder ist es die Anständigkeit — die Vergangenheit nicht zu verleugnen.

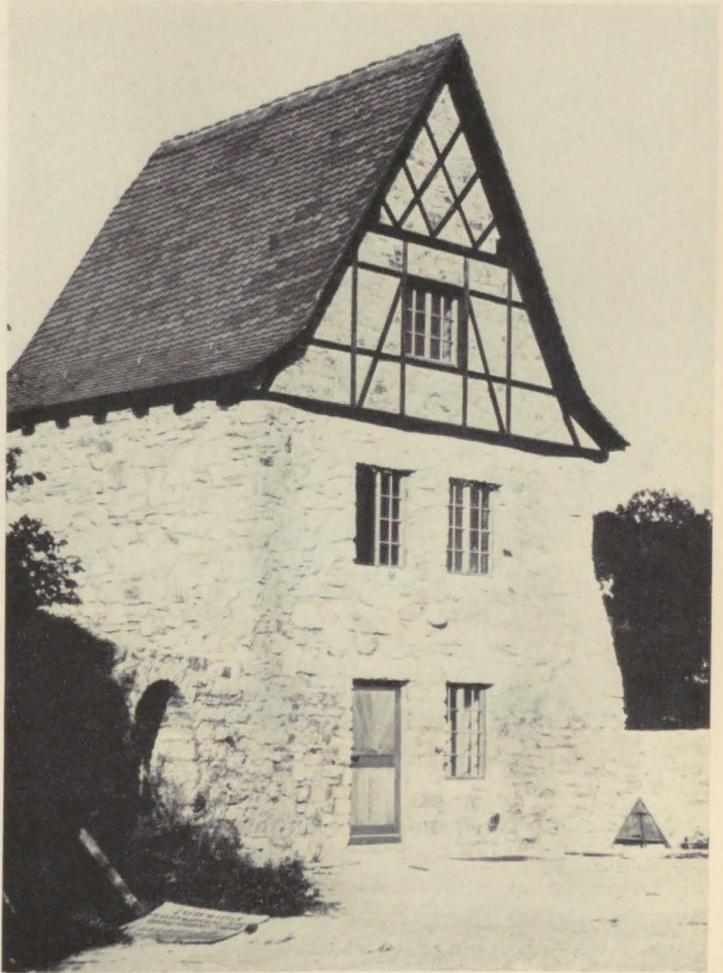
Waldshut hat in der Tat fertiggebracht, Schritt mit der Entwicklung zu halten, ohne

dabei von jenem Charme und Stil einzubüßen, die dieser landschaftlich, geschichtlich und menschlich besonderen Stadt zu eigen ist.

Anmerkungen:

¹⁾ Die Deutungen des Schweizer Geschichtsforschers, Prof. Isele, daß beispielsweise der Ort Waldenburg (Basel-Land) im Liestal mit Waldshut vergleichbar ist und somit auch das Gründungsjahr gleichgestellt werden kann, ist bei näherer Betrachtung nicht aufrecht zu erhalten, wengleich die Stadanlage große Parallelen aufzuweisen hat. Gleichfalls verhält es sich mit dem Rundbogenfries an der Giebelseite des unteren Tores in Waldshut. Dieser Fries wurde

Der „Lueg-ins-Land“¹⁾ nach
der Wiederherstellung 1963.
Ansicht von der Stadtseite
her



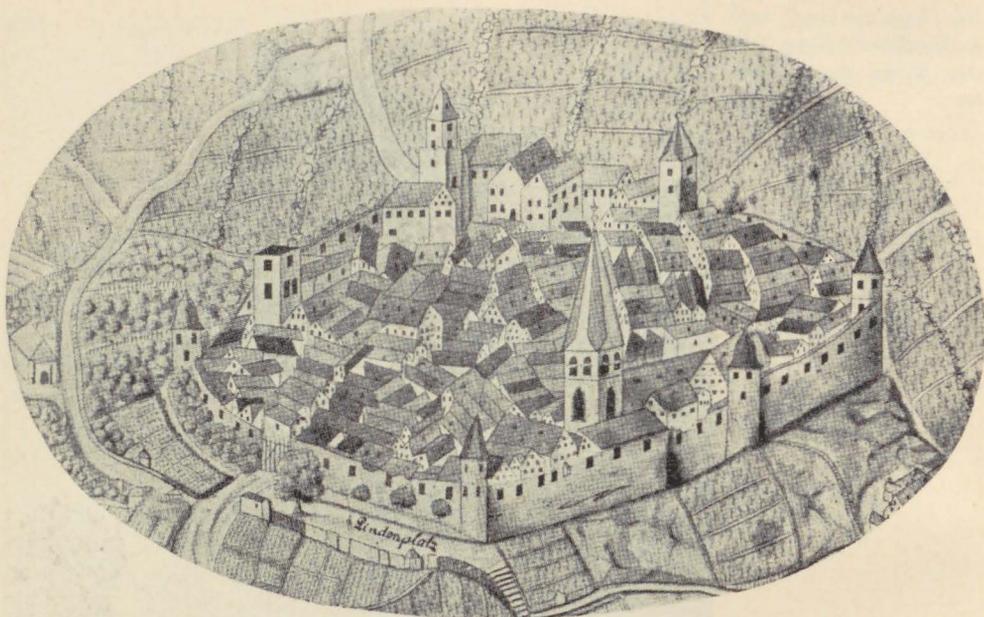
über mehrere Jahrhunderte verwendet, so daß dieser für eine zeitliche Einreihung eines Bauwerkes, zumal wenn weitere genau datierbare Merkmale fehlen, nicht herangezogen werden kann. Eine ausführliche Betrachtung hierüber wird nach Abschluß der Untersuchung zu späterer Zeit veröffentlicht werden.

²⁾ Zum Auftreten der Feuerwaffen (Burgdorfer Krieg 1383) s. Gessler in MAGZ XVIII (Die Wehrbauten Berns).

³⁾ Aus Otto Pieper, Burgenkunde.

Quellen:

1. Meier, Waldshuter Krieg 1468
2. Dr. Heinrich Hansjakob, Der Waldshuter Krieg vom Jahre 1468
3. Dr. E. Müller, Ettikon, Der Bauernkrieg im Kreis Waldshut
4. Baumhauer, Belagerung Waldshut
5. F. Honecker, Der große Bauernkrieg im Bezirk Waldshut
6. Mich. Settler, Belagerung Waldshut
7. v. Rodt, Geschichte des Bernischen Kriegswesens
8. Geschichte der Stadt Waldshut
9. Ricker, Freiburg, Aus der Geschichte einer Stadt
10. Seterich, Die Stadtbefestigung Würzburgs
11. Krüger, Die Stadtbefestigung von Schwäb.-Hall
12. Hofer, Die Wehrbauten Berns
13. Birkenmayer in „Schau-ins-Land“, 15. Jg. Geschichte Waldshut
14. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden



Stadt Neudenau

Die Burg in Neudenau an der Jagst

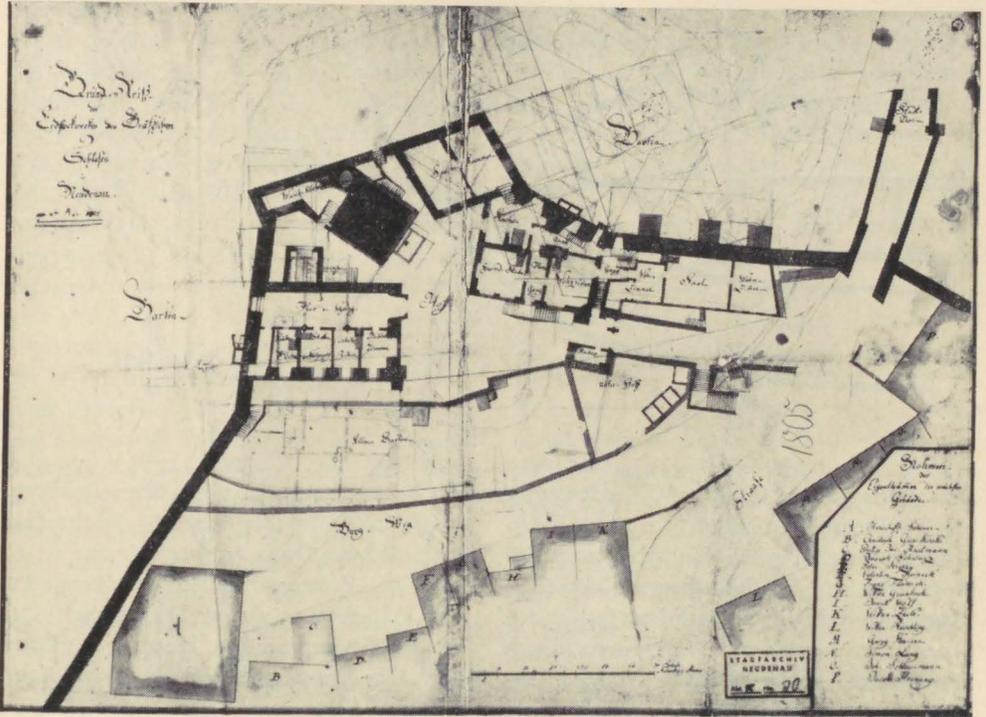
Von H. Heimberger, Adelsheim

Das Städtchen Neudenau läßt sich allein schon durch seine Lage auf einem in das windungsreiche Jagsttal hereinreichenden Bergsporn als eine alte Siedlung erkennen. Gegen Süden steil abfallend, verflacht sich das Gelände auf der Westseite und steigt gegen Norden — durch die enge und tiefe „Kuckucks-Klinge“ unterbrochen — wieder an. Einige Quellen, die auf dem Hang über der Stadt entspringen, vervollkommen dieses Gebiet zu einem idealen Siedlungsplatz. Wenn auch eine vorgeschichtliche Flihbürg nicht nachzuweisen ist, so lassen doch die römischen Gutshöfe bei den Quellen im „Weiler“, im „Eirich“ und im „Leichtenweiler“ frühgeschichtliche Niederlassungen vermuten, da das einmal gerodete Land seinen Fortbestand gewährleistet.

Es war daher kein Zufall, daß die Edelherrn von Dürn, die im 13. Jahrhundert

die Vogteigewalt über das Gebiet ausübten, unmittelbar oberhalb des Dorfes eine Burg erbauten und den Ort mit Mauern, Gräben und Wehrtürmen befestigten¹⁾. Von hier aus verwalteten die Ortsherren und späteren Grafen von Dürn nicht nur die Vogtei über die Amorbacher Klostergrüter, sondern auch ihren eigenen Landbesitz. Die Burg und die dazugehörenden Güter sind im Testament Konrads von Dürn erstmals 1251 erwähnt. Zu einer kaiserlichen Stadtrechts-Verleihung kam es in Neudenau ebensowenig, wie in allen übrigen Orten des Dürnschen Machtbereiches.

Das Interregnum — die kaiserlose Zeit zwischen 1254 und 1273 — bot den Herren von Dürn die Möglichkeit, aus den ihnen unterstellten Gebieten ein eigenes Territorium zu schaffen. Unter Umgehung des kaiserlichen Vorrechtes wurden die Dörfer



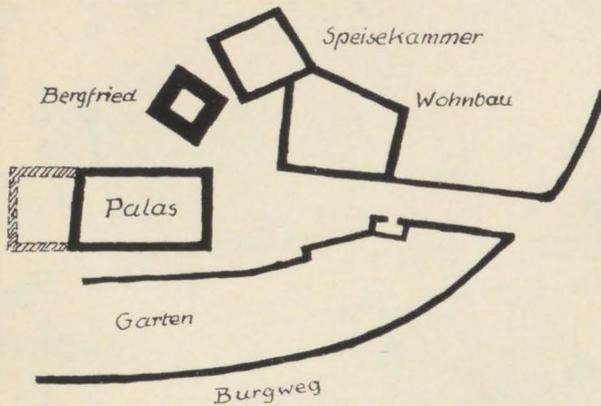
„Grundriß des Erdstockwerkes vom 6. May 1805“ des Schlosses Neudenau

Staatl. Amt für Denkmalpflege Karlsruhe

Neudenau vor 1263, wohl von den Söhnen Konrads I. von Dürn¹⁾, Buchen vor 1280, vermutlich von Boppo von Dürn, Walldürn und Forchtenberg zwischen 1283 und 1291 durch Ruprecht von Dürn zu Städten erhoben²⁾. Für Neudenau bezeugt eine Urkunde aus dem Jahr 1263 den städtischen Charakter: „in Civitate Nydenaw quondam dicta Busingen“ (in der Stadt Neudenau die früher Busingen hieß).

Um die Wende des 12. Jahrhunderts hatten die Dürne den Höhepunkt ihrer Macht überschritten: der Zerfall des großen Grundbesitzes begann mit einer Verschuldung, die vergebens dadurch aufzuhalten versucht wurde, daß sie ihre Güter nacheinander verpfändeten und verkauften. Nach dem Aussterben des Geschlechtes um 1325 wechselte Neudenau in rascher Folge seine Besitzer: 1327 wurde Burg und Stadt von Conrad von Weinsberg — ob er sie durch Erbschaft oder

sonstwie erhalten hatte, ist unbestimmt — für 1100 Pfund Heller an seinen Oheim Conrad von Heihenried verkauft. 1330 ging Neudenau um 1000 Pfund Heller in den Besitz Burgharts von Sturmfeder über. Zugleich mit der Erwerbung von Neckarsulm (1335) erhielt der Mainzer Erzbischof Balduin „die losunge uf Nydenauwe burg und statt“. Als aber Kurmainz wenige Jahre später von diesem Recht Gebrauch machen wollte, widersetzte sich Burghart von Sturmfeder. Der mehrjährige Streit, in dem sogar Kaiser Karl IV. angerufen wurde, endete damit, daß Stadt und Burg Neudenau 1364 um 9500 Gulden an Mainz fielen³⁾. Der Hauptschluß der Reichs-Friedens-Deputation von 1803 sprach das Städtlein den Grafen von Leiningen-Heidelheim zu als Entschädigung für ihre Besitzungen auf der linken Rheinseite, die im Frieden von Luneville (1801) an Frankreich gefallen waren.



Grundriß der Burganlage
Zeichnung vom Verfasser

Drei Jahre später (1806) kam Neudenu an das Großherzogtum Baden.

Unter der badischen Hoheit setzten Bestrebungen ein, das Städtchen auf verkehrstechnischem und gesundheitlichem Gebiet den neuen Erfordernissen anzupassen. Doch wurde durch solche Versuche nur die Zerstörung von vielem erreicht, was in früheren Jahrhunderten zum Schutz von Burg und Stadt erbaut worden war. So ließ der Oberamtmann Dr. Fauth von Mosbach im Jahr 1840 die beiden Stadttore, Teile der Stadtmauer und die sieben Türme abbrechen und den Wallgraben einebnen. Noch schlimmer wirkten sich die Veränderungen an der Burg aus: die gewaltigen Umfassungsmauern samt der nördlichen Schildmauer mit ihrem eigenartigen Verlauf und der östliche Mauerzug wurden abgerissen, der tiefe Schloßbrunnen zugeschüttet. Von der Gesamtanlage der Burg mit sieben Gebäuden blieben nur noch vier übrig.

Anhand eines alten, undatierten Stadtbildes aus der Vogelschau (*Bild 1*) läßt sich der Verlauf der Stadtmauern ziemlich genau feststellen. Da das Gelände im Norden die Stadt überhöht, mußten dort Burg und Stadt durch besonders hohe und starke Wehrmauern geschützt werden. Vom Bergfried aus — der ursprünglich einen Aufsatz mit kleinerer Fläche, eine quadratische Haube

und Fenster nach den vier Himmelsrichtungen trug — zog die westliche Stadtmauer mit gedecktem Gang, vorbei am quer zu ihr stehenden Palas und endete an einem starken Vierecksturm (ohne Dachhaube). Der östliche Mauerzug führte hinter vier großen Burggebäuden zum oberen Stadttor, dann der abfallenden Bergflanke entlang bis zum südöstlichen Jagsthang. Am „Lindenplatz“ nach Westen abbiegend, erreichte er das untere Stadttor und den westlichen Eckturm, der in der Nähe des dachlosen Viereckturmes stand. Glücklicherweise ist ein „Grundriß des Erdstockwerkes des gräflichen Schlosses in Neudenu vom 6. May 1805“ (heute im Heimatmuseum Neudenu) erhalten geblieben. Er war dem Autor der „Geschichte der Stadt Neudenu“, Stadtpfarrer Fridolin Mayer, bekannt, doch versäumte dieser, den aufschlußreichen Plan seinem Buch beizufügen (*Bild 2*).

Schon der eigenartige, dem Gelände angepaßte Zug der Ringmauer ist auffallend: vom Südosten her läuft sie — als Stadtmauer — so nahe an der großen herrschaftlichen Zehntscheune (A) vorbei, daß zwischen ihr und dem Gebäude nur noch ein enger Schlupf für Fußgänger blieb. Bergwärts ist das Gelände — wie heute noch — durch eine etwa 3 m hohe Bruchsteinmauer terrassiert. Dort lag zwischen ihr und dem

Palas der „kleine Garten“, der nach Osten bis zur „Kammer“ reicht — einem Häuslein, das noch bis 1930 von der Gemeinde als „Backhaus“ benutzt wurde. Der ehemalige Palas, mit starken Mauern und breitem Flur, war schon 1805 seiner ursprünglichen Aufgabe als herrschaftlicher Wohn- und Saalbau entzogen und — wie die Bildbeschriftung besagt — als Gärtnerwohnung und Bedientenzimmer verwendet. Im 19. Jahrhundert wurde dieser Bau über die inzwischen abgerissene Stadtmauer hinaus erweitert und bis in die jüngste Vergangenheit als Schulhaus benutzt. Oberhalb des Palas schwenkt die Ringmauer nach Nordosten ab zu der Waschküche, dem übereck stehenden Bergfried und der großen, zweiteiligen „Speisekammer“. Diese war ursprünglich ein Wohnhaus, das in „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“⁴⁾ beschrieben ist: „Ein altes Wohngebäude gotischen Stils, das bis vor kurzem noch doppelt so hoch war, ehe es zum Speicher umgewandelt wurde. Noch sieht man im Innern im I. und II. Stock einfache ornamentale Malereien an den Wänden mit den Jahreszahlen 1590 und 1592. Der ehemalige Hauptsaal enthält gemalte Fensterumrahmungen in flotter Spät-Renaissance und an den Türen hübsches altes gotisches Beschlag. Der ganze Bau mag aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammen.“ An die Speisekammer grenzt ein Wohnbau mit Küche, Gesindestube und Wohnzimmer an. Dieser zeigt über der Toreinfahrt ein

altes kurmainzisches Wappen in merkwürdiger Umrahmung mit zwei Hundeköpfen. Es handelt sich — nach Auskunft von Fräulein J. Weihrauch, der Kustodin des Neudenauer Heimatmuseums — um das Wappen des Mainzer Erzbischofs und Kurfürsten Kasimir (1629—1647). Dann folgt ein langgestreckter, zimmertiefer Bau mit Wohnraum, Saal und einem weiteren Wohnzimmer. Dieser Trakt besteht nicht mehr. Wie im Plan ersichtlich, war in dem nördlichen Teil der Burgmauer — von der Speisekammer an — die Ringmauer durch die Außenmauer der Gebäude ersetzt. Diese mußten daher besonders massiv sein und wurden sogar an einer Stelle des Mauerzuges durch drei starke Steinpfeiler gestützt. Der angrenzende schlauchartige Gang zum Stadttor-Turm war durch das Gelände bedingt: Der Turmwächter sollte von dieser Warte aus auch das ansteigende Berggelände übersehen können.

Der Lageplan ist von einer Unzahl von Bleistift-Strichen durchzogen. Sie stammen von späteren Neubau-Planungen, die jedoch nicht ausgeführt wurden.

Es ist zu hoffen, daß die Reste der alten Burg vor dem Zerfall erhalten bleiben.

¹⁾ Mayer F., Geschichte der Stadt Neudenau (Selbstverlag des Verfassers).

²⁾ Eichhorn W., Die Herrschaft von Düren. 1966, Verlag P. G. Keller, Winterthur, S. 194

³⁾ F. Mayer ebenda S. 46

⁴⁾ Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. 4. Band, 4. Abt. S. 138

*Der Frühling beginnt,
und wovon mein Herz träumt,
ist so alt . . .*

Juliane Chakravorty

Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen

Von Thomas Kopp, Zell/Harmersbad

I. Teil

Es ist gewiß nicht Freude am Krieg, die uns Schwarzwaldwanderer veranlaßt, den heimatlichen Schanzen — Zeugen früherer Kämpfe und Nöte der Vorfahren — nachzugehen. Im Gegenteil, diese Bauten in unseren Wäldern und Bergen könnten gar wohl mithelfen, einem die Schrecken der Gewalt vor Augen zu stellen, die gerade durch ihre „Hautnähe“ recht lebendig zu wirken vermögen. Wenn besinnliche Wanderer, aber auch ganze Schulklassen und Vereine, in der Einsamkeit der Landschaft vor solchen Verteidigungsanlagen stehen, machen diese sicherlich einen eigenartigen, ersten Eindruck auf die Beschauer.

Zunächst zur Begriffsklärung: Beim Sammelwort „Schanzen“ handelt es sich um mehr oder weniger gut erhaltene schützengrabenähnliche Wälle und Gräben einschließlich der viereckig oder sternförmig aufgeworfenen Erdwerke (Redouten). Daß sie ursprünglich anders, vollkommener ausgesehen haben, dürfte klar sein. Ein alter Schwarzwaldwanderer (Karl Halter, Freiburg) beschreibt sie folgendermaßen:

„... Ein Wall mit einer Brustwehr und davor ein Graben; vor dem Graben aber hundert Schritt breit ein Holzverhau, wo man die Baumstämme, mit ihren zugestutzten krackligen Ästen nach außen gekehrt, gut in der Erde verrammt und durch Astklammern zusammengehängt hatte; an den gefährdetsten Stellen eine stärkere Viereckschanze (Redoute) doppelt gut bewehrt mit spitzen Pfählen und Pflöcken nach außen gekehrt, mit Dornestrüpp und Fallen. Bei diesen Viereckschanzen standen niedere Blockhäuser, in denen die Wachen sich aufhielten und ... Gelegenheit zum Kochen und Schlafen gegeben war. Die Wege wurden auf sechs Stunden aufgerissen und absichtlich

vernachlässigt, um den Feind im Anrücken zu hindern. — Bis diese Anlagen fertig waren, waren aber auch sämtliche Wälder der Umgebung kahl gehauen und die Bauern hatten kaum mehr Holz zum Feuern ...“

Vorläufer des Westwalls

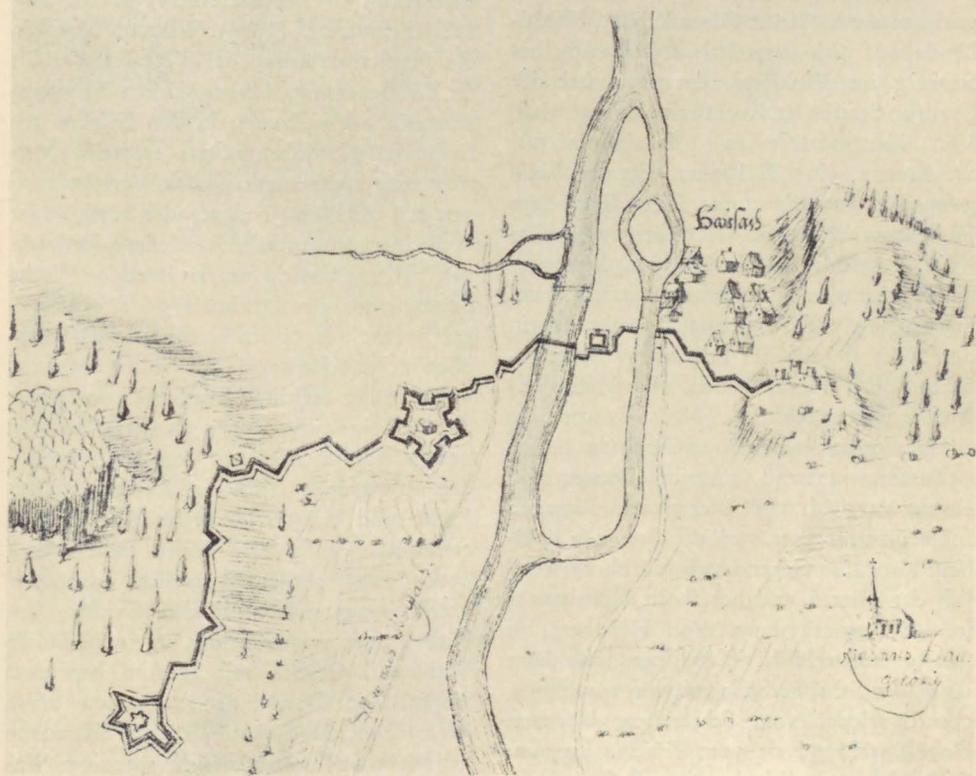
Wer also offenen Auges über die Schwarzwaldhöhen wandert, trifft immer und immer wieder auf solche alten Befestigungen. Ein Großteil derselben ist in ein „Linien-System“ unterzubringen, das von Säckingen bis Pforzheim reicht: eine Art Vorläufer des Westwalls unserer Zeit! Damit es dem Höhenweg-Wanderer möglich wird, die Schanzen und Gräben, auf die er unterwegs stößt, in dieses System einzuordnen, wollen wir die Hauptlinien verfolgen.

Eine ältere verläuft vom einst befestigten Säckingen über den Hotzenwald nach St. Blasien, zum Feldberg und von dort über den Hohwart bei Breitnau (am Freiburger Naturfreunde-Haus vorbei) und den Doldebühl zum Turner, weiter über den Hohlen Graben und die Kaiserebene bei Gütenbach, um dann mit den Hirschlach- und Prechtaler Schanzen Hausach und dem Kniebis zuzustreben, anschließend dem Murgtal entlang über den Schramberg (bei Raumünzach — nicht mit der Stadt Schramberg verwechseln!) gegen Dobel und Neuenbürg bei Pforzheim.

Nach Ernst Boessers „Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien“ kann nicht endgültig entschieden werden, ob dies die „auf Befehl des Markgrafen Ludwig von Baden im Jahre 1701 begonnene und jedenfalls unter Benützung älterer Anlagen aus dem Jahre 1688 im Laufe mehrerer Jahre ausgeführte oder vielleicht lediglich die im Jahre 1688 angelegte ist“.

Neben dieser „Älteren Schwarzwaldlinie“ können wir eine zweite, jüngere, noch deut-

Verschanzung des Passes
 bei Hausach im Kinzigtal
 Anno 1690. neue Zeit



Plan der Verschanzung des Passes bei Hausach im Kinzigtal (1690) Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

lich erkennen. Zu allem hin haben wir bezüglich deren Verlauf sehr gute Unterlagen, da eine von Boesser vermittelte „Relatio“ (Bericht) über den Zustand derselben aus dem Jahre 1710 vorliegt.

Diese Anlage beginnt bei der Todtnauer Viehhütte am Feldberg, zieht über den Schauinsland und Bromberg zur „Feste Freiburg“, um über Kartause, Roßkopf,

Streckereck und Rohr ins Kandelgebiet zu gelangen. Wer vom Kandel zu den Plattenhöfen wandert, geht auf einem Weg, der in der Schwarzwaldvereinskarte (Blätter Hornberg—Triberg und Waldkirch—Kandel) zweimal mit „Linie“ bezeichnet ist; es handelt sich also um die Fortsetzung der beschriebenen Befestigung, die hinunter zieht ins Simonswälder Tal, dieses nahe der Mün-

dung des Griesbachs kreuzt, um übers Roß-
eck (Martinskapelle) zum Rohrhardsberg zu
ziehen, hernach die Richtung Gschassi ein-
schlägt, dann aber hinunter geht ins Hintere
Prechtal und hanghinauf zum Rensberg.
Nun sind wir im Kreis Wolfach. Vom
Schänzle geht's zur Rehhalde, dort im rech-
ten Winkel abbiegend zum Hornberger
Schloß, das Gutachtal querend über Mark-
grafenschanze, Pilver-Schondelhöhe, Wald-
häuslekopf (Moosenmättlegebiet) und Lie-
fersberg ins Kinzigtal, das etwa bei der
heutigen Station St. Roman geschnitten wird.
Von hier „läuft nun die Linie auf
St. Roman, eine Wallfahrt vor der Linie
gelegen“, hernach zum „Das Tor“ am
Höhenweg Waldshut—Pforzheim und zum
Kniebis, anschließend ins Murgtal, das unter-
halb Schwarzenbach gekreuzt wird, zum
Schramberg und Forsthaus Kaltenbronn (in
der Nähe ist auf der Schwarzwaldvereins-
karte, Blatt Hornisgrinde, die Mannsloh-
Redoute eingezeichnet). Nach Eyachmühle
findet die Anlage bei Dobel ihr Ende.

Zusammenfassend schreibt Boesser bei
einem Vergleich der älteren und jüngeren
Linie: Die jüngere „verläuft also vom Feld-
berg bis in die Gegend von Hornberg west-
lich der älteren und hat ihren Mittelpunkt
in der Feste Freiburg. Von Hornberg bis
St. Roman verläuft sie östlicher, fällt dann
längs des Schapbachtals mit ihr zusammen,
ebenso wieder vom Schramberg bis zum
Dobel, während sie vom Kniebis bis zum
Schramberg westlich der alten Befestigungs-
kette bleibt. Die Erbauer der neuen Linie
haben sich also verhältnismäßig wenig an
die alte gehalten, und dies hat natürlich
seinen Grund darin, daß der größte Teil
einer solchen Befestigung, nämlich der nur
aus Verhack und Verfall bestehende, schon
nach wenigen Jahren verschwunden zu sein
pfliegte, mindestens keinerlei militärischen
Wert mehr hatte... Nur Erdwerke und
steinerne Schanzen sind an zahlreichen Orten
erhalten...“

„Linien-Geschichte“ — „Geträumter Schutz“

Gerade die verhältnismäßig gut erhaltene
Schwarzwald-Linie bietet Gelegenheit, näher
auf diese Art von Befestigung einzugehen.
Das ist vor allem auch möglich, weil außer
dem Werk von Boesser noch eine Arbeit vor-
liegt: Kleemann „Die Linien (Linien-Verschan-
zung) in Mittel-Europa im 17. und
18. Jahrhundert“ (1894). Wertvoll ist schon
die Begriffserklärung des Verfassers: „Un-
ter der Benennung Linien (Linien-Verschan-
zungen), wie sie zuerst in den Kriegen am
Ende des 17. Jahrhunderts erscheint, ver-
steht man zusammenhängende Verschanzun-
gen von oft höchst bedeutender Länge, oder
auch eine weit ausgedehnte Reihe selbständi-
ger, sich gegenseitig unterstützender Werke
permanenter, provisorischer oder feldmäßi-
ger Bauart“. In einem geschichtlichen Rück-
blick zeigt Kleemann, wie solche Anlagen
schon früher errichtet wurden und erinnert
an die Chinesische Mauer, an den römischen
und germanischen Limes. Vom 13. Jahrhun-
dert an wurde es üblich, daß Fürsten, Reichs-
städte und Klöster derartige Landwehren
errichteten; es waren Wälle mit Gräben
„oder einer breiten, künstlich ineinander
verflochtenen dichten Hecke (Gehäge, Ge-
bücke), oder es war beides vereinigt, indem
Wall und Graben mit Hecken bepflanzt
waren. Die Durchgänge... waren durch
Wehrtürme, Blockhäuser, starke Schranken
geschützt und unter Aufsicht ständiger Wa-
chen...“

Über unsere 1701 begonnene „Schwarz-
wald-Linie“ schreibt Kleemann: „Was die
Beschaffenheit der Linien betrifft, so wird
man wenig fehlen, wenn man sie in den
dichten Waldungen als breite Verhaue mit
einzelnen dahinter liegenden Reduten für
die Wachen annimmt, während auf den nicht
bewaldeten oder lichterem Strecken fortlau-
fende palisadierte Brustwehren mit Gräben,
hinter ihnen einzelne geschlossene Schran-
ken angelegt waren.“ Warum die Linien den

„geträumten Schutz“ gar oft nicht gewährten, sucht der General auf seine Art zu erklären: Ihre Verteidigung „war dem Breisgauischen und Schwäbischen Landsturm anvertraut. Erwägt man jedoch, daß das Landvolk teils in Folge des Werbesystems für die stehenden Armeen, teils auch wegen der maßlosen Jagdgesetze der Behandlung von Feuerwaffen fast ganz entfremdet war, auch bei der Zersplitterung des Deutschen Reiches oft nicht wußte, wofür gekämpft wurde, so wird man sich kaum wundern, wenn die Leute lieber daheim als auf der Wache und Posten waren. Reguläre, tüchtige Truppen zur Verteidigung der Linien fand man selten in genügender Zahl und am rechten Ort.“

Es ist nun sicherlich fesselnd, von Kleemann zu hören, wie sich unsere „Schwarzwald-Linie“ „bewährte“: Der französische Marschall Villars ging am 25. April 1703 „mit seinem Heer nach Offenburg, um von da den Durchbruch durch den Schwarzwald zu versuchen. Zu diesem Zweck sandte er den General Blainville mit 28 Bataillonen, 30 Schwadronen in das Kinzig-Tal (30. April), welcher im raschen Anlauf die Posten Gengenbach, Biberach, Haslach und Hausach wegnahm und dabei mehrere Hundert Gefangene machte. Am 1. Mai drang er in das Tal von Hornberg (Gutach-Tal) ein und fand diese Stadt und das Tal bis auf die Höhen verschanzt und mit Truppen besetzt. — Hier vereinigte sich Blainville wieder mit Villars, der nachgerückt war und nun an der Spitze von 60 Bataillonen, 70 Schwadronen mit einem außerordentlich zahlreichen Wagenpark mit Munition und Lebensmitteln stand. — Villars ließ nun die vor den Verschanzungen liegenden Höhen ersteigen und von hier aus angreifen. Nach Abgabe einer einmaligen Salve flohen die Verteidiger, und die französischen Truppen kamen den Tal-Verschanzungen in den Rücken, so daß deren Besatzungen alsbald das Feld räumten. Die französische Armee rückte ohne weitere Belästigung über Tri-

berg, wo sie noch frisch aufgeworfene, jedoch nicht mehr besetzte Schanzen fand . . . — Die vom Markgrafen Ludwig für fast unüberwindlich gehaltenen Schwarzwald-Linien waren den Franzosen ohne besondere Verluste in die Hände gefallen, womit auch ihre Rolle zu Ende war.“ — „Geträumter Schutz“!

So hat „der praktische Gebrauch die Fehler und Schwächen *zusammenhängender* Linien-Verschanzungen genügend erwiesen“. Besonders war es dann Friedrich der Große, der dafür einzelne, möglichst geschlossene Werke setzte. An Stelle der Starrheit traten die „neuesten Grundsätze von Beweglichkeit und Offensive“. Namen wie Napoleon, Scharnhorst und Clausewitz kündeten vom Umschwung der Anschauungen. Nach letzterem sind die „festen Linien die verderblichste Art des Cordonkriegs“.

Heimatgeschichtliches am Rande

Da die erwähnte „Relatio“ im Zusammenhang mit dem Schanzenbericht eine anschauliche Darstellung des *entholzten* Schwarzwaldes jener Zeit — also um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts — enthält, sei der betreffende Abschnitt wiedergegeben:

„. . . ist zu consideriren (bedenken), daß der Schwartzwald seine derivation (Ableitung) und Etymologia (Erklärung) des Namens fast gantz verlohren, da obschon es ein mit vielen Thälern und Bergen durchzogenes Geländt, alle deßen Berge, avenüen (Straßen), Steigen und Wege, nicht impracticable (unbenutzbar) seyn, sondern also beschaffen, daß weder Ihre Steige und rauhen Höhen, noch Waldungen, den Zugang und die passage (Durchgang) verhindern, also, daß überall die Infanterie und in den meisten Orthen auch die Cavallerie, obschon zu Zeithen absetzend, die Höhen gewinnen können; die ehedeßen darauf befindl. Waldungen seind durch die Eisen- und Glaßhütten, Vermehrung der Höff und multiplication der Leüth,

Theils ausgerottet, und durch die vorige langwüdrige Kriege mit Verhackh Theils verderbt, und abgehauen worden, also daß an den meisten Orthen nur kleine Büsch, und in kurtzen Jahren das Holtz manglen dorffte . . .“

II. Teil

Nach der mehr allgemeinen Betrachtung des Westwallvorläufers möchte der Verfasser auf den Raum, in dem er lebt, einen besondern Blick werfen, d. h. die Schanzen des Kinziggebietes — also in etwa des Mittleren Schwarzwaldes — näher untersuchen. — Um der Vollständigkeit des Themas willen wäre es erfreulich, wenn erfahrene Wanderfreunde für den Nord- und Südschwarzwald ähnliche Berichte liefern könnten!

Der „Vordere Kinzigal-Wall“

Durch geologische Ereignisse wurde dem Kinzigtal schon vor Jahrmillionen sein geschichtliches Schicksal vorgezeichnet. Vom Eindringen der Kelten in die breite Gebirgsbresche, dem Bau der Römerstraße und dem Siedlungswerk der Gengenbacher Mönche bis zum Bau der Schwarzwaldbahn und der B 33 sind es die gleichen Naturkräfte, die bestimmend wirkten, genau so wie bei der Anlage der Fliehburgen und Schanzen der Vergangenheit und den Bunkern der Gegenwart.

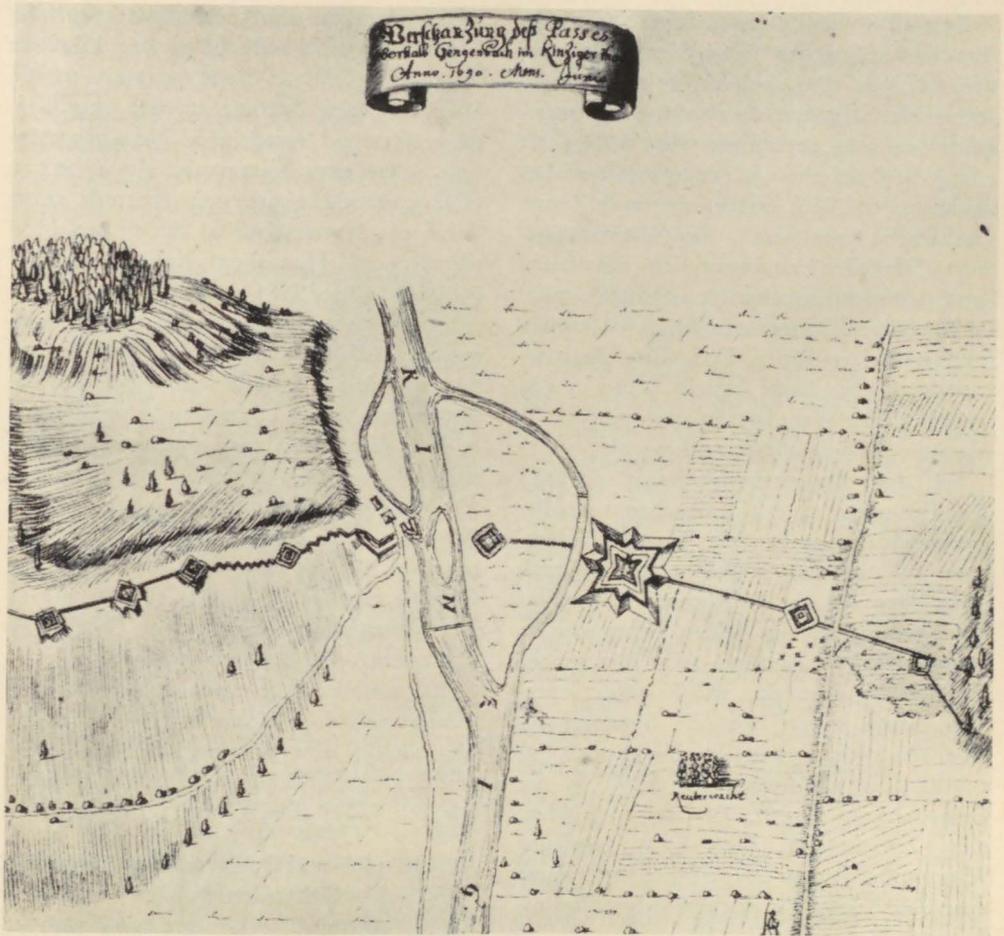
Deshalb nimmt es nicht wunder, wenn wir gleich im vorderen Teil des Kinzigtales, dort wo es sich oberhalb Gengenbachs zum ersten Male verengt, auf Schanzen stoßen.

Wer auf der linken Kinzigseite vom Rebmesserstein (zwischen Rauhkasten und Steinfirst) zum Holdereck wandert und anschließend auf dem Kamm Strohbach—Fußbach nach Osten weitergeht, kommt vorn auf der Bergnase des „Strohbachwaldes“ (Topogr. Karte 7614, Zell a. H.: „Auf der Schanz“, 384,8 m) zu einem sehr gut erhaltenen Werk mit tiefem Graben. Der wunderbare Blick

ins vordere Kinzigtal könnte einen Hinweis auf die frühere Bedeutung der Anlage geben. Von ihr verläuft sehr steil hangabwärts ein auf der erwähnten Karte als „Schanzenreste“ bezeichneter Graben zu einer zweiten Schanze in der Höhenlage von 260 m. Und wenn wir von dort hinabklettern zur Bundesstraße 33, sind wir an der schmalsten Stelle des vorderen Kinzigtales. Mit scharfen Augen und etwas Phantasie könnte man sogar eine ehemalige Weiterführung des Walles durch die Talau vermuten. Auf alle Fälle aber haben wir gleich jenseits des Flusses die sichtbare Fortsetzung dieser Verteidigungsanlage: das „Paulischänzle“ über dem Schwaibacher Steinbruch. Von dort sind es etwa 1000 m Luftlinie bis zum Roßgrabeneck, wo das Werk gut zu sehen ist und sich verfolgen läßt bis zur 1100 m entfernten „Reig“, bei der die Karte „Auf'm Schänzle“ angibt. Von hier aus sieht man dann den Wall über den Lieberskopf auf weitere 2 km verlaufen. An einer Stelle ist er vom „Wenk-Weg“ angeschnitten, so daß der Wanderer dort anschaulich das Profil eines solchen beobachten kann.

Ob die Anlage wohl weiter ins Moosgebiet hineinreichte? Es findet sich nochmals eine recht interessante Schanze unweit des Pfaffenbacher Ecks auf dem Spitztannenberg, die uns aber später in anderm Zusammenhang beschäftigen wird. Oder darf man vermuten, der Wall ziehe nach Nordrach hinunter und auf der linken Talseite durch das „Schanzbächle“ — so heißt wirklich das Tälchen! — nach Flacken-Mühlstein hinauf?

Jenseits der Moos gibt es dann wieder einen gut ausgebildeten Linienzug, den man aber wahrscheinlich als „Vor-Wall“ der Kniebis-Befestigung (von der wir nachher sprechen werden) ansehen muß. Die Topogr. Karte, Blatt Gengenbach (7514), gibt zwischen Mooshof (Kutt) und dem Ötschenfeld dreimal „Schanzen“ und zweimal „Redoute“ an; der Wanderer entdeckt sie leicht, wenn er von der Kalikutt auf dem bezeichneten



Verschanzung des Passes oberhalb Gengenbach im Kinzigtal (1690)

Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

Kammweg über den Schärtenkopf nach Lautenbach ins Renchtal geht.

Für die Zeit, wann der „Vordere Kinzigtal-Wall“ angelegt und der Verteidigung der Heimat diente, sind mir bis jetzt keine Zeugnisse bekannt. Andererseits aber darf man wegen des verhältnismäßig gut erhaltenen Zustands vielleicht annehmen, das Verteidigungswerk wäre nochmals um 1800 verwendet worden; dann könnten die von Disch in der Zeller Chronik (Seite 394) erwähnten „im Frühjahr 1800“ errichteten Schanzen von Fröschbach und Haubach (Biberach) da-

zu eine hinter der Hauptlinie gelegene zweite Sperre gebildet haben.

Die Sommerberg-Schanze

Zwischen Zell am Harmersbach und Biberach liegt die Sommerberg-Schanze. Der neue Waldlehrpfad führt an ihr vorbei, eine Tafel weist darauf hin:

„Der Überlieferung nach eine ‚Schwedenschanze‘; sie bildete wahrscheinlich einen Teil der Anlagen, mit denen man den Schwarzwald im 17./18. Jahrhundert befestigte.“

Es müßte vorweg etwas zum Namensbestandteil „Schweden“ gesagt werden. Auf der früheren Ausgabe der Topogr. Karte waren die Schanzen überhaupt nicht angegeben; auf dem derzeitigen Blatt 7614 (Zell a. H.) sind sie mit „Schwedenschanze“ bezeichnet. Das Volk war zu gewissen Zeiten anscheinend gern bereit, das Bestimmungswort „Schweden“ zu verwenden (Schwedenkrieg, -kanonen, -brunnen, -schanze), wohl im lebendigen Erinnern an den schrecklichen Dreißigjährigen Krieg. Daß diese Begriffsbestimmung zu Recht besteht, kann in den meisten Fällen nicht begründet werden, z. T. ist schon der Gegenbeweis gelungen!

Bei den Sommerberg-Schanzen fragen Zweifler sogar, ob es sich überhaupt um Befestigungsanlagen handelt. Manche vermuteten — und der Schreiber gehörte auch schon dazu —, die künstlichen Aufwerfungen einschließlich der beiden Felseinschnitte könnten Bergwerksspuren sein. Für wirkliche Befestigungswerke würde sofort sprechen, wenn es gelänge, die Sommerberg-Schanzen in ein System, in eine „Linie“ einzuordnen, d. h. Gräben und Wälle in der Umgebung zu finden. Bis jetzt sind solche nicht festzustellen; die nächst gelegenen Schanzen trifft man erst in 5 km Entfernung über den Kamm hinweg auf dem schon erwähnten Roßgrabeneck.

Die heimatgeschichtliche Literatur bringt zwar Hinweise, daß es einstens im Zeller Raum Schanzen gab. Ob nun das Sommerberg-Werk gleichbedeutend mit der „sogenannten großen Zeller Schanze bei Biberach“ ist, die Disch aus den Kriegsjahren 1688/97 erwähnt, kann nicht entschieden werden. Gerne aber möchte man glauben, die Sommerberg-Schanze gehöre zur „Vorpostenlinie“, von der die Zeller Chronik berichtet: Im 1. Koalitionskrieg (1792/95) standen sich Franzosen und Österreicher gegenüber. Nachdem in dem Hin und Her der Landbesetzung die Franzosen die Kniebispässe erobert hatten, kam das „Schwäbische Corps“

im Kinzigtal in eine bedrohliche Lage. Der Landgraf von Fürstenberg, der hier die Truppen befehligte, hatte — schreibt nun Disch — „seine Stellung auf das sorgfältigste besetzt und verschanzt: Die Vorpostenlinie unter dem Kommando des Obersten Giulay erstreckte sich von Biberach rechts durch das Harmersbachtal bis an den Hermersberg und Hundskopf, links bis zur Geroldseck.“ (Seite 388)

So könnte vermutet werden, unsere Sommerberg-Schanze wäre ein Teil dieser Linie gewesen. Auf alle Fälle wird jeder, der das Gebiet begeht, auf „Schanzen“ tippen, wenn er feststellen kann: zwei eigenartige Durchstiche des Kammes in einer Entfernung von 350 Metern, Verbindung derselben auf der Westseite durch einen Wall und tiefen Graben und in dem in dieser Art beschützten Gelände eingeebnete Flächen (Terrassen). — Die Biberacher bezeichnen diese Gebilde als „Biberacher oder Schweden-Schanze“.

Daß sie aber auch etwas ganz anderes — wenigstens in der Erstanlage — sein könnten, nämlich eine prähistorische oder frühgeschichtliche Fliehburg (!), darauf kommen wir im IV. Teil dieser Arbeit zu sprechen.

Am „Kandel- und Querweg Lahr-Rottweil“: „Schwedenschanze“

Eine der besterhaltensten und größten Schanzen liegt auf dem „Prinzbacher Eck“; die Topogr. Karte 7713 (Schweighausen) bezeichnet den Punkt 570,7 m mit „Auf der Schanz“. Die Schwarzwaldvereinskarte, Blatt Kaiserstuhl—Emmendingen, — und selbstverständlich auch der Volksmund! — nennen sie „Schwedenschanze“. Der ganze Bergzug heißt „Bei den Schanzen“.

In seiner „Geschichte von Welschensteinach“ schreibt Dr. K. E. Maier (Seite 56): „Die 1676 auf dem Bergrücken zwischen Welschensteinach und Prinzbach angelegten Schanzgräben sind wohl auf die Franzosen zurückzuführen. Die sternförmige Schanze auf der Höhe des Prinzbacher Eckes weist in

ihrer planmäßigen Anlage auf französische Festungsbaukunst hin und ist wohl französischen Ursprungs . . .“

Einfach wegen der Planmäßigkeit auf „französischen Ursprung“ zu schließen, würde ich nicht wagen — warum sollen die Zeitgenossen eines Türkenlouis' nicht auch „planmäßig“ gebaut haben?!

Ob die Sternschanze ein Einzelgänger war oder zu einem System gehörte? Zeichnet man die Schanzen des Kinzigtals in einer Karte ein, könnte man auf den Gedanken kommen, unser eben beschriebenes Verteidigungswerk sei als Teil einer „Linie“ angelegt, welche die vorhin genannte Strohbacher mit der nachher zu erwähnenden Prechtaler Schanze verbindet. Die Vermutung wird noch wahrscheinlicher, wenn wir in diesem Gebiet — zwischen Rebio und Kallenwald — beträchtliche Grabenspuren feststellen. Zudem ist in der älteren Literatur der angenommene Verlauf angedeutet.

Zur „Geographie“ unserer Schanze wäre nachzutragen: An ihrem Standort stoßen drei Gemarkungen zusammen, nämlich Welschensteinach, Prinzbach und Schuttertal und damit auch die Herrschaftsgebiete der Fürstenberger und Geroldsecker. Deshalb stand in der Redoute ein — auch kunstgeschichtlich wertvoller — dreieckiger Grenzstein mit schönem Wappen und der Jahreszahl 1599. Er wurde weggeholt und „ziert“ jetzt den Eingang des Fürstenbergischen Archivs Donaueschingen! Als „Ersatz“ dient heute ein nüchterner Dreiecksstein. Ob es berechtigt ist, auf ihm ebenfalls die Jahreszahl 1599 einzutragen, sei dahingestellt . . . (Alter und neuer Stein sind abgebildet in Maier, Seite XI.)

*

Im Raume Steinach wären noch die Anlagen auf dem Artenberg (hinter dem Steinbruch) und beim Gewann Herbstock („uf d'r Schanz“) zu erwähnen; desgleichen ist taleinwärts — Topogr. Karte 7714 (Haslach)

— auf Welschensteinacher Gemarkung ein „Schänzle“ angegeben und auf der Grenze Steinach—Hofstetten unweit der „Sieben Lochen“ eine weitere Schanze mit einem von ihr ausgehenden Wall. Bei einer gedachten östlichen Verlängerung über den Kamm hinweg kommt man nach 1700 m zum Haslacher „Schänzle“.

Der Haslacher „Schanzgraben unter dem Siechenhaus“

Das vorläufig älteste schriftliche Zeugnis über Kinzigtäler Schanzen stammt von 1610. In diesem Jahr zogen protestantische Unionstruppen durchs Tal, worüber ein Bericht des damaligen Oberamtmanns vorliegt, der u. a. den im Haslacher Raum entstandenen großen Schaden feststellt. Und dann fügt der Schreiber an: „Was nur dessen Ursach, mag ich eigentlich nit wissen, sorg wohl, der unter Haslach, gleich unter dem Siechenhaus, aufgeworfene Schanzgraben und sonst ein sach seien nit die geringste Ursachen eines großen, schädlichen Verderben. Wer nur zue gedachter Schanz geraten und mit interessieret, haben Ew. Gnaden . . . vernommen und wäre meinem einfältigen gutbedünken nach besser und dem ganzen Kinzigtal nützlicher, es were dies Schanzgrabens niemañ gedacht worden . . .“ (Disch, Chronik der Stadt Wolfach, Seite 623)

Kinzigtalssperre bei Hausach

Die Lage Hausachs am Zusammenfluß Kinzig-Gutach macht den Ort zu einem Angelpunkt, und so ist es begreiflich, wenn dort sich Burg und Schanze finden. Gerade von diesen Hausacher Befestigungswerken wissen wir nun gut Bescheid. Disch erwähnt sie in seiner Wolfacher Chronik über viele Seiten hinweg.

Mit dem Bau wurde 1622, also in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, durch den Schwäbischen Kreis begonnen. 1632 kamen die Schweden, zusammen mit

den Württembergern, das Kinzigtal herauf und nahmen Hausach ein. So handelt es sich hier um Anlagen, die den Namen „Schwedenschanzen“ ausnahmsweise zu Recht tragen!

Über den Bau wissen wir Bescheid, weil das Geld, das dazu nötig war, sich buchmäßig niedergeschlagen und damit in den Akten erhalten hat. Wir erfahren, wie die Hausacher das Geld bei einem Bankhaus Burkhard in Basel liehen. Als es ans Abzahlen ging, verlangte man Hilfe vom Umland: vor allem von dem vor der Schanze gelegenen Haslach mit der Begründung, dessen Bewohner könnten bei Gefahr hinter die Schanze fliehen. Die Haslacher haben jedoch Hilfe abgelehnt. Ferner bat man Blumberg um Geld: die Werke gewährten ja bis in die Baar hinauf Schutz.

Der Hauptpunkt der Hausacher Verteidigung war das Schloß auf der Anhöhe. Dort lag zudem eine Redoute. Der Wall zog den Schloßberg hinab zur Kinzig. Links des Flusses befand sich eine kleinere, rechts eine größere — heute im Erdwerk noch gut erhaltene — Sternschanze (Fünfeckschanze).

Die „Linie“ ging am benachbarten Dorschenberg hinauf, wo als „krönender Abschluß“ eine weitere Schanze liegt.

Auch in den folgenden Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts spielten die Hausacher Anlagen eine gewichtige Rolle. Als z. B. 1689 die Franzosen ins Kinzigtal vorstießen, wurden die Werke von Verteidigern besetzt. Sie waren schon 1675 auf Veranlassung des kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli teils ausgebessert, teils neu erstellt und mit Blockhäusern ausgestattet, nun aber beim Heranrücken der französischen Truppen von den „schlecht ausgerüsteten Verteidigern“ rasch aufgegeben worden. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) — Türkenlouis! — ging es ähnlich. Vom Einfall der Franzosen berichtet F. X. Noblat, Obervogt der österreichischen Herrschaft Triberg, u. a.: „Nachdem der Feind ins Kinzinger Thal bis

gegen Haslach angerückt, hat der Herr General von Fürstenberg mit einem Corpo von etlich wenigen 1000 Mann die Schanz und Paß bei Hausach zwar besetzt, auch das Stätlein Haslach mit einem Hauptmann und 150 Mann verwahren lassen, weil man aber in Beysorg gestanden, es dürfte der Feind über und hinder den Bergen seinen Marsch nemen und dem Herrn General in den Rücken gehen, maßen daselbsten in denen Bergen keine Linie gezogen ware, hat man den Paß und Schanz zu Hausach abandoniert (= verlassen) . . . Der Feind avancirte derohalben auf Haslach . . . ; von dannen er graden Wegs auf Hausach und bis zum sog. Thurm marchirt . . .“ — also über die Schanzen hinaus!

Im Polnischen Thronfolgekrieg (1733/35) werden die Hausacher Schanzen nochmals neu erstellt; „dem Franz Schwendemann von Haslach wird . . . die Erlaubnis gegeben, in der Schanz zu Hausach zu margentern.“ (Disch, Seite 664)

Im 1. Koalitionskrieg (1792/97) leitete der Landgraf von Fürstenberg die Verteidigung des Kinzigtales. Neben der schon erwähnten Harmersbacher Vorpostenlinie und der „Stellung von Haslach“ war es vor allem wieder die „Hauptstellung von Hausach“, welche die Franzosen abhalten sollte. Eine Beschreibung der Besatzung gibt einen guten Einblick in die Verhältnisse:

„Auf dem rechten Ufer der Kinzig: Das 1. Bat. Fürstenberg in der Sternschanze mit 2 Zwölfpfündern, 2 Dreipfündern und 1 Haubitze. Vom 2. Bat. Fürstenberg 3. Komp. und ein Geschütz rechts, 2. Komp. links der Sternschanze; ferner eine Komp. Baden auf dem Dorschenberg, 2 Komp. auf der Insel zwischen der Stadt Hausach und der Kinzig.

Auf dem linken Ufer: Das Gren.-Bat. Auer und zwar 2 Komp. links der Straße zur Deckung der dort placierten 4 Geschütze; 2. Komp. in der Redoute auf dem Schloßberg.

Ins Tal von Einbach waren 3 Komp. Wolfegg detachirt zur Sicherung der rechten Flanke . . .“ (Disch, Seite 672)

Zum letzten Mal wurden die Hausacher Anlagen 1815 erneuert. Baumeister Michael Hacker richtete sie mit dem Landsturm wieder her, worauf man sie mit „Linien-Truppen“ besetzte.

Die erwähnte gut erhaltene Fünfeckschanze ist für uns Heutige geradezu ein Musterbeispiel und kann ohne Mühe erreicht werden; sie liegt unmittelbar neben dem Hausacher Schwimmbad, so daß der dortige Winkel am Einbach ein richtiges Symbol ist für das Zusammentreffen der alten und neuen Zeit.

Gehen wir noch von der „Talschanze“ dem von den Hausachern in letzter Zeit angelegten „Heimatspfad“ folgend auf den Dorschenberg hinauf, überrascht oben die freigelegte vorhin genannte „Bergschanze“.

Falls der Wanderer aber seine Schritte rechts der Kinzig talabwärts lenkt, Richtung Fischerbach, stößt er auch da auf Befestigungsreste, die jedoch vom letzten Weltkrieg stammen. So spannt sich der Bogen vom Dreißigjährigen Krieg zur Gegenwart — und wir kommen ins Sinnen: die geographischen Grundkräfte, welche Anlagen zum Schutz fordern, sind wie einst, sie haben sich nicht geändert, nur die Formen: vor drei Jahrhunderten aus Holz und Erde — heute aus Beton und Stahl . . .

Und wenn wir dabei pessimistisch werden, vermag uns die andere vorhin erwähnte Gegenüberstellung ein wenig zu trösten: die alte Hausacher Schanze und daneben das herrliche moderne Schwimmbad! Wann wird es allgemein so weit sein, daß die Menschen ihr Geld nicht mehr in Schanzen und Bunker stecken müssen, sondern in solche Stätten der Gesundheit? Millionen nicht mehr für den Krieg, sondern für den Frieden, nicht für den Tod, sondern fürs Leben . . .

Wolfach

Daß wir aus den vorhandenen Akten nur wenig über Schanzen bei Wolfach erfahren, ist leicht erklärlich. Bedingt durch seine Lage im „Hinterland“ — vor allem auch hinter dem schützenden Hausach —, erforderte diese unbedeutende „strategische Situation“ kaum größere Befestigungswerke. Wie aus einem Bericht ersichtlich, begnügte man sich im Dreißigjährigen Krieg „hinter der Vorstadt mit Staggeten, Blockhäusern und einem Schänzle“. (Disch, Seite 638)

1675, als man die Hausacher Anlagen ausbesserte, wurden „bei der jetzt herrschenden Franzosenfurcht in der Eile Schanzen errichtet, namentlich legte man beim Hohen Weg, wo die Kinzig den Berg berührt, Verhaue an und hob die Kinzigbrücke ab“. (Disch, Seite 650)

Auch die „Relatio“ weist darauf hin: „Der Vorplatz Wolfach (von St. Roman aus betrachtet) schließt zwar auch das Kintzinger Thal, wäre aber nicht Soutenable (zu halten) bey einem starkh antringenden Feind, weiln das Stättlen rings mit hohen Bergen umgeben, und mit einer geringen Mauer versehen.“

Hier ist es wohl angebracht, den Verlauf der im ersten Teil nur kurz beschriebenen Linien im Mittleren Schwarzwald näher zu verfolgen. Sie treten südwestlich von Hornberg in den Kreis Wolfach ein. In der Umgebung des „Schänzle“, dieses höchsten Kreisberges, weisen auch die Bezeichnungen Schanzenberg und Kleiner Schanzenberg und die gut erhaltene Redoute beim Schneckenloch auf einstige Befestigungen hin. Wenn wir dann auf dem Höhenweg Basel—Pforzheim über Karlstein und Prechtaler Schanzen nach Hausach wandern, ist es fast so, als wollten wir die alten Werke „kontrollieren“: siebenmal taucht bei dieser Strecke (Topogr. Karte 7715, Hornberg) der Begriff „Schanze“ auf. Wer vom Huberfelsen den „Dreitälerweg“ nach Hornberg geht, verfolgt die „Mittlere Linie“. „Der Hornberger Schloß-

berg mit seinen Verschanzungen und Unterkünften war das Zentralwerk der ganzen Anlage. Dadurch war der Hornberger Raum zu einem für jene Zeit hochmodernen Festungsbereich geworden“, schreibt Dr. K. Hitzfeld in „Die Ortenau“, 1970, Seite 389, wo sich auch ein Ausschnitt aus einem handgezeichneten Plan befindet: „Description der in Anno 1735 auf dem Schwarzwald von Hornberg biß Neuenbürg neu gemachten Schanzen u. Postirungs Werkern . . .“

Und welcher Wanderer kennt dann nicht auf der rechten Gutachtalseite die Markgrafenschanze (sie ist zu Ehren des Türkenlouis benannt) und die Befestigungen um Schondelhöhe und Moosenmättle. Vom benachbarten Liefersberg (siehe Schwarzwaldvereinskarte, Hornberg—Triberg) lassen sich die Wälle gut verfolgen bis hinunter ins Kinzigtal zur Bahnstation St. Roman und auf der andern Seite bergauf zur Leubenhöhe, wo sie — da aus Bruchsteinen hergestellt — noch sehr gut zu sehen sind. Vielleicht war — nach H. Fautz — der sich in der Nähe erhebende Schloßleberg (auf dem wahrscheinlich kein Schloß stand) ein aussichtsreicher „Kommandostand dieses Verteidigungsabschnittes“ („Ortenau“, 1970, Seite 417, 419).

Vom Hausacher Gebiet hörten wir, doch sei in diesem Zusammenhang noch angeführt, was Dr. Hitzfeld dazu schreibt: „Unter dem Schloß war zwar die engste Stelle im Tal, aber zur militärischen Sperrung reichte die Burg bei weitem nicht aus. Deshalb begann der Schwäbische Kreis 1622 am Fuße der Burg in der Talaue mit dem Bau von sperrenden Erdwerken . . . Ein weiteres Schanzwerk entstand am Berghang . . . Ein Graben stellte die Verbindung mit den Tal-schanzen her. Weiter hinten im Tal sicherte ein letztes Erdwerk unter den Eichen die Rückzugslinie ins Gutachtal.“ („Ortenau“ 1970, Seite 417 — Die Wiedergabe eines Planes von 1655 zeigt anschaulich die Sternschanzen rechts und links der Kinzig.)

Nach Unterlagen (Disch) soll die „Ältere Linie“ von Hausach nach Wolfach gezogen sein, dann Richtung Kniebis weiter.

Schneider-Strittmatter dagegen schreibt im Wolfacher Kreisbuch (Seite 124): „In den Hausacher Schanzen laufen die Linien zusammen, um dann wieder über das Brandenkopfgebiet und den Schwarzenbruch dem Kniebis zuzugehen . . .“ Leider fehlt fürs „Brandenkopfgebiet“, was uns Kinzigtälern am meisten interessiert, die Angabe, auf welchen Tatsachen diese Behauptung beruht. Wohl könnte man vermuten, eine gedachte Verlängerung der Linie Hausacher Schanzen-Dorschenberg würde zum Brandenkopf führen, zumal sich im dazwischenliegenden Rautsch-Gumm-Raum eigenartige Gräben und Wälle finden. Aber weiterhin ist leider nichts „Positives“ bekannt! Vielleicht trifft gerade hier das zu, was der Berichterstatter der „Relatio“ erwähnt: daß Befestigungsteile, die nur aus Verhack und Verfall bestehen, schon nach wenigen Jahren verschwunden zu sein pflegten.

Die Kniebis-Schanzen

Für manchen Wanderer wurden die erwähnten Befestigungswerke auf dem Kniebis zum „Inbegriff der Schwarzwaldschanzen“.

Über den breit hingelagerten Buntsandsteinrücken dieses Berges führt seit alters her die von Straßburg durchs Renchtal ziehende Straße hinein ins Schwäbische: so daß er in Friedenszeiten gar wohl ein „Angelpunkt der Freundschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich sein kann — in Kriegszeiten aber dann eben auch ein „wichtiger strategischer Punkt“. Es ist bestimmt kein Zufall, wenn die beschriebene ältere und jüngere Schwarzwaldlinie sich gerade im Kniebisgebiet vereinigen — und genau so ist's kein Zufall, wenn wir dort oben neben den alten Festungswerken einen „Führerbunker“ des Zweiten Weltkrieges finden!

Auf der Schwarzwaldvereinskarte, Blatt Freudenstadt—Kniebis, ist in der Nähe der Zuflucht, beim Roßbühl, eine „Schwedenschanze“ eingezeichnet und nicht weit davon entfernt die „Schwabenschanze“, auch „Röschenschanze“ genannt nach dem württembergischen Major Rösch, der sie um 1794 anlegte. (Nebenbei: Rösch war Schillers Lehrer an der Karlsschule.)

Halter schreibt: „Die Schwabenschanze war als starkes Sechseck mit einem Blockhaus in der Hauptsache von französischen Flüchtlingen, die sich in Württemberg niedergelassen hatten, auf damals völlig kahler Fläche aufgeführt. Von Wert war sie nicht und wurde schon auf den ersten Anlauf genommen“, so daß der Weg der französischen Truppen nach Osten frei blieb.

Eine dritte, die sogenannte „Alexanderchanze“, findet sich südöstlich in etwa 4 km Entfernung, benannt nach Herzog Alexander von Württemberg, der sie 1734 bauen — erneuern? — ließ. Auch beim heutigen Hotel „Lamm“ sieht man Wälle; sie sollen von den Württembergern im Auftrag der Reichsarmee gegen die Franzosen (Spanischer Erbfolgekrieg) errichtet worden sein. Das Hauptwerk stand an Stelle des Hotels; der Holzturm nebenan erhebt sich in einer Redoute; eine weitere liegt im benachbarten Wald.

Über das eigentliche Alter der ersten Kniebis-Schanzen ist nichts Genaues bekannt. Eine Zeitschrift („Ortenauer Heimatblatt“, 6/61) spricht zwar in der Überschrift von „Tausend Jahre Westwall“ am „Kniestößer“, bleibt aber dann im Text den Beweis schuldig. Daß der Namensbestandteil „Schweden“ immer unbedingt auf den Dreißigjährigen Krieg hinweist, haben wir gleich eingangs bezweifelt, kann aber gerade in unserm Falle vermutet werden.

Über die strategische Bedeutung dieses Bergrückens steht schon in der „Relatio“: „... der Kniebis nun ... ist ein considerable (beträchtlicher) Posten wegen der großen

Landstraße, aus dem Württembergisch über Freudenstadt und den Kniebis und Rappenu (= Oppenau) auf Oberkirch, und Straßburg, welche ehemals in consideration (Betrachtung) gezogen worden, bey den Frantzosen 1690, ... da sie die Durchpassirung allhier möglich und zum leichtesten erachtet“.

Von den Kämpfen um die Kniebis-Schanzen des Jahres 1795 — 1. Koalitionskrieg — sind wir durch die Wolfacher Chronik von Disch ausführlich unterrichtet (Seite 671 ...). Die Franzosen drangen um die Jahresmitte ins Kinzigtal ein, wurden jedoch bei Stöcken-Lachen aufgehalten; der Kniebis aber wurde erobert — trotz der Schanzen! Die Roßbühlchanze war mit „einem Sechspfünder armiert“, die Alexanderschanze mit drei Geschützen.

Wie angedeutet, erhielt sich die strategische Bedeutung des Berges bis in die Gegenwart: auf dem Rücken hin zum Schliffkopf stößt der Wanderer viele Male auf die häßlichen Reste der gesprengten Bunker des Westwalls. Und wieder kommt man ins Sinnen und hofft, daß Schanzen und Bunker im Zeichen Europas ihre militärischen Werte verlieren und endgültig der Geschichte angehören mögen, der Kniebis aber seine Aufgabe als Treffpunkt zweier befreundeter Nachbarvölker erfüllen kann!

III. Teil

Auf zum Schanzen!

Die Befestigungswerke mußten schließlich errichtet werden. Dazu aber ließen sich Soldaten nicht immer kommandieren, das gehörte nicht zu ihren Pflichten. Deshalb wurde zum Schanzen oft die Zivilbevölkerung herangezogen. Im „Vogt auf Mühlstein“ z. B. erwähnt Hansjakob dieses Schanzen; es spielt im Laufe der Erzählung sogar eine gewisse Rolle, führt es doch zum Zusammentreffen des wegen seiner unglücklichen Liebe in die Fremde gezogenen Ölerhans mit seinen Nordracher Landsleuten. Hören wir

kurz die betreffende Stelle: „Da rückte im Jahr 1792 der kaiserliche General Wurmser gegen die französische Rheinarmee ins Elsaß ein. Es wurden Schanzen aufgeworfen und die Bauern aus dem Breisgau und Kinzigtal zu Tausenden dazu kommandiert. Fast täglich sah man in den Jahren 1792 und 1793 Scharen junger Bauern und selbst starke Wibervölker aus dem Kinzigtal mit Schaufeln und Picken bewaffnet, gen Kehl ziehen zum Schanzen. Im Herbst 1793 lagen die Kaiserlichen bei Hagenau. Dahin kamen auch Schanzer aus dem Kinzigtal, aus dem Kloster- und Reichsgebiet um Zell . . .“

Ob in diesem Zusammenhang auch der „Fro(h)ngraben“ zu erwähnen wäre? D. h. jenes enge, im unteren Teil fast schluchtartige Seitentälchen der Nordrach, das zum früher genannten Roßgrabeneck hinaufzieht (Schwarzwaldvereinskarte, Blatt Offenburg—Lahr). Man könnte bei „fronen“ dann zweierlei vermuten: a) Der Frongraben war der Weg der Leute, die oben auf dem Kamm Roßgrabeneck-Reig die beschriebenen Schanzen anlegen mußten. b) Oder es war für die zum Schanzen Befohlenen des vorderen Nordrachtales die nähere Verbindung — im Vergleich zur Talstraße über Zell — nach Offenburg und in die Rheinebene.

Bezüglich Schanzen finden wir in den Kinzigtäler Akten viele Hinweise, weil sie sich durch Ausgaben für Arbeit und Baumaterial als „Soll“ in den Gemeinderechnungen niederschlugen. Ein paar Beispiele mögen es bezeugen: „Da auch für Offenburg (1638) die Gefahr bestand, vom Feind berannt zu werden, mußten . . . aus dem Kinzigtal Leute zum Schanzen dahin zur Verfügung gestellt werden.“ 1641 beorderten die Zeller ihre Schänzer nach Oberkirch, 1678 mehrere Wochen lang ebensolche nach Offenburg. 1689 schickte Wolfach einige Rotten — jede 6 Tage lang — nach Hausach, desgleichen vor nach Biberach; für jeden Mann „schöpfte“ die Stadt einen Tagelohn von 26 Kreuzern. Am Bau dieser Befesti-

gungsanlage, der sogenannten „Großen Zeller Schanze“, waren sämtliche Orte der weiteren Umgebung beteiligt.

Vom Sommer 1697 berichten Zeller Akten: „Man hat alle Mannschaft mit Unter- und Obergewehr samt Schanzzeug auf die Linien stellen, 300 Mann, jung und alt, in die 6 Wochen kontinuierlich (beständig) zu den Schanzen halten, auch täglich fast alle Fuhren herbeychaffen müssen. Die Fuhren wurden nicht von Mannsleuten, sondern vom Weibsvolk versehen und geleitet, wodurch das ganze Wesen gleichsamb öd gestanden. Bei diesen Faschinenfuhren ist ein Weibsbild, jung und wohlgestaltet und geraden Leibs, so auf eine guethe Heirath hoffen konnte, elendiglich zum Krüppel durchschossen worden.“ (Disch, Zeller Chronik, Seite 371)

Von 1701 an müssen die Kinzigtäler für die von Offenburg bis Kehl angelegten Schanzen Faschinen — die Wolfacher beispielsweise 1100 —, Pfähle, Weiden, Bauholz, Heu und Stroh liefern, ebenso Schänzer nach Straßburg. 1706 verlangte man von den Zellern für die „Bühler Linie“ Sturmpfähle und Schänzer, später Arbeiter „auf den Wald“, vor allem nach Hornberg. „Ein Burger, so 2 Häuser hat, wird 2mal in die Schanzen-Rotten eingeschrieben.“ (Disch, Wolfach, Seite 663)

1733 sollten die Zeller 45 Mann zum Fort Louis (am Rhein unterhalb Straßburg) schicken, gleichzeitig aber auch nach Hausach und zur Hirschschlache.

Die reichsstädtische Gerichtsbarkeit Zells setzte das Schanzen sogar als Strafe ein. Eine Biberacher Bürgerstochter, die beim Herumschwärmen mit Soldaten „den Schäppel verloren“, wird 1794 zu 12 Gulden oder zu 15 Tagen Schanzarbeit verurteilt.

Im „Letzten Reichsvogt“ berichtet Hansjakob von den Harmersbacher Reichsbauern: „Frohweise mußten sie (1797) mit Picken und Schaufeln an den Rhein zum Schanzen. Wer nicht selbst gehen wollte,

konnte seinen Knecht, ja selbst seine Magd oder Tochter schicken, obwohl der Rhein vom Reichsthal mindestens sechs Stunden entfernt lag. So meldet der Obmann der Harmersbacher Schänzer, daß die Tochter des Gallus Schnaitter zwei Mal auf der Schanz gefehlt und ein Mal davongelaufen sei, und wird der frohndpflichtige Vater um acht Gulden vom hohen Rath gestraft.“

Besonders hart war das Schanzen, wenn man es für den Feind tun mußte. Als die Franzosen 1795 unsere Gegend besetzten, hatte die Landschaft Wolfach Leute für das „Schanzwesen“ in Kehl zu besorgen, von Zell 70 unter den „Directoren“ F. A. Sohler und J. Winterhalder. Später müssen die Kinzigtäler nach Willstätt, Neumühl und Marlen, diesmal jedoch für die Kaiserlichen! 1799 ging's nach Auenheim, und im Napoleon-Krieg (1806/15) ist an die Hausacher, Offenburger und Kehler Werke abermals Baumaterial zu liefern.

Und von hier spannt sich wieder der Bogen zum Zweiten Weltkrieg. Wer von den Älteren unter uns denkt nicht an die Zeiten, da man draußen am Rhein den Westwall baute, die „Schänzer“ z. T. in den Kinzigtalorten untergebracht und täglich auf Lastwagen hinaus zur Arbeitsstätte befördert wurden.

IV. Teil

Es ist klar geworden, daß man beim Thema „Schanzen im Schwarzwald“ viele Fragezeichen setzen muß und die Fachleute Ansätze zur Kritik finden werden. Sei's drum! — Nur so können wir zur Lösung der angeschnittenen Fragen gelangen.

Die Fragezeichen und Anhaltspunkte für Kritik werden sich nun noch viel, viel mehr häufen, denn im folgenden arbeiten wir fast nur mit „unbewiesenen Annahmen“. Und trotzdem sei diese Darlegung — zwar immer im Bewußtsein, sie ist mehr Hypothese als Tatsache — gewagt; möge sie Anregung geben und uns weiter führen!

Wir wollen von einer auf der Schwarzwaldvereinskarte, Blatt Offenburg—Lahr, beim Burghard (südöstlich von Lahr) eingezeichneten „Schanze“ ausgehen. Vom grünen Tisch her wäre man versucht, eine „Schwedenschanze“ zu finden. An Ort und Stelle und gar, wenn man den Aufsatz „Die prähistorischen Burgen Mittelbadens“ (Ergänzungsheft zu „Die Ortenau“, 1934) durchstudiert hat, merkt man: Es handelt sich hier nicht um eine der üblichen „Redouten“, sondern um einen „vorgeschichtlichen Ringwall“!

Da das Beispiel wie ein Modellfall vor uns liegt, der für ähnliche Gebilde in der Heimat wertvolle Hinweise zu geben vermag, sei er ausführlicher dargestellt. Besonders charakteristisch und für unsere weiteren Folgerungen wichtig ist die Lage auf einer Bergnase, d. h. der Ringwall wird auf zwei Seiten von steilen Hängen umgeben, die durch tiefe Täler (Heiden- und Burghardgraben) begrenzt sind. Kommt man auf ziemlich ebenem Weg — vom Langenhard her — zur Anlage, erkennt man nacheinander zwei größere aus Schutt gebildete Wälle mit den entsprechenden Gräben. Wesentlich ist die von ihnen eingeschlossene „Terrassierung der Bergkante“, so daß eine „Wallterrasse“ entsteht.

Natürlich tauchen jetzt Fragen auf: Wann wurde der Ringwall gebaut und von wem? Ist er später erneuert und in geschichtlicher Zeit als „Schanze“ benutzt worden? Dazu lesen wir im erwähnten Ergänzungsheft: „Über das Alter des Ringwalles auf dem Burghard wissen wir nicht mehr, als daß 1896/97 den ‚prähistorischen ähnliche Scherben‘ gefunden wurden. Diese Scherben sind verschollen und Funde aus neuerer Zeit sind nicht bekannt. Es besteht kaum Zweifel an dem vorgeschichtlichen Alter der Befestigung . . .“ (Seite 568)

Weiter kommen wir beim Ringwall auf dem Battert (Baden-Baden). Die verhältnismäßig gut erhaltenen Anlagen erlauben den

Schluß, daß es sich um einen Ringwall aus vorgeschichtlicher Zeit handelt. „Nicht eindeutig dagegen ist die Einstufung innerhalb der vorrömischen Zeit . . . Wahle neigt dazu, die Anlage . . . der Latènezeit zuzuweisen . . . Treffend sagt Wahle, daß der Battert eine glänzende Verteidigungsanlage besitzt und infolgedessen in erster Linie Zufluchtsstätte in Zeiten der Gefahr war . . .“ (Ergänzungsheft, Seite 564)

Burghard und Battert sind also nicht — oder wenigstens nicht ausschließlich — militärische Werke, sondern Gebilde, in denen die Zivilbevölkerung Zuflucht suchte und Schutz fand. Deshalb ist ihre Lage von vornherein eine andere als etwa bei den Linien-Schanzen, wie wir sie kennenlernten.

Und so wollen wir uns in diesem Zusammenhang nochmals im Mittleren Schwarzwald umsehen und dabei vorweg der Zeller Sommerberg-Schanze erinnern. Zunächst daran, wie wir krampfhaft nach dem System suchten, dem sie angehört haben könnte. Nehmen wir jetzt aber an, die Sommerberg-Schanze wäre so eine vorgeschichtliche Zufluchtsstätte, eine „Fliehburg“ gewesen, dann erübrigen sich die angestellten Betrachtungen. Also machen wir ruhig einmal diesen Gedankensprung von der „Schwedenschanze auf dem Sommerberg“ zur vor- oder frühgeschichtlichen Fliehburg und untersuchen daraufhin nochmals das Werk: wir erkennen — geschult am Burghard — die vom Harmersbach- und Kinzigtal gebildete Bergnase und die durch „Terrassierung der Bergkante entstandenen Wallterrassen“ — genau wie beim Lahrer Modell!

Vielleicht dürfen wir auch die unweit des Pfaffenbacher Ecks angetroffene Schanze auf dem Spitztannenbergl hier einordnen, ebenso die dem Paulischänzle benachbarte Bergacher Schanze sowie die Strohbacher, wobei keineswegs der Fall auszuschließen wäre, daß manche dieser vor- oder frühgeschichtlichen

Fliehburgen später in ein „modernes Befestigungssystem“ einbezogen wurden.

Auf dem „Birkle“, dem Ende eines Höhenzuges zwischen Büchern- und Fannistal, Gemarkung Mühlenbach, finden sich auch ein alter Wall und Graben. M. Hildenbrand neigt (in „Die Ortenau“, 1970, Seite 446) zu der Annahme, es seien nicht Überreste einer mittelalterlichen Burg, sondern „einer aus der kelto-romanischen Zeit stammenden Fliehburg“.

Wenn wir nun noch in den auf dem Kamm gelegenen Steinacher und Haslacher Werken solche Zufluchtsstätten vermuten, könnten wir mit unserer Hypothese wahre „Orgien feiern“! Ein paar mögliche Zusammenhänge seien heute nur mal angedeutet:

1. Die Worte Kinzig, Birach, Schutter sind keltischen Ursprungs, weisen demnach darauf hin, daß Kelten in unserm Raume waren. Könnten es nicht diese Kelten gewesen sein, die vor den einbrechenden Römern beziehungsweise Alemannen flohen?

2. Im Raume Steinach—Haslach gibt es eigenartige geographische Bezeichnungen, z. B. Gürtenau (nach Schneider-Strittmatter: latinisierter Keltenname), Fannis („kelto-romanisch“), ebenso Pfaus, Ullerst, Klettner, Sarah, Naut, Palm, Gumm, vielleicht auch Baberast. Manche Forscher reden von „keltischer Besiedlung“ und bringen sie auch in Verbindung mit den „Welschen Steinachern“ und Welschbollenbach. — Also wieder die Frage: Sollten die Bewohner dieser Siedlungen nicht die sein, die zeitweise in den benachbarten Fliehburgen Schutz suchten?

3. Und schließlich: Wäre es nicht möglich, daß in den gekennzeichneten Räumen jene „kleinen und dunkelhaarigen Menschen“, die wir dort zwischen den „hageren Alemannen“ antreffen, die Nachkommen jener sind, die sich in Notzeiten in den Fliehburgen aufhielten?

4a. Warum sollte das, was K. Gutmann über die Battert-Leute schreibt, nicht auch für unsere Gegend gelten: „Schon in der

mittleren La Tène-Zeit scheinen die Germanen nach der oberrheinischen Tiefebene vorzudringen. Die keltischen Stämme — in unserer Gegend die Helvetier — weichen nach Süden aus. In den beiden letzten Jahrhunderten vor Christus verschwinden sie ganz aus unserm Gebiet. Die erhaltenen Denkmäler zeugen davon, daß sie ihre Wohnstätten nur zögernd räumten und durch starke Festungen zu schützen suchten...“ („Die Ortenau“, 1925, Seite 133)

4b. Ein anderer Literaturhinweis paßt ebenfalls hierher. Walter-Langenbeck schreibt: „Ein weiteres Problem der Siedlungsgeschichte ist die Frage, ob sich vor den Alemannen, die zunächst nur die Rheinebene besetzten, Keltoromanen in die Vorberge und in die Schwarzwaldtäler, vor allem in das durch die Römerstraße Straßburg—Rottweil erschlossene Kinzigtal, flüchteten und dort noch länger hielten...“ („Die Ortenau“ 1960, Seite 87)

5. Vielleicht lassen sich auch unsere Heidenkirch-Sagen in diese Gedankengänge unterbringen. Man erzählt heute noch, wie in früheren Kriegszeiten die Harmersbacher und Nordracher Talbewohner Gut und Leben zwischen jenen Felsgruppen in Sicherheit brachten, die also ganz die Bedeutung von Fliehburgen hatten.

Der „Heidenkeller“ bei Ettenheim—Münchweiler sei in diesem Zusammenhang auch angeführt, ebenso die Steinacher Flurnamen „Heidenschlößle“ und „Heidenbühl“ und der „Heidenstein“ beim Alemanorum.

Gerade diese Heiden-Namen sollen aber zum Schluß auch Anlaß sein, das „Fliehburgen-Fieber“ unserer Tage etwas zu dämpfen. Im Falle „Heidenschlößle“ (Steinach) ist klar, daß dessen quaderförmige Blöcke auf natürliche Weise — durch Verwitterung — entstanden sind.

Und genau so müssen wir das benachbarte Problem „Alemanorum einschließlich Heidenstein“ sehen, bevor nicht stichhaltige Gegenbeweise vorliegen. Was ist doch schon

alles in dieses „Alemanorum“ geheimnist worden! Auf der Topogr. Karte 7714 (Haslach) findet sich die Bezeichnung „Confinium Alemanorum“; der eigenartige Ausdruck soll einer alten Urkunde entstammen. Der Wanderer, der von Steinach oder Haslach über den Fehrenbacher Hof Richtung Höhenhäuser geht, kommt auf dem Kammweg in diesen Raum. Man sieht mehrere Wälle, z. T. bis 4 m hoch und 10 m breit, an einer Stelle erhebt sich darüber der genannte „Heidenstein“. In „Die Ortenau“ 1970 (Seite 462) lesen wir: „Die Vermutung legt sich nahe, daß der Wall am Heidenstein der Rest einer frühgeschichtlichen Fliehbürg oder eines Ringwalles ist.“ Andererseits aber könnten doch die lang hinziehenden Wälle auch vermuten lassen, es handle sich „einfach“ um Schanzen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die natürlichste Erklärung aber wäre: das Problem von der geologisch-geographischen Seite (Weidebetrieb auf einem Bergrücken mit Gemarkungsgrenzen) zu betrachten. Wir sind im Gebiet der Schapbachgneise und Porphyre. Wie erstere zur Block- und letztere zu Schuttbildung neigen, ist bekannt. Trotz der Steine boten sich die breiten Kämme in früheren Zeiten sicherlich als Weidegelände an. Da auf ihm zudem die Gemeinden aneinander stießen, war es doch das Gegebene, die beim Reinigen der Weide gesammelten Steine auf der Gemarkungsgrenze zusammenzutragen — und dies ergab unsere Wälle in der Alemanorum-Gegend! Die eigenartigen „Steinhaufen, von denen mehrere hundert in fast regelmäßigen Abständen um den Großen Wall liegen“, bräuchten dann auch nichts anderes sein als angesammeltes Lesegut.

Zum Beschluß: Nachdenkliches . . .

Wenn wir bei unserm Wandern auf Befestigungsanlagen stoßen — seien es Jahrtausende, Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehnte alte, wie sie diese Arbeit in reicher

Fülle aufzeigte —, dann wollen wir sie doch im rechten Lichte sehen: Diese Zeugen einstigen Kriegsgeschehens mögen uns auffordern, jeder auf seine Art und an seinem Ort, dafür einzutreten, daß wir und unsere Nachkommen nie mehr zu „Schänzern und Schanzenbewohnern“ werden müssen. So geschaut, könnten die Gräben und Wälle, Redouten, Bunker und Fliehburgen der Heimat einschließlich der Sprengkammern und dazu gehörigen Sandkästen unserer Tage zu rechten MAHNMALEN für den FRIEDEN werden!

Literatur:

Boesser E., Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien (in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Völkerkunde, 20. Band, 1904). In der Arbeit von Boesser: „Relatio — Über die mittlere Linie vom Feldberg biss an den Dobel, in was vor Stand sich selbige befinde, und bei Einem attackirenden Feind vor avantage und desavantage zu besorgen“ (1710).

Disch F., Chronik der Stadt Wolfach. Chronik der Stadt Zell am Harmersbach.

Fautz H., Das Schlöble vor Sulzbach (in: Ortenau, 1970).

Garscha F., Die prähistorischen Burgen Mittelbadens (in: Ergänzungsheft zu Die Ortenau, 1934).

Gutmann K. Dr., Zur Vorgeschichte des Gebietes zwischen Rastatt und Stollhofen (in: Die Ortenau, 1925).

H., Tausend Jahre Westwall (in: Ortenauer Heimatblatt, 6/61).

Hansjakob H., Der Vogt auf Mühlstein (in: Schneeballen II). Der letzte Reichsvogt (in: Schneeballen I).

Hildenbrand M., Burg Mühlenbach (in: Die Ortenau, 1970).

Hitzfeld K. Dr., Die Burg Hausach (in: Die Ortenau, 1970). Die Schlösser bei Hornberg (in: Die Ortenau, 1970).

Kleemann, Die Linien (Linienverschanzung) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahrhundert (Darmstadt und Leipzig, 1894).

Maier K. E. Dr., Geschichte von Welschensteinach.

Naudascher J., Der Ringwall am Heidenstein auf dem Hessenberg (in: Die Ortenau, 1970).

Schneider-Strittmatter H., Das Kreisgebiet im Gang der Geschichte (in: Der Kreis Wolfach, 1966).

Walter-Langenbeck, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit (in: Die Ortenau, 1960).

Karten:

Karte des Schwarzwaldvereins
Blatt 2 Baden-Baden—Murgtal—Hornisgrinde
Blatt 4 Offenburg—Lahr
Blatt 5 Freudenstadt—Kniebis
Blatt 7 Kaiserstuhl—Emmendingen
Blatt 8 Hornberg—Triberg

Sonderblatt Waldkirch—Kandel
Topographische Karte 1 : 25 000

Blatt 7514 Gengenbach
Blatt 7614 Zell a. H.
Blatt 7713 Schweighausen
Blatt 7714 Haslach
Blatt 7715 Hornberg

*Oh, diese Blüten!
Der Weg darunter liegt
voll Schatten . . .*

Juliane Chakravorty-Ebbing

Waldkirch und die Aufstandsbewegungen 1848 und 1849

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Die Aufstandsbewegungen der Jahre 1848 und 1849 waren — wie aus zwei Aktenfaszikeln des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe hervorgeht — auch an dem Elztalstädtchen Waldkirch nicht ganz spurlos vorübergegangen. So erhob am 24. Februar 1849 das Hofgericht des Oberrheinkreises in Freiburg gegen den 20jährigen Waldkircher Uhrmacher Theodor Litzelmann Anklage wegen Teilnahme an hochverräterischen Unternehmungen. Litzelmann wurde beschuldigt vom 22. bis 24. April 1848 mit den beiden Emmendingern Wilhelm Waekerle und Konrad Süß, einem Freiburger, einem Mahlberger und einem Überlinger an Schießereien in Freiburg beteiligt gewesen zu sein. Hierbei seien bei einem Gefecht am „Zähringer Tor“ mit badischem Militär 6 Soldaten verwundet und der Korporal Holl getötet worden. Litzelmann habe bei dieser Gelegenheit dem gefallenen Korporal ein Paar Handschuhe aus dem Tornister entwendet.

Die Anklage stand jedenfalls nach der Sachlage auf ziemlich schwachen Füßen. Deshalb ließ Litzelmann die Angelegenheit in Ruhe auf sich zukommen, während die beiden Emmendinger in der ersten Bestürzung nach Amerika flüchteten. Trotz des bestehenden Anklagezustandes wurde Litzelmann in der Zwischenzeit zum Militär nach Rastatt einberufen, so daß auf eine amtliche Rückfrage sein Stiefbruder, Gemeinderat Franz Josef Litzelmann, erklärte, die Verteidigung des Angeklagten habe der bekannte Advokat Brentano in Mannheim und der Rechtsanwalt Reich in Buchholz übernommen.

Da aber unterdessen die neu aufflackernde revolutionäre Welle das ganze Land erfaßt hatte, stellte am 24. Mai 1849 der Staatsanwalt beim Hofgericht des Oberrheinkrei-

ses in Freiburg den Antrag, wegen des Erlasses des Justizministeriums vom 10. Mai 1849 die Angelegenheit niederzuschlagen. Die sich überstürzenden Ereignisse der nächsten Zeit ließen den Fall Litzelmann als Bagatelle mehr oder weniger in Vergessenheit geraten.

Weniger glimpflich verliefen die Ereignisse des Jahres 1849 für den Sohn des bekannten Politikers und Juristen Karl Theodor Welcker, der sich nach anfänglicher Tätigkeit in Mannheim kurze Zeit zuvor in Waldkirch als praktischer Arzt niedergelassen hatte. Welcker war als Mitglied und Organisator der die Revolution begünstigenden sog. Volksvereine tätig. Bei einer Kreisversammlung der Volksvereine im April 1849 in Suggental hatte man Welcker zum Mitglied des Kreis Ausschusses gewählt. In dieser Eigenschaft nahm er nun an einer Sitzung dieses Gremiums am 1. Mai 1849 in Emmendingen teil in Gesellschaft der Advokaten von Rotteck, Faller und Barbo und des als Schriftführer amtierenden Notars Schanzlin.

Dort beschloß man u. a. eine Volksversammlung auf den 6. Mai 1849 nach Hochburg einzuberufen, bei der dann Welcker als Hauptredner auftrat. Schon kurz zuvor hatte eine Zusammenkunft in Ohrensbach im Gasthaus zum Hirschen stattgefunden, wie aus einer späteren Aussage des Bürgermeisters Schurhammer von Unterglotttertal hervorging. Neben Welcker nahm auch der bereits obengenannte Advokat Reich von Buchholz an dieser Versammlung teil. Wenige Tage später forderte Welcker in Katzenmoos nach Beendigung einer Gemeindeversammlung die Anwesenden auf, im Dorfe eine Ortsgruppe des Volksvereins zu bilden. Unter den Personen, die dies in der späteren Anklageschrift gegen Welcker bezeugten, be-

fanden sich der Bürgermeister Burger und der Accisor Gehring. Auch in Elzach versuchte Welcker mit dem Advokaten Reich im Weis'schen Bierhaus einen entsprechenden Ortsverein zu gründen, wie dies danach die Elzacher Bürger Xaver Maier, Joseph Weber und der Steueraufseher Gerner bestätigten.

Am 13. Mai 1849, nach Ausbruch der Meuterei in Karlsruhe, wurde Rudolf Welcker zum Regimentsarzt beim Badischen Leibinfanterieregiment ernannt. Zwei Tage später forderte Welcker in einer Soldatenversammlung in Krozingen die Teilnehmer auf, sich der provisorischen Regierung in Freiburg zur Verfügung zu stellen. Kurz darauf erhielt er vom Mitglied des sog. Landesausschusses Sigel den Auftrag, eine Militärsanitätskommission zu bilden. Schließlich wurde er als Stabsarzt zum Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Revolutionstruppen, Mieroslawski, nach Heidelberg beordert. Dort blieb er auch während der Kampfhandlungen vom 15. und 16. Juni 1849.

Während des Gefechtes bei Waghäusel am 21. Juni 1849 befand sich Welcker in Neu-lußheim, um dort die Verwundeten zu betreuen. In Rastatt, das seit dem 1. Juli von den preußischen Truppen belagert wurde, hatte er während der Kampfhandlungen bei Kuppenheim die Spitäler zu beaufsichtigen. Kommandeur Tiedemann ernannte Welcker schließlich zum Platzarzt der eingeschlossenen Festung.

Nach der Übergabe der Festung am 23. Juli 1849 wurde Rudolf Welcker zunächst in den dortigen Kasematten inhaftiert und im Herbst des gleichen Jahres in das Amtsgefängnis Waldkirch eingeliefert. Da der Gesundheitszustand Welckers zu wünschen übrig ließ, baten der in Heidelberg wohnende Vater, Geheimrat Karl Theodor Welcker, und der mit der Verteidigung beauftragte Rechtsanwalt Näf die Regierung, den Inhaftierten gegen Stellung einer Kau-

tion bis zum bevorstehenden Prozeß freizulassen. Als auch die medizinischen Sachverständigen (Physikatsverweser Vetter in Waldkirch, Medizinalrat Dr. Schürmeyer in Emmendingen und Prof. Dr. Hecker) Asthma und Lungenkatarrh feststellten, bestimmte das Hofgericht des Oberrheinkreises in Freiburg in einer außerordentlichen Sitzung, Rudolf Welcker am 22. Dezember 1849 gegen eine Kautions von 4000 Gulden vorübergehend zu entlassen. Die Hälfte der Summe zahlte Vater Welcker in Staatspapieren, den Rest mittels Pfandverschreibung.

Am 7. Januar 1850 wurde der Regierung die Näf'sche Verteidigungsschrift vorgelegt, der der Vater des Angeklagten noch einen eigenen Nachtrag beigelegt hatte. Beide kamen darin zum Schluß, daß Rudolf Welcker freizusprechen sei. Trotzdem wurde der Beschuldigte am 9. März 1850 vom Hofgericht des Oberrheinkreises zu 3 Jahren Zuchthaus oder 2 Jahren Zuchthaus und Ersatz des Schadens verurteilt. Gegen dieses Urteil legte Rudolf Welcker am 26. März 1850 Revision ein, wobei der Mannheimer Obergerichtsadvokat Fürst die Interessen des Verurteilten wahrnahm.

Da die gesamte Kautions inzwischen in badischen Staatspapieren hinterlegt worden war, erhielt auf Rückfrage das Bezirksamt Waldkirch am 16. August 1850 vom Staatsministerium den Auftrag, die Aktien beim Badischen Generallandesarchiv zu deponieren.

Auch in der Revisionsverhandlung wurde am 7. August 1851 das ergangene Urteil bestätigt, zumal das Polizeikommissariat Mannheim bestätigte, daß Welcker sich auch dort schon als „Republikaner“ betätigt habe. Darauf wurde Rudolf Welcker am 9. August 1851 vom Bezirksamt Waldkirch erneut verhaftet.

Der Vater, Karl Theodor Welcker, reichte nun für seinen Sohn ein Gnaden- und Auswanderungsgesuch — aufgesetzt vom Ober-

gerichtsadvokaten Lamey — ein, das er in einer Privataudienz Großherzog Leopold persönlich überreichte. Aus diesem Grunde bat er am 18. August 1851 das Hofgericht des Oberrheinkreises, seinen Sohn „wegen Brustkrankheit“ bis zur Entscheidung des Gesuches im elterlichen Haus in Heidelberg unterbringen zu dürfen. Die gestellte Kautio- n biete ja nach wie vor die nötige Sicherheit. Da das Physikatsamt in Waldkirch die Haftfähigkeit des Festgenommenen feststellte, wurde diese Bitte abgelehnt. Deshalb beantragte Karl Theodor Welcker am 31. August 1851 ein gesundheitliches Obergutachten mit der Begründung, daß der Inhaber des Waldkircher Physikats ein Praxis- konkurrent seines Sohnes sei. Als er bald darauf diesen Antrag wiederholte, ließ man — nach nochmaliger Untersuchung durch den Physikus — den Verhafteten täglich 1 bis 2 Stunden in Begleitung eines Gendarmen spazierengehen. Dies meldete am 11. September 1851 der Waldkircher Oberamtmann Julius Betz seiner vorgesetzten Dienststelle.

Am gleichen Tage (11. Sept.) teilte das Justizministerium mit, daß Großherzog Leopold das Auswanderungsgesuch genehmigt

habe. Der Vater Welckers mußte sich zur Bezahlung der Untersuchungs- und Gerichtskosten bereiterklären. Dafür sollte die gestellte Kautio- n als Sicherheit dienen. Da Rudolf Welcker bis zur vorgesehenen Abreise nun zu seinem Vater nach Heidelberg fahren durfte, wurde er während dieser Zeit dem dortigen Oberamt und der ansässigen Militärbehörde zur Aufsicht unterstellt.

In Begleitung seines Vaters verließ Rudolf Welcker dann Heidelberg zum Antritt der Nordamerikareise, die dann am 6. Oktober 1851 von London nach New York mit dem Schiffe Sir Robert Plee erfolgte. Da Rudolf Welckers ärztliche Praxis in New York, wo er sich niederließ, ihm anfangs nicht genügend zum standesgemäßen Leben einbrachte, mußte ihn sein Vater noch längere Zeit finanziell unterstützen. Jedenfalls konnte Rudolf Welcker froh sein, dank der guten Beziehungen des Vaters, auf diese Weise der drohenden Zuchthausstrafe entronnen zu sein.

Benützte Akten:

Bad. Generallandesarchiv Abt. 226, Nr. 619 und Abt. 241, Nr. 16.

*Frühlingswind
blies vom Blütenblatt
den kleinen Falter.*

*Die Blume zittert noch,
aber der Falter
ist schon weitergeflogen . . .*

Juliane Chakravorty-Ebbing

Aus der Geschichte des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolausen-Spitals vor Waldkirch

Von Hermann Rambach, Waldkirch

Blättern wir ein wenig in einem Rechnungsbuch des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolausen-Spitals vor Waldkirch¹⁾. Nicht wahllos und nicht von ungefähr haben wir gerade den schmalen Halblederband von 1781 vom Regal heruntergeholt. Die 190 Jahre sind schier spurlos an der Handschrift vorbeigegangen. Kein Wunder, sie ist auf Qualitätspapier geschrieben. Die eingepprägten Wasserzeichen verraten den Meister. Josef Anton Hilser hat es in der Waldkircher Papiermühle²⁾, der späteren Sonntagschen Fabrik, hergestellt. Franz Carl Häfelin³⁾, der damalige Spitalverwalter, hat die 142 Seiten sauber und gut lesbar beschrieben. Unser besonderes Interesse gilt zunächst einem darin enthaltenen Rechnungseintrag. Er steht unter der Rubrik: Ausgabgeld zur Erhaltung der Spital-Kirchen und Gottesdienst.

In den Jahren um 1780 befand sich das Spital offensichtlich in guten wirtschaftlichen Verhältnissen. Der Spitalverwalter war ein kunstverständiger Mann, und die zuständige Obrigkeit zeigte sich bei der Bewilligung von Anschaffungen von ihrer besten Seite. So kam es, daß die Spitalkirche zu jener Zeit völlig neu ausgestattet wurde. Im einzelnen werden wir noch näheres erfahren. Zunächst jedoch soll gesagt werden, welchem Objekt die gezielte Sucharbeit galt.

Ein Amtsnachfolger von Franz Carl Häfelin erhielt im Jahre 1878 vom Waldkircher Gewerbeverein den Auftrag, eine Stadtchronik anzulegen⁴⁾. Spitalverwalter Heinrich Weiß begann mit dem Jahre 1800 und notierte darin Jahr für Jahr alle ihm bedeutsam erscheinenden Geschehnisse in der Stadt. Im Jahre 1827 vermerkte er:

„Im Monat April ist die Spitalkirche abgebrochen worden, nachdem solche längere

Zeit hindurch nicht mehr im Stande erhalten und dadurch baufällig wurde.

In dieser Kirche befanden sich sehr schöne Wandgemälde, für die es wirklich Schade war, durch den Abbruch zerstört zu werden.“

Unwillkürlich stellt sich die Frage, was waren das für Wandbilder, denen der Spitalverwalter so sehr nachtrauerte? Die Frage blieb lange offen, zumal der Chronist über den Inhalt der Bilder nichts vermerkt hatte. Doch wie schon oft, fand sich auch hier eines Tages der Weg zur Lösung.

Beim Durchstöbern des Dachbodens der Stadtkapelle waren allerlei merkwürdige Dinge ans Tageslicht geraten. Zwei der Fundstücke sahen zunächst wie große zusammengerollte Leinwandballen aus. Erst beim Aufrollen enthüllten sie ihr Geheimnis. Beide hatten die beachtliche Größe von 300 x 330 cm. Durch unsachgemäße Behandlung und nicht zuletzt durch Witterungseinflüsse waren auf den Bildseiten schwere Schäden entstanden. Auf der einen Leinwand war so gut wie gar nichts mehr zu sehen. Unter den spärlichen Resten war an einer Stelle eine Burg und an einer anderen der Deckel eines Ziboriums zu erkennen. Das war alles. Etwas besser, aber auch mit erheblichen Schäden behaftet, zeigte sich das Bild auf der anderen Leinwand. Gleich fielen zu Tausenden kleine und kleinste Farbschollen herunter. Mehrere Gestalten ließen sich ausmachen. Mit Sicherheit war aber nur eine näher bestimmbar, die Kaiserin Maria Theresia. Was tun? Es blieb zunächst nichts anderes übrig, als die Leinwände wieder zusammenzurollen, sorgfältig aufzubewahren und, sofern eine Rettung noch möglich sein sollte, bessere Zeiten abzuwarten.

Diese waren noch immer nicht angebrochen, als sich das Gewölk um die rätselhaft-

ten Bilder lichtete. Bei der Durchsicht von Spitalrechnungen konnte dem Verfasser in der von 1781 ein umfangreicher Eintrag nicht entgehen. In moderne Schreibweise übersetzt heißt er wörtlich:

„Herr Johann Pfunner, Maler von Freiburg, um die ganze Chorbühne nach dem bei wohlloblichem Obervogteiamt unterm 6. März 1781 vorgezeigten Riß und hierauf angestossenem Akkord sauber zu bemalen, den Englischen Gruß mit mehreren Figuren vorstellend, auch die Einfassung mit gemalten Rahmen zu machen.

Nicht minder auf die zwei Nebenseiten im Chor zwei große Stücke von 11 Schuh hoch und 10 Schuh breit, auf Tuch mit Ölfarb zu malen.

Das erste Stück stellt vor Ihre Kaiserliche Majestät Rudolph mit mehreren Figuren, wie höchst dieselbe bei Herübertragung des Allerheiligsten Altarsakraments zu einem Kranken ab dem Pferd gestiegen und mit gebogenen Haupt und tiefer Reverenz die wahre Devotion gegen dem Venerabile bezeuget.

Das ander Stück: Die von Ihre Kaiserlich, Königlichen Majestät Mariä Theresiä allerhöchsten Angedenkens Einführung der Ewigen Anbetung des allerheiligsten Altarsakraments, dann die Niederträchtigkeit (durchgestrichen und darübergeschrieben: Demut) Seiner jetzt regierenden Kaiserlich, Königlich, Apostolischen Majestät Josepho dem Zweiten zu Freiburg im Münster, allwo Höchstdieselbe unter der Heiligen Meße mit Beiseitelassung des vorgelegten samtlenen Polsters auf dem bloßen Boden hingekniet und dem Heiligen Meßopfer zu jedermanns Verwunderung auf Auferbauung andächtig beigewohnt: Empfängt nach gemachtem Akkord 240 Gulden.“

Die Zweifel an der Herkunft der gefundenen Leinwandballen waren damit restlos ausgeräumt. Wie sie in die Stadtkapelle kamen, stellte sich später heraus. Bei der ins Auge fallenden Größe dieser Tafelbilder

waren fraglos diese vom Chronisten gemeint. Er wußte allem Anschein nach nur nicht, wo sie nach der Ausräumung der Kirche hingekommen waren. Denn als er die Chronik verfaßte, hatten sie bereits auch von ihrem zweiten Standort weichen müssen.

Aufklärung und Staatskirchentum standen unter der Regierung Josephs II. in hoher Blüte. Beamte, und auch andere, die sich die Gunst des Herrschers erwerben wollten, nahmen jede sich bietende Gelegenheit wahr, dem reformfreudigen Landesherrn ihre Huldigung in allgemein sichtbarer Weise darzubringen. So auch hier. Dem Spitalverwalter war es wohl zunächst darum gegangen, die in den letzten Jahren begonnene Ausschmückung der Kirche um eine weitere Zier zu vermehren. Vielleicht war er sogar bei der Wahl der Bildthemen der Vater des Gedankens. Obervogt Franz Anton von und zu Zwerger, von dem er als Chef des Spitalwesens die Zustimmung zur Anschaffung einzuholen hatte, übersah die Gunst des Augenblicks keineswegs. Ihm, dem stets knauserigen Federfuchser, kam der Anlaß höchst gelegen. Er konnte so an einem viel besuchten Ort, und das war die Spitalkirche, ein repräsentables Werk zu Lob und Preis des Landesfürsten und nicht zuletzt zu seinem eigenen Ansehen errichten lassen, ohne aus seiner Tasche auch nur einen roten Heller herauszurücken. Als dann die beiden Bilder im frischen Glanz der Farben auf beiden Seiten des Hochaltars in der Spitalkirche aufgehangen wurden, ahnte wohl kein Mensch, daß die darauf dargestellte Verherrlichung des Staatskirchentums ihnen in späterer Zeit zum Verhängnis werden sollte.

Als am 2. April 1827 das Inventar der abzubrechenden Spitalkirche versteigert wurde⁵⁾, kamen auch die beiden großen Wandbilder unter den Hammer. Der Waldkircher Kaplan Johann Schwarzweber bot für eines 5 und für das andere 4 Gulden. Zusammen



Wandbild aus der Kirche des St. Nikolaus-Spitals.
*Maria Theresia überreicht das Edikt über die
 Einführung der Ewigen Anbetung*

Öel Joh. Pfunner 1781

mit 1 Seelenmeßbuch, 1 kupfernen Weihwasserkessel, 1 Auferstehungsbild und 2 roten Ministrantenröcken erwarb er die Bilder und ließ sie in der Stadtkapelle aufhängen. Dort hingen sie bis zum Jahre 1855. Dem eben erst ernannten Pfarrverweser waren

sie schon lange ein Dorn im Auge. Im Badi-schen Kirchenstreit war er ein entschiedener Anhänger der bischöflichen Richtung und hatte auch auf der Kanzel heftig gegen seinen staatskirchlich gesonnenen Pfarrer gewettert. Der Sieg fiel auf seine Seite. Am 21. Januar 1855 verfügte die Kirchenbehörde die Suspendierung des seitherigen Stadtpfarrers und Geistlichen Rats Ludwig Schindler und setzte ihn zur Ruhe. Kaplan Felizian Fliegauß wurde gleichzeitig mit der Verwaltung der Pfarrei Waldkirch beauftragt⁶⁾. Kein Wunder, daß er nun daran ging, alles was in seiner neuen Pfarrei an Staatskirchentum erinnerte auszulöschen. Die ersten Opfer waren, soviel wir wissen, die beiden großen Wandbilder in der Stadtkapelle. Im Zuge einer Renovierung wurden sie wegen ihres mangelnden religiösen Inhalts noch 1855 aus den Rahmen gelöst, zusammengerollt und auf den Kirchenspeicher befördert.

Nach gerade 100 Jahren kamen die Bilder wieder zum Vorschein⁷⁾. Für das eine war keine Rettung mehr möglich. Bis auf die oben genannten Reste war rein nichts mehr zu erkennen. Auch das andere war zur völligen Ruine geworden. Es gehörte eine ordentliche Dosis Optimismus dazu, auf eine Wiederherstellung zu hoffen und noch mehr, diese zu wagen. Nachdem der Gemeinderat die Mittel hierfür bewilligt hatte, ging der Freiburger Restaurator Manfred Schmid ans Werk. Mit Liebe und viel Geduld unterzog er sich der schwierigen Prozedur. Das ungewöhnliche Format zwang ihn dazu, das Bild in zwei Teile zu trennen. Es enthält ja auch zwei zeitlich, wie thematisch voneinander völlig unabhängige Vorgänge. Als ob Pfunner damals schon das spätere Schicksal seines Werkes vorausgeahnt hätte, legte er es so an, daß es ohne störende Wirkung in der Mitte getrennt werden konnte. Nachdem die alte Leinwand doubliert und das Bild vorsichtig gereinigt war, kamen allmählich auch Einzelheiten darauf zum Vorschein. Dem

großen Geschick des erfahrenen Meisters gelang es in monatelanger mühseliger Arbeit, den ursprünglichen Bildinhalt wieder hervorzuzaubern.

Die eine Hälfte des jetzt geteilten Bildes zeigt, wie es der Rechnungseintrag beschreibt, die Kaiserin Maria Theresia in Witwen-tracht⁸⁾ auf dem Thron. Mit der Rechten überreicht sie einem vor ihr knienden Mann ein rotes, mit Siegeln behangenes Buch, das nur noch Bruchstücke der ursprünglichen Aufschrift zeigt, die lautete „Ewige Anbetung“⁹⁾. Mit der linken Hand deutet die Kaiserin auf den in der anderen Bildhälfte sichtbaren Altar mit der Monstranz. Der Vorhang des Baldachins ist üppig trappiert. In der Mitte erscheint, von Palmzweigen umgeben, das Wappen von Altösterreich und darunter das Ordenszeichen des Goldenen Vlieses. Nahe dem rechten Bildrand ruht auf einem Kissen die ungarische Königskrone. Erst nach der Restaurierung war auch zu sehen, daß das Gebälk der barocken Architektur nicht gleichmäßig verläuft.

Auf der rechten Bildhälfte kniet Kaiser Joseph II. gespornt und mit Orden geschmückt auf der Stufe eines Altars. In der Nische des Retabels eine von 4 Leuchtern umgebene Strahlenmonstranz mit der Hostie. Der rot ausgeschlagene Betstuhl ist leer. Auf dem Polstersessel am linken Bildrand liegen auf einem Kissen die deutsche Kaiser- und die böhmische Königskrone. Im Vordergrund gruppieren sich Männer aus dem Gefolge des Kaisers. Die Bilder sind nicht signiert. Es ist durchaus möglich, daß die Signierung ausgebrochen ist, zumal die unterste Zone des Bildes am meisten beschädigt war.

In dem einen, eben ausgeschöpften Eintrag der Spitalrechnung von 1781 erschließt sich nur ein kleiner Teil ihres Inhalts. Dieser Rechnungsband enthält soviel, daß aus ihm allein Sein und Wesen der gesamten Spitalstiftung mit allen ihren Funktionen



Wandbild aus der Kirche des St. Nikolaus-Spitals. Kaiser Joseph II. kniet im Münster zu Freiburg vor dem Allerheiligsten

verfolgt werden kann. Sie lassen sich mühelos in den Rahmen der sieben Werke der christlichen Barmherzigkeit einordnen und beleuchten so die vielfältigen karitativen Aufgaben die zu erfüllen die Stiftung berufen war. Vorausgeschickt sei die Frage nach ihrem Ursprung.

Der verlorene Stiftungsbrief

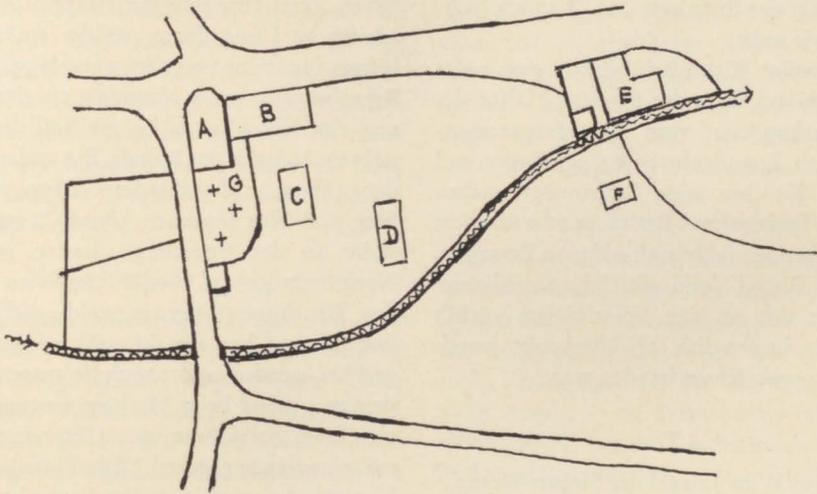
Die Frage nach Alter und Inhalt einer Urkunde, in welcher umständlich und ausführlich dargetan ist, wann und durch wen die Spitalstiftung zustande kam, wird in der vorliegenden Rechnung zwar nicht gestellt, wohl aber tauchte sie damals im amtlichen Schriftverkehr immer wieder auf. Sie wurde stets mit dem gleichen negativen Ergebnis beantwortet. In früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten wäre keiner auf den Gedanken gekommen, sich für diese Frage zu interessieren, die Spitalherren am allerwenigsten. So sehr sie von der Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft überzeugt waren, mußten sie fürchten, daß eine exakte Untersuchung nicht ganz ihren Erwartungen entsprochen hätte. So aber konnte Mathäus Meyenblust anno 1651 getrost berichten, „daß bey diesen lang gewehrten Landtsverderblichen Kriegswesen, vil erlittenen Hauptplünderungen, diese St: Nicolai Spitalseinkommen vnd Vermögen . . . in höchsten Nachstand, die Zinz Brief vnd theils schriftliche Documentea verlohren vnd zue Aschen worden¹⁰⁾“. Teils, sagte der Spital-schaffner ausdrücklich, denn einiges ist bis auf den heutigen Tag dennoch erhalten geblieben. Als neuer Spitalschaffner hatte Meyenblust im April 1650 sein Amt übernommen. Dabei dachte er zunächst nicht gerade an das, was die Schreiber des Obervogtei-amts später vergeblich suchten, an den Stiftungsbrief. Für sie war es ausgemachte Sache, daß die edlen Herren von Schwarzenberg vor urdenklichen Zeiten das Spital gestiftet hatten und demzufolge damals auch eine entsprechende Urkunde aufgerichtet worden sei. Als die vorderösterreichische Regierung im Jahre 1716 genaueren Bescheid hierüber haben wollte, wurde ihr berichtet, die Spitaldokumente, darunter wahrscheinlich auch der Fundationsbrief, seien

1634 beim Brand der Kastelburg in Rauch aufgegangen. Diese immerhin recht bequeme Erklärung wurde auch künftighin beibehalten. Niemand dachte daran, daß die Spitaldokumente nie auf der Kastelburg aufbewahrt worden waren und demzufolge auch nicht haben mit ihr verbrennen können. Im übrigen waren Regierung und Kameralamt fest und unerschütterlich davon überzeugt, daß sie und niemand anderer rechtmäßige Herren und Gebieter über das Spital „zum Heiligen Geist und St. Nikolaus vor Waldkirch“ sind und es schon immer waren. Als Rechtsnachfolger der Herren auf Kastelberg und Schwarzenberg waren deren Rechte über das Spital auf sie übergegangen. So sagt es doch der Brief vom Verkauf der Herrschaft Schwarzenberg im Jahre 1567 deutlich genug.

„Item der Spital zu Waldkirch mit allen desselben Zu- und Eingehörde, Nutzungen, Recht und Gerechtigkeiten, arme Leute und andere Pfründen einzunehmen, Kastenrechnung zu empfangen, Pfleger zu verordnen, ist alles samt der Obrigkeit selbigen Ortes zum halben Teil der Herrschaft Schwarzenberg zugestanden¹¹⁾.“

Die auf der Herrschaft Kastelberg ruhenden Rechte sind bereits 1566 an den Erzherzog Ferdinand II. von Österreich gelangt.

Die Frage aber, wer die eigentlichen Stifter und rechtmäßigen Herren des Spitals waren, bedarf noch gründlicher Untersuchung. Die Herren von Schwarzenberg waren es jedenfalls nicht, auch wenn ihre wohlthätige Großmut als Bußleistung in die Sage verwoben und sich der Grabstein eines Herrn von Schwarzenberg auf dem Spitalkirchhof befunden haben soll. Die recht ominöse Geschichte jenes Grabes wurde 1789 von einem zufällig anwesenden österreichischen Werbeoffizier hochgespielt. Dieser stützte sich zunächst auf einen vom Spitalverwalter Häfelin am 8. Mai 1781 verfaßten Bericht. Er sagte darin:



Lageplan der Spitalgebäude nach einer Aufnahme des Geometers Joseph Hienerwadel 1794

A Kirche, B vorderes Spital, C hinteres Spital, D städtisches Lebrosenhaus, E Spitalmühle, F Scharfrichterhaus, G Spitalfriedhof

„Auf dem Spitalkirchhof befindet sich ein großer Grabstein, worauf die schwarzenbergischen Wappen noch gar wohl kennbar gehauen. Die Umschrift aber ist unlesbar; von daher schon mehrmalen die Meinung gewesen, diesen Grabstein aufzuheben und zu visitieren, ob kein Gewölb darunter und etwa in dem Sarg, wie in ältesten Zeiten mehrmalen geschehen, Schriften vorfindig und aufbehalten, welche von des Spitals Foundation handeln möchten.“

Oberleutnant Baron von Üchtriz war der irrigen Meinung, die Waldkircher Herren von Schwarzenberg könnten mit den gleichnamigen Fürsten in Wien verwandt sein. Daher seine Bemühungen. Mit seinen Geschichtskennntnissen war es jedoch nicht sonderlich gut bestellt. Der Bruder des Hans von Schwarzenberg, so schrieb er an den Hofrat Pläch von Seinsberg am 2. März 1789, habe auf Kastelberg gewohnt und sei 1423 (!) in der Schlacht bei Sempach an der Seite des Herzogs Leopold gefallen. Hans selber aber habe das Spital in damaligem Wert von 180 000 Gulden gestiftet und verlangt, nach

seinem Tod „in einer anmutigen Gegend beim Hospital begraben zu werden, welches denn auch erfolgte. Die Länge der Zeit machte den Ort seiner Grabstätte unsichtbar bis endlich vor einigen Jahren der Leichenstein im gewesenen Spitalgarten entdeckt und viele Gedichte des gemeinen Volkes gemacht worden sind. Ein Spitalverwalter wagte es, in einer dunkeln Nacht den Stein zu eröffnen und fand mit beihabendem Licht am Anfang des Gewölbes einen prächtigen Sarg von Kupfer, an den Ecken vergoldet. Allein sowohl die Furcht, als des Tages Anbruch verhinderten ihn, weiterzugehen. Er starb kurz danach und sagte es jedem bevor er verschied, was er gesehen und beschwören könne. Bisher ist er noch uneröffnet geblieben“ (der Sarg)¹²). Soweit das Schreiben des Werbeoffiziers, der sich anheischig machte, erwünschtenfalls das Grab zu öffnen. Da jedoch die gemutmaßte Verwandtschaft mit den Fürsten von Schwarzenberg nicht bestand, bekam der Baron auch keinen Auftrag zu weiteren Taten. Was später mit dem Grab geschah

und wohin der Stein mit dem Wappen kam, wissen wir nicht.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde das Spital spätestens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts vom St. Margarethenkloster als Fremdenherberge gegründet und geführt, bis ihm seine Schirmvögte neben anderen Rechten und Besitzungen auch diese entwandten. Es fehlt auch nicht an Beweisen, wie die Kastel- und die Schwarzenberger einmütig sich an den Spitalgütern gütlich taten. Es ist fraglich, ob überhaupt jemals ein Stiftungsbrief vorhanden war.

II.

Das Spital im Spiegel der Sieben Werke der Barmherzigkeit

— Die Fremden beherbergen —

Es versteht sich, daß die Frage nach Sinn und Zweck der Spitalstiftung im 18. Jahrhundert mehr denn zuvor erhoben wurde. Dies nicht so sehr um der christlichen Nächstenliebe willen, als vielmehr aus dem Blickfeld politischer Erwägungen heraus. Dabei spielte, besonders in der II. Hälfte des Jahrhunderts, die Rivalität zwischen Obervogteiamt und Stadt Waldkirch eine erhebliche Rolle. Unter großem Aufwand an Tinte und Papier versuchte der Obervogt von Zwerger den Nachweis zu erbringen, die Waldkircher Einwohner hätten im Spital überhaupt nichts verloren. Ohne dieser ohnehin unsinnigen Behauptung nachzugehen, sehen wir uns den Spitalbetrieb einmal näher an, so wie er in der Rechnung von 1781, wie auch in älteren und jüngeren Rechnungen deutlich verfolgt werden kann. Es wird darin ausdrücklich hervorgehoben, das Spital sei kein Verpflegungsspital und es befänden sich darum darin auch keine Pfründner. Die Leute aber, die dort wohnten, mußten sich Speise und Trank, wie auch die Kleidung selbst anschaffen. Früher war es üblich, daß die Familien, die im vorderen Spitalgebäude gewohnt haben, einen kleinen Zins gegeben

haben. Jetzt aber sind nur einige arme herrschaftliche Leute darin, welche anderwärts keinen Hauszins zu geben vermögen. In der Beherbergung armer Menschen aus der Stadt und den Herrschaften lag ein Teil der karitativen Aufgabe des Spitals. Ein anderer galt den ankommenden Bettlern. „Jene, welche Steg und Weg brauchen können“, steht auf Folio 13 der Rechnung, „hatten nur die Nachtherberge auf bloßem Stroh zu genießen. Denjenigen hingegen, welche auf Wagen und Karren hergebracht und wieder fortgeführt wurden und presthaft waren, wurden am Abend beim Herkommen und morgens beim Fortfahren vom Untervogt jedesmal eine Suppe gegeben.“ Die Einteilung der Unterkünfte wird in der vorliegenden Rechnung näher angegeben. Recht anschaulich beschreibt sie Robert Volz in seinem 1861 erschienenen Buch über das Spitalwesen und die Spitäler des Großherzogtums Baden¹³⁾. Wir müssen dabei berücksichtigen, daß das Spital, entgegen früherer Übung, seit 1829 auch Krankenanstalt geworden war. Dennoch läßt sich aus der genannten Beschreibung die Raumverteilung, wie sie 1781 war, leicht rekonstruieren.

„Das Gebäude liegt am Eingange in die Stadt an der Landstraße nach allen Seiten frei, mit einem geräumigen Hofe und rückwärts gelegenen Baumgarten, vom Mühlbach begrenzt, seitlich von einer Mauer umschlossen. Es ist ein altes zweistöckiges Haus, das fast 2 Fuß (60 cm) tiefer als die Landstraße liegt und sehr niedere Zimmer hat, von denen die untern wegen ihrer tiefen Lage dumpf und feucht sind. Es enthält im untern Stocke, welcher als Abtheilung für die Weiber gilt, die immer einen geringern Krankenstand haben, 4 kleine Zimmer, Küche und die Hauskapelle, und im obern Stocke 4 Krankenzimmer für Männer und 3 Zimmer als Wohnung der barmherzigen Schwestern nebst der eigentlichen Spitalküche. Mit dem Haupthause ist ein in den Hof gehendes Hintergebäude verbunden, das jedoch

sehr alt und schadhaft ist. Darinnen sind unten ein blockhausähnliches Zimmer für Geistesranke, Badstube und Totenkammer, und oben 3 Zimmer für abzusehender Kranke, zumal Krätzige. Die Abtritte münden in ein verschlossenes Senkloch im Hof. Das Haus hat geräumige Speicher und gewölbten Keller.“

— Die Kranken besuchen —

Ungeachtet dessen, daß das Spital bis 1829 die Krankenpflege nicht vordergründig in seinen Aufgabenkreis eingeschlossen hatte, fand man keinen Anstand, erforderlichenfalls auch diesem Werk der Nächstenliebe nachzugehen. Solche Anlässe ergeben sich oft zwangsläufig und konnten in einem Armenhaus, wie in einer Fremdenherberge, jederzeit eintreten. Wenn in der Rechnung ausdrücklich hervorgehoben wird, daß im Spital keine stationäre Krankenbehandlung stattfinden soll, so zeigen an anderer Stelle die erheblichen Aufwendungen für Medikamente, daß Ausnahmen fast zur Regel geworden waren. Dem Arzt Dr. Anton Salwürk wurden allein 1781 in 39 Fällen für Verschreiben von Medicinen an bedürftige Kranke 30 Gulden und 26 Kreuzer vergütet. Es muß hier allerdings berücksichtigt werden, daß viele dieser Patienten ambulant behandelt und die Medikamentenkosten vom Spital vergütet wurden, weil die Kranken selbst zu arm waren, sie zu bezahlen. Die Rechnung des Apothekers lag beim Rechnungsabschluß noch nicht vor. Einzelfälle zeigen anschaulich wie sehr man im Spital sich um die armen Kranken bemühte. Davon einige Beispiele: Dem Mathis Hansmann von Gutach wurden zur Bestreitung der Kurkosten seines Kindes, das den Arm gebrochen hatte, 3 Gulden gegeben, dem Barbier Joseph Brunner, der im Simonswald einen Beinbruch zu kurieren hatte, 10 Gulden, dem Mathis Bußler von Niederhausen, einem Mann mit 5 minderjährigen Kindern, 3 Gulden. Bußler wohnte zwar in keiner

spitalberechtigten Gemeinde. Er konnte jedoch ein obrigkeitliches Attest vorweisen, wonach ein Sturm sein Haus zum Einsturz gebracht hatte und er unter den Trümmern begraben worden sei. Die Unterstützung sollte eine Beihilfe zur 5wöchigen Kur sein.

— Die Nackten bekleiden —

Gar so wörtlich darf man hier die Worte nicht verstehen. Wenn aber zum Beispiel aus Spitalgeldern der arme Sohn des verstorbenen Stahlvogts eingekleidet, ihm eine Lehrstelle besorgt und für ihn das Lehrgeld bezahlt wurde, so ist darin unzweifelhaft ein echtes Werk tätiger Nächstenliebe zu erblicken. Die Umstände wollten es, daß 1781 gerade ein Meister im Spital arbeitete, der bereit war, einen Lehrbuben anzunehmen. Es war der Kunst- und Faßmaler Johann Georg Gfäll aus Triberg, dem wir an anderer Stelle noch begegnen werden. Das Obervogteiamt als Spitalaufsichtsbehörde schloß am 15. Dezember 1781 mit Gfäll einen Lehrvertrag, nach welchem Johann Georg Wehrle in einer 3½jährigen Lehre bei ihm die Faßmalerei erlernen sollte. Zunächst wurden 60 Gulden Lehrgeld ausbezahlt und dem Meister versichert, daß das Spital auch für die Kleidung aufkommen wolle, allerdings mit dem Vorbehalt, daß der junge Wehrle, wenn er nach seinen Lehr- und Wanderjahren zu Mitteln kommen sollte, das Lehrgeld wieder zurückzuerstatten hätte. Als Erstausstaffierung erhielt der Waise eine Lederhose, 1 Paar Schuhe und 14 Nägel dazu. Der Händler Salomon lieferte ein weiteres Paar Hosen. Auch erhielt der Bub für die Sonn- und Feiertage einen guten Rock und ein Brusttuch, das der Schneidermeister Schonhard zu liefern hatte. Außerdem dienten viele Almosen dem Kauf von Kleidungsstücken. So erhielt auch Franz Anton Fehrenbach aus Waldkirch, als er im Kloster Gengenbach eine Schreinerlehre zu absolvieren begann, eine Unterstützung, die dem Pater Großkeller ausbezahlt wurde. Ein anderes

armes Stahlhöfer Kind, Anton Kohler, wollte in Freiburg das Schneiderhandwerk erlernen und bekam eine Beihilfe zum Lehr-geld.

- Die Hungrigen speisen —
- Die Durstigen tränken —

Hierin hatte sich das Spital ein großes Betätigungsfeld geschaffen. Vielfältig ist die Art, wie Hunger und Elend gelindert wurden. Angefangen bei den Almosengaben in Geld und Naturalien. Da waren es zunächst die Armen, die im Spital ihren ständigen Wohnsitz hatten, dann die zahllosen Armen in den spitalberechtigten Gemeinden Stahlhof, Siegelau, Ober- und Unterglottertal, Ohrensbach, Heuweiler, Suggental, Kollnau, Siensbach, Gutach, Bleibach, die herrschaftlichen Gemeinden im Simonswald, Katzenmoos, Oberwinden, Yach, Waldkirch und Buchholz. Und dann noch alles durchreisende Bettelvolk. Einmal war es ein „elender Tropf“, dann ein „presthafter lediger Mensch“, „ein dummer Bub mit der einfallenden Krankheit“, einer mit „incurablen Gebresten“, „ein übelseitiger krummer Bub“, „ein Mädchen, welchem die Finger an der rechten Hand zusammengewachsen waren“, eine 80jährige Konvertitin, ein 79jähriger armer kranker Mann und der 81jährige Christian Tritscheller aus dem Glottertal. Trotz kürzerer Lebenserwartung gab es demnach auch recht alte Leute. Als ältester erscheint der im September 1781 verstorbene presthafte 94jährige Michael Schlegel aus Buchholz.

Nach altem Brauch wurde im Spital am Ostermontag jeweils eine große Armenmahlzeit abgehalten. Der recht ausführlich gehaltene Rechnungseintrag beleuchtet nebenbei auch die damaligen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Bei der Behandlung der Gottesdienste im Spital wird hierüber näheres zu sagen sein.

— Die Toten begraben —

Das Spital hatte einen eigenen Friedhof. Auf ihm wurden 1781 acht Personen bestattet und die Kosten hierfür vom Spital getragen. Es waren die Ärmsten der Armen. Zu jener Zeit fanden die Bessergestellten ihre Ruhestätte auf dem Gottesacker um die Stifts- und Pfarrkirche, für Dienstboten war der alte Pestfriedhof bei St. Sebastian gerade recht. Jedem, auch dem Ärmsten, ein christliches Begräbnis zuteil werden zu lassen, wird als Akt der Nächstenliebe in einem Rechnungseintrag aus dem Jahre 1632 eindrucksvoll veranschaulicht. Auf dem Spitalgottesacker kamen auch jene Armen zur letzten Ruhe, „so tot in das Spital geführt“ oder „tot auf den Straßen aufgefunden“ wurden. Martin Hennenlotter hatte viele Jahre dem Spital als Handwerker gedient, bis er 1671 eines Verbrechens für schuldig befunden und hingerichtet wurde. Dennoch wollte man seiner Leiche nicht die Schmach des Verdolbens unter dem Galgen zuteil werden lassen. Das Spital ließ eine Benne (Handwagen) anfertigen und den Leichnam vom Richtplatz auf den Spitalfriedhof zum Begräbnis führen. So wurde der Mantel christlichen Mitleids selbst über einen Ausgestoßenen gebreitet und ihm, dem Unehrliehen, eine ehrliche Bestattung zuteil.

— Die Gefangenen erlösen —

Dieses Werk christlicher Liebestätigkeit ließ sich in wörtlichem Sinne im Spital nicht verwirklichen, obwohl das Spital schon in früherer Zeit ein eigenes Gefängnis hatte. Das schon vor dem Dreißigjährigen Krieg, wo in der Kastelburg noch Gefängnisse für die Herrschaftsuntertanen bereitstanden. Die Waldkircher wurden von jeher im Burghof eingesperrt. Vielleicht diente das Spitalgefängnis früher, wie später, zur Unterbringung von Geisteskranken oder Tobsüchtigen. Es sei auf die vorangegangene Gebäudebeschreibung verwiesen¹⁴). Als aber die Kastel-

burg zerstört war, fehlte es dem Oberamt an einer Unterkunft für seine Gefangenen. Also bediente es sich des Spitalgefängnisses. Wenn dann hin und wieder in den Gerichtsprotokollen vom „Spitalloch“ die Rede ist, dürfte damit der Zustand dieser sicheren Unterkunft hinreichend gekennzeichnet sein.

Die Spitalbauten

Das Spital lag etwa 160 m außerhalb der Stadtmauern. Mit all seinen Bauten bildete es ein kleines Dorf, dem die Mühle, das Scharfrichterhaus und das städtische Leprosenhaus zuzurechnen sind. Es ist müßig, nach dem Alter der einzelnen Baulichkeiten zu fragen. Einige gehen in ihren Fundamenten auf die Gründungszeit zurück, andere wurden später hinzugebaut. Allesamt hatten sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durch Kriege und Notzeiten mancherlei Schicksale erlebt, Zerstörung, Wiederaufbau, Umbau. Über ihr Aussehen wissen wir wenig. Wir kennen einen Grundriß von 1786 und 1794 (Abbildung 2) und eine Zeichnung aus der letzten Zeit des alten Spitals (Abbildung 3).

Dann verrät uns ein Vermerk in einer Prozeßschrift von 1794¹⁵⁾, daß sich beim Eingang ins Spital oben in dem steinernen Türgestell die Jahreszahl 1611 eingehauen fand. Nun wissen wir aber nicht, war es ein Toreingang oder war der Sturz über der Haustür des Haupthauses gemeint. In jedem Fall rührt die Jahreszahl von einem Neu- oder Umbau her. Als Ergänzung zu der von Volz gegebenen Beschreibung des Standes von 1829 bietet sich in dem erwähnten Prozeßband eine weitere von 1794 an, die jedoch im wesentlichen mit der jüngeren übereinstimmt. Diese verdeutlicht jedoch mehr den Bauzustand in der Zeit der unsere Betrachtung gilt¹⁶⁾.

„Das Spitalgebäude besteht aus zwei Teilen, aus dem vorderen und hinteren Spital. Zu diesem hinteren Spital gehört das sogenannte Bettelhaus, welches aus 6 bis 7 Kammern besteht und zur Aufnahme frem-

der Durchreisender, Kranker, Kindbetterinnen etc. dient. Linkerhand von diesem Bettelhaus steht ein anderes Häuschen, wo der Untervogt und Amtsbote dermal wohnt und wie der Antrag ist, das herrschaftliche Gefängnis hinzusetzen.“

„Der vordere Spital ist zweistöckig, im unteren Stocke sind 7 höchst elende Aufenthalte angebracht, wo wirklich (gegenwärtig) arme Leute wohnen. Der 2. Stock wurde zu einem Lazarett eingerichtet, dermal aber für die Wohnung des Herrn Spitalschaffners zubereitet; es laufen 5 ganz ordentliche Zimmer ineinander und auf der Seite lassen sich noch zwei andere zurecht machen.“

Im Jahre 1781 wurden in diesen beiden Häusern nur unbedeutende Instandsetzungsarbeiten ausgeführt. Von diesen ist hervorzuheben, daß nach einem Hagelwetter einige Fensterscheiben neu einzusetzen waren. Es ist in der Rechnung von einem anderen Naturereignis die Rede. Ob dieses Hagelwetter damit in Zusammenhang zu bringen ist, geht aus dem Text nicht näher hervor. Der Krummholz (Wagner) Michael Faller hatte mit seinen Leuten den durch ein großes Wasser verrissenen und ausgeschwemmten Spitalbrunnen wieder einzulegen und zurecht zu machen.

Die Spitalkirche St. Nikolaus

In der ersten urkundlichen Nennung von St. Nikolaus ist vom Spital noch nicht die Rede. Dies kann auch nicht unbedingt erwartet werden. Die Bulle des Papstes Alexander III. vom Jahre 1178 zählt die zum Margarethenkloster gehörenden Kirchen und Pfarrorte auf. Unter diesen Kirchen erscheinen als Zubehör zur Pfarrkirche St. Walburg drei Kapellen, St. Michael, St. Nikolaus und St. Benedikt¹⁷⁾. Von ersterer wissen wir, daß sie sich über dem Tor zum Kloster befand und Friedhofkapelle war. Die zuletzt genannte soll schon 1493 nicht mehr bestanden haben. Vielleicht hatte sie auch nur das Patrozinium gewechselt und ist aus ihr die

Heilig Kreuz oder Schächerkapelle geworden, die unweit der Spitalkirche gestanden und mit ihr das gleiche Schicksal erlitten hat. So bleibt noch die Frage offen, war St. Nikolaus 1178 eine für sich allein bestehende Kapelle oder schon damals Bestandteil des Spitals? Letzteres würde bedeuten, daß das Hospiz an der damals bedeutsamen Verkehrs- und Handelsstraße nach Schwaben schon im 12. Jahrhundert bestanden hatte. Einen nicht unwichtigen Hinweis gibt auch der Patron. Die Verehrung des hl. Nikolaus wurde durch die Kreuzzüge verbreitet. Er galt als Schutzherr der Handelsleute und des fahrenden Volkes. Insofern steht das Patrozinium mit den Aufgaben des Hauses in engem Zusammenhang. Ohne dieses Haus ist an diesem Platz auch die Kapelle nicht denkbar.

Vom Aussehen der Kapelle gibt eine Zeichnung Nachricht, die am 5. September 1826, also kurz vor ihrem Abbruch, hergestellt wurde. Wir sehen darauf ein zweiachsiges Langhaus mit Rundbogenfenstern. Daran anschließend einen gotischen Chorbau mit $\frac{5}{8}$ Schluß. Auf dessen Stirnseite zeigt die Zeichnung skizzenhaft angedeutet eine Tafel. Was darauf zu lesen war, erfahren wir aus einem 1754 gefertigten Bericht: „Aus Verordnung der Fürstlichen Durchlaucht zu Österreich, Erzherzog Maximilian mildreich dieses Chörlein von neu erbauen war, Eintausend Sechshundert und acht Jahr.“

Eine weiter angedeutete Verzierung ist zu ungenau, um daraus nähere Schlüsse zu ziehen. Auch hierfür bietet sich ein schriftlicher Beleg an. Ein Konzeptschreiben aus dem Jahre 1716 bemerkt, der Chor sei vor 100 Jahren renoviert worden und es wurde dabei des durchlauchtigsten Herzogen von Österreich Wappen auf der rechten und das der Herren Beamten auf der linken Seite gemalt worden¹⁸⁾. Wie es scheint, beschrieb der Verfasser des Berichts die Wappen in der heraldischen Folge. So wäre rechts, d. h.

vom Beschauer links, der vorderösterreichische Bindenschild (rot — weiß — rot) zu sehen gewesen und als Wappen der Beamten wohl das des damaligen Obervogts Itel Jos von Reinach (Roter Löwe mit blauem Kopf und Rumpf in Gold). Die auf dem Bild sichtbaren Ecklisenen gleichen denen an dem kurz zuvor erbauten Chor der St. Georgskirche in Bleibach. Auf dem Dach des Chores, an den Giebel des Langhauses herangerückt, erhebt sich ein offenes Dachreitertürmchen mit welscher Haube und Doppelkreuz, in welchem die drei Glocken hingen. Der Westwand des Langhauses ist dem Portal ein Vorbau (Paradies) vorgekragt. Bezüglich der Genauigkeit in der bildlichen Wiedergabe muß berücksichtigt werden, daß die Zeichnung in erster Linie zu Vermessungszwecken angefertigt worden war, wobei dem Zeichner das Türmchen, als höchsten Punkt wichtiger war wie alles andere des Baues.

Über das Aussehen des Kircheninnern sind wir für die Zeit um 1781 ziemlich gut unterrichtet. Aus der eingangs geschilderten Anschaffung großer Bilder geht hervor, wie sehr um diese Zeit Neigung bestanden hatte, das kleine Gotteshaus würdig und dem Zeitgeschmack entsprechend auszus schmücken. Leider fehlen vier vorhergehende Rechnungsbücher. In dieser Zeit müssen, wie sich aus der 1781er Rechnung rückschließend folgern läßt, drei neue Altäre angeschafft worden sein. Der Triberger Bildhauer Joseph Kaltenbach, ein Schüler von Matthias Faller, hatte am 24. Oktober 1780 vom Obervogteiamt den Auftrag erhalten, Erhöhungszieraten zu den bereits vorhandenen Seitenaltären zu schaffen. Kaum denkbar, daß er hiermit beauftragt worden wäre, wenn er nicht auch zuvor die Altäre geliefert hätte. Außerdem hatte er gleichzeitig den weiteren Auftrag erhalten, nach vorgelegtem Riß für die Spitalkirche eine neue Kanzel anzufertigen. Bei der Versteigerung des Kircheninventars kamen alle drei Altäre in die



Spitalmühle im Jahr 1890 wenige Tage vor dem Abbruch

Foto: Franz Bruder

Pfarrkirche von Yach, wo das Retabel des Hochaltars noch erhalten ist. Der Maler der Altarblätter war der gleiche, der die großen Wandbilder schuf, Johannes Pfunner, über dessen Tätigkeit für das Spital wir bereits hörten. Das Hauptaltarblatt mit dem hl. Nikolaus in der Glorie ist von ihm signiert und befindet sich im Elztäler-Heimatmuseum in Waldkirch, nachdem im Altar ein neues, auf die örtlichen Verhältnisse bezogenes Bild eingelassen wurde. Das früher im Altargiebel angebracht gewesene Bild des Heiligen Geistes — des Konpatrons des Spitals — ist leider verloren gegangen. Dergleichen die Blätter der Seitenaltäre. Pfunner malte auch ein Bild der Maria Magdalena, das er erst 1782 abzuliefern hatte. Es war zur Anbringung an der Empore bestimmt und wurde 1827 zusammen mit einem Nikolausbild für 1 Gulden und 51 Kreuzer von Kaplan Schwarzweber für die Schächerkapelle ersteigert. Die Kanzel erwarb zur gleichen Zeit der Schreiner Johann Kirner für 6 Gulden. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. In der Rechnung von 1781 begegnen wir noch einem anderen Künstler.

Es ist der Faßmaler Johann Gfäll aus Triberg, der in diesem Jahre alle drei Altäre samt der Kanzel nach den vorgelegten Modellen mit geschliffenem Marmor zu fassen und das Laubwerk, wie andere Zieraten daran, fein und gut zu vergolden hatte. Die Figuren sollten alabasterweiß werden. Auch die Chorstühle hatte er zu marmorieren, alles für die Summe von 1000 Gulden. Des Malers Frau bekam als Trinkgeld 11 Gulden und er für die Rahmen zu den großen Bildern zu vergolden weitere 15 Gulden. Die Chorstühle waren von dem Waldkircher Schreiner Lorenz Grieshaber angefertigt worden. Damit die Kanzel nicht von Groß und Klein verdorben werden konnte, ließ das Spital bei dem Schlosser Joseph Dillberger für 60 Gulden ein geschmiedetes Gitter zu ihrem Schutz anfertigen. Bei der Versteigerung kam dieses Gitter an Jakob Krumbach in Altdorf. Für den Waldkircher Goldschmied Joseph Lechner gab es 1781 nur einen kleinen Auftrag. Er hatte Schild und Schlüssel zum Tabernakel zu vergolden und die Monstranz zu säubern.

Auch kleine Ausgaben sind nicht ohne Interesse. So wurden 6 weiße und 2 gelbe Kerzen angeschafft; die weißen kamen je 2 auf die Altäre, die gelben an die Tumba. Bisher waren Wächter angestellt gewesen, die am Vorabend vor Fronleichnam zu wachen hatten. Ob vor dem Allerheiligsten wird nicht näher angegeben. Von jetzt an verzichtete man auf ihre Tätigkeit und verwandte das vorgesehene Geld zum Auf- und Abschlagen des Heiligen Grabes. Letzteres war 1769 angeschafft worden. Joseph Kaltenbach lieferte dazu den Christuskörper, den Aufbau der Schreiner Christian Helmle und für kunstvolle Bemalung sorgte der Waldkircher Kunstmaler Johann Ignatz Winter. Das Heilige Grab wurde jeweils schon auf den Gründonnerstag gerichtet und an diesem Tag eine Ölbergszene darin aufgestellt. Diese war nicht plastisch, sondern von Ignatz Winter auf Gitterleinwand gemalt, hergestellt worden. Seinem weniger kunstfertigen Bruder Xaver wurde sodann 1775 der Auftrag zuteil, 14 Ampeln am Heiligen Grab mit Ölfarbe anzustreichen. Unter den kleinen Anschaffungen des Jahres 1781 erscheint letztlich noch ein Tabernakelmantel, das war ein Behang, der den Tabernakel zeltartig verhüllte, in der Kirchensprache Konopeum genannt.

Gottesdienst im Spital

Von den Herren auf der Kastelburg und Schwarzenberg, die sich stets als Stifternachkommen ausgaben, wäre zu erwarten, daß sie ihr Andenken durch eine Jahrtagsstiftung verewigt hätten. Doch davon keine Rede. Als der Spitalschaffner 1781 das Geld für die Seelenmessen verrechnete, hatte er wenig Mühe. Seit Jahren waren es vier Anniversarien, die der Spitalkaplan alljährlich zu lesen hatte. Davon eine alte, für einen Mann namens Ring, später Ringler genannt, dessen Name schon 1469 genannt wird. Dann eine für Johann Mündlin, der 1620 ein Gutleutmann (Insasse des Leprosenhauses) war. Der

dritte Stifter war der 1633 verstorbene Spitalmüller Martin Herbst und schließlich kam noch Lienhard Starkmann hinzu, der bis 1611 Spitalkaplan gewesen war und dessen Name später in „Stockmann“ verkerzert wurde.

Einem von Bischof Heinrich von Konstanz am 16. April 1456 bestätigten Beschluß des Stiftskapitels zufolge, durfte die erste Messe in der Spitalkirche jeweils erst nach Öffnung der Stadttore gelesen werden¹⁹⁾. Die Waldkircher sollten die Möglichkeit haben, daran teilzunehmen. Das Fest der Kirchweihe wurde bis 1632 am 8. Juli gefeiert. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde dieser Brauch nicht mehr aufgenommen. Im Sprachgebrauch wurden jedoch die Patrozinien gerne mit „Kirchweihen“ bezeichnet. In der Spitalkirche fanden alljährlich vier feierliche Gottesdienste statt. Der erste am Ostermontag, die anderen an den jeweiligen Patrozinientagen, am Pfingstmontag (Hl. Geist), an Maria Magdalena (22. Juli) und an Nikolaus (6. Dezember). Über die Feier am Ostermontag enthält die Rechnung von 1781 einen ebenso ausführlichen wie aufschlußreichen Bericht.

„Den 16. April 1781, am Ostermontag, wurde wiederum nach altem Stiftungsgebrauch denen Fremden und Inheimischen (Vagabunden werden keine gelitten), nach dem vormittäglichen Stiftungs-Gottesdienst im Spital ein Mittagessen zubereitet in Fleischsuppe, Rindfleisch, Sauerkraut und einem Stück Brot bestehend, wodann bei gutem Wetter im Spitalhof (jeweils) 10 Personen, groß und klein, zusammen auf dem Boden sitzen und die in Fleisch austeilende Portion miteinander genießen und war die Anzahl deren Fremd- und Einheimischen, auch Spitäler, wie vorm Jahr 400. Die Hausarmen aber, wegen immer abnehmender Polierprofession, welche ungekocht das Fleisch und Kraut nach Haus abholen, über 300, mehrertheils Waldkircher, auch Stahlhöfer.“

Es wurden an diesem Tag 493 Pfund Rindfleisch verbraucht. Jene aber, welche „mit dieser Verspeisung umzugehen“ hatten, bekamen Kalbfleisch vorgesetzt und zwar 28 Pfund. Dazu kamen 16 Ergele (kleine Fäße) Sauerkraut, das teils im Spital verbraucht, teils den Abholenden nach Hause mitgegeben wurde. Ferner wurden 6 Mäße Salz verbraucht und 9 Sester Roggenmehl verbacken. Im Gegensatz zu früher wurde jetzt kein Wein mehr an die Armen abgegeben. Die Helfer jedoch bekamen zusammen 2 Viertel (15 Liter). Mit der immer mehr abnehmenden Poliererprofession ist die Edelsteinschleiferei gemeint, ein Gewerbe das sehr krisenanfällig war. Da etwa 80 % der Gesamtbevölkerung von Waldkirch und ein großer Prozentsatz der nicht bäuerlichen Stahlhöfer den Beruf eines Bohrers oder Schleifers ausübte, führte schlechter Geschäftsgang gleich zu allgemeiner Armut.

An den Patrozinienfesten waren Chorherren, Kapläne und Franziskanerpatres stets stattlich vertreten. Der Stiftsorganist schlug jeweils die Orgel und brachte vom Stift die 4 Choralistenknaben mit. Schon am Vortag wurde die Vigil in einer Vesper mit Gesang und Orgelspiel gefeiert. Um 6 Uhr in der Frühe war Predigt und Choralamt. Nur am Nikolaustag begann der Gottesdienst, der Winterszeit wegen, eine halbe Stunde später. Die singenden Chorknaben erhielten gewöhnlich Verstärkung durch Schulknaben, die der Schulmeister zur Feier mitbrachte. Nach dem Gottesdienst wurde den Buben eine Milchsuppe und ein Brotlaible verabreicht. Hierfür wurden 36 l Milch verbraucht und zum Brot 1 Mutt $3\frac{1}{2}$ Sester Weizen vermahlen (ca. 80 kg).

Die Spitalmühle

Das Spital betrieb nicht allein eigene Landwirtschaft. Bei seinem großen Güterbesitz und den zu einem überwiegenden Teil in Naturalien gelieferten Abgaben lag es nahe, das Getreide in einer eigenen Mühle

zu vermahlen. Andererseits bestand bei den vielen hungrigen Mäulern, die alltäglich im Spital gepflegt sein wollten, für Mühlen-erzeugnisse immer guter Absatz.

Die Mühle wird urkundlich 1360 erstmals genannt²⁰), die dazugehörige Pleuel 1561²¹). Damit sind jedoch für deren Entstehungszeit keine näheren Daten gegeben. Die Mühle bestand bis 1890, wurde dann abgerissen und an ihrer Stelle die Orgelfabrik von Wilhelm Bruder Söhne errichtet. Die Pleuel jedoch ist im Dreißigjährigen Krieg mangels baulicher Instandhaltung eingefallen und wurde hernach nicht mehr aufgebaut. Drei Mühlenräder und ein Pleuelrad hatte der Gewerbekanal für das Spital zu treiben. Letzteres setzte vier Stampfen in Bewegung. Der Zahl der Mühlräder entspricht die Zahl der Mahlgänge. Zeitweise scheint der dritte Mahlgang außer Betrieb gewesen zu sein, denn die Witwe des Spitalmüllers Matthias Ringwald, Maria Anna Volk, hatte 1781 von dem neu angelegten dritten Mahlgang 20 Gulden zu zahlen. Die Mühle wurde nicht immer durch einen vom Spital angestellten Müller betrieben. Sie war lange Zeit verpachtet, dies schon 1561. 1780 wurde mit der Spitalmüllerswitwe ein neuer Pachtvertrag auf 8 Jahre abgeschlossen. Der Bestandzins war sonst ausschließlich in Naturalien zu entrichten. Er betrug wöchentlich 1 Sester Weizen, $3\frac{1}{2}$ Sester Roggen und 3 Sester rauher Molzer. (Molzer = Mahlohn, den der Müller von dem für Kunden zu vermahlenden Getreide für seine Arbeit zurückbehielt.) Das Spital hatte der Herrschaft Schwarzenberg Vogtei Stahlhof, für den „Wasserfall“, d. h. für die Nutzung der Wasserkraft des Gewerbekanal, 6 Kreuzer zu bezahlen. Die Vogtei aber bezog alljährlich von der Spitalmühle 52 Sester = 13 Mutt Roggen. In den Notzeiten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sah sich das Spital genötigt, die Mühle zu verkaufen.

Ob und welche Baudaten beim Abbruch des Mühlengebäudes noch zu sehen waren,

wissen wir nicht. Vermutlich aber dürfte der Quaderstein mit der Jahreszahl 1596, der in den Neubau der Orgelfabrik übernommen und an gut sichtbarer Stelle eingebaut wurde, von der Mühle stammen. (Er ist jetzt neben dem Haupteingang zu den Blessing-Werken vom Putz überdeckt.) Aus den Spitalrechnungen erfahren wir über das Schicksal der Mühle einiges. Den Dreißigjährigen Krieg hatte sie leidlich gut überstanden. Dennoch war ein Neubau nötig, der 1666 ausgeführt wurde. Im Jahre 1767 ist wieder von einem Neubau die Rede. Für Schäden besonders anfällig war der Wasserbau. Jedes Hochwasser und jeder Eisgang konnte daran schweres Verderben stiften. Die bekannten Erneuerungen von 1662, 1671, 1687 zeigen, daß in wenigen Jahren jeweils dieser Baukörper erneuert werden mußte. Auch 1781 fiel die Neuerrichtung des Wasserbaues an. Es müssen sehr umfangreiche Arbeiten gewesen sein, denn der alljährlich vorgenommene Bachabschlag wurde deswegen von 2 auf 3 Wochen ausgedehnt. Noch kurz vor dem Abbruch hat Orgelfabrikant Franz Bruder I im Jahre 1890 die Spitalmühle von allen Seiten fotografiert und die Bilder in einem Sammelalbum vereinigt²²).

Der Personalstand der Spitalverwaltung

Ein Unternehmen wie das des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolaus-Spitals vor Waldkirch brauchte viele Helfer, wenn es die zahlreichen Aufgaben bewältigen wollte. Zu der Zeit als die hier näher betrachtete Rechnung entstand, war Franz Carl Häfelin leitender Beamter. Seit seiner definitiven Anstellung am 30. Mai 1770 gebührte ihm der Titel „Verwalter“. Seine Vorgänger und auch er, der schon 14 Jahre das Amt interimswise versehen hatte, trugen die Amtsbezeichnung „Schaffner“. Franz Carl Häfelin hatte die gesamte Verwaltung zu besorgen, die Güterverwaltung sowohl, als auch die des Sozialwesens. Die Geschäfte waren bis zum Dreißigjährigen Krieg aufgeteilt.

Der Schaffner kümmerte sich ausschließlich um die Gefälle. Für die Ökonomie und das Armenwesen war bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ein Spitalmeister bestellt. Dann gingen die Geschäfte der Ökonomie auf den Spitalmeier über, während der Schaffner sich nun auch um das Armenwesen zu sorgen hatte. Für den Vollzug war ihm der Bettelvogt beigegeben. Aber auch das Amt des Spitalmeiers hörte auf, als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Ökonomie nicht wieder eingerichtet und die Güter verpachtet wurden.

Der Verwalter

Im Bestallungsbrief vom 30. Mai 1770 sind die Amtsobliegenheiten des Verwalters genau definiert²³). Dabei stehen nicht, wie zu erwarten, die sachlichen Dienstaufgaben an vorderster Stelle, sondern rein staatspolitisch-konfessionelle. Als erstes wird von ihm gefordert, „der alten wahren katholischen Religion und den Verordnungen der römischen Kirche anhängig zu sein“. Auch soll er „auf die von... Regierung und Kammer emanierenden Befehle und Verordnungen das schuldig gehorsame Aufsehen haben, nach diesem aber an unser Obervogteiamt zu Waldkirch angewiesen und subordiniert“ sein. Diese Subordination sollte sich nicht allein auf den Vollzug der Dienstgeschäfte erstrecken, sie sollte auch im öffentlichen Leben augenfällig zum Ausdruck kommen. Da aber der Beamte sich in der Ausübung seiner Christenpflicht nach staatspolitischen Etikettenvorschriften zu richten hatte, war dem Spitalverwalter auferlegt, bei öffentlichen Gottesdiensten und Prozessionen mit den Beamten und Offizianten des Obervogteiамts zu erscheinen und sich unter ihnen, seinem Rang entsprechend, zu plazieren. Erst jetzt, nachdem den Belangen des Staatskirchentums Genüge getan war, wendet sich der Katalog der Dienstpflichten den eigentlichen Aufgaben der Amtsführung zu. Aber auch hier stand obenan: Er hatte dafür zu sorgen, „daß der Gottesdienst in der

Spitalkirche an den gewöhnlichen Jahreszeiten und Tagen in der Woche wie es seither üblich und herkommen gewesen, ordentlich gehalten und an der Seelsorge bei denen daselbst gefährlich krank liegenden armen Leuten nichts verabsäumt und zur Abendzeit der Rosenkranz von den Spitaleinwohnern für die Guttäter und Fundatores (Stifter) dieser Stiftung mit aller Auferbäulichkeit gemeinsam abgebetet werde“.

Aber auch über die dem Spitalverwalter zgedachte Stellung eines Kirchendieners hinaus enthält der Bestallungsbrief Vorschriften, die in ihrer Art eine Spitalordnung darstellen und die Einblick geben in das Wesen einer so alten karitativen Einrichtung wie sie das St. Nikolaus-Spital war.

Die Wohnungen im Spital sind nicht anders als mit Zustimmung des Obervogteiamts den wahrhaft armen und fundationsfähigen ehrlichen und presthaften Leuten, die sonst ihr Brot nicht verdienen können, zu überlassen. Den landfremden Armen aber und den Kranken die Herberge nicht länger zu gestatten, als bis sie nach Beschaffenheit der Sache und ihres Zustandes wieder weiterkommen und -gebracht werden können. Der Verwalter soll wenigstens einmal wöchentlich die Visitation im Spital vornehmen und sehen, was für Leute daselbst befindlich, wie diese beherbergt und auch wie derselben Aufführung beschaffen sei. Sooft eine ledige oder verheiratete Person im Spital mit Tod abgeht, oder jemand zur Ehe schreitet, so hat der Schaffner im ersten Fall nach hergebrachter Observanz das Vermögen zu inventarisieren und zu sorgen, daß nach dem letzten Willen des Verstorbenen verfahren werde. Im anderen Fall hat der Verwalter den Heiratskontrakt auszuarbeiten und alle für die Verehelichung erforderlichen Formalitäten zu regeln.

Bei der Armenspeisung am Ostermontag hat der Verwalter mit dem Spitalmüller, dem Untervogt und deren Ehefrauen die Aufsicht zu führen, damit jedem dieser



Grenzstein eines Spitalguts von 1766. Ursprünglich auf einem Spitalacker beim Unteren Feld am Weg zu den Petershöfen, jetzt im Elztäler Heimatmuseum Waldkirch Federzeichnung: H. Rambach

Armen die Speisen nach dem alten Herkommen wohlzubereitet ohne Abbruch zukommt.

Der Verwalter hat den Untervogt anzuweisen, über die pflichtmäßige Verwendung des Brennholzes zu wachen. Wenn also zur kältesten Winterszeit ein oder anderer Fremde frierend ankommen würde, so soll diesen verfahrenen Leuten zur Erwärmung nur soviel Holz überlassen werden, als die höchste Notdurft erheischt. (Diese Vorschrift sieht auf den ersten Blick nach Knauserei aus. Ihr Sinn leuchtet aber ein, wenn man weiß, welche Holzmengen oft durch unwirtschaftliche Heizmethoden verbraucht wurden.)

Soviel zu den Dienstvorschriften, welche das eigentliche Spitalwesen betreffen. Weitere beziehen sich auf die Verwaltungsführung. Hierin mußte der Verwalter für zwei Stiftungen tätig sein. Er hatte außer dem Spital noch die Verwaltung des herrschaftlichen Leprosenhauses ob Kollnau zu besorgen.

Nachdem Häfelin schon beim Antritt seiner provisorischen Verwaltung beim Ober-

vogteiamt eine Kaution von 1000 Gulden hinterlegt hatte, wurde ihm diese im neuen Dienstvertrag bestätigt und gleichzeitig die Bezüge endgültig festgelegt. Für die Spitalverwaltung wurden ihm jährlich 150 Gulden und 18 Mutt Roggen gegeben. Außerdem stand ihm die Nutzung des Spitalgartens und von 7 Juchert der Scheuermatte zu, letztere allerdings unter der Bedingung, daß er „dieses Feld oder Wiesen in der Umzäunung und Gräben unterhalten soll.“

Franz Carl Häfelin war am 14. Januar 1718 in Klingnau geboren und am 26. September 1783 in Waldkirch „am hitzigen Fieber“ gestorben. Soweit es sich übersehen läßt, war er ein eifriger und auf das Wohl der ihm übertragenen Güter bedachter Mann, der sich in seiner 27jährigen Amtsführung um das Spital sehr verdient gemacht hatte.

Der Bettelvogt

Der Bettelvogt wohnte lange Zeit im Spital, doch 1781 war dies allem Anschein nach nicht der Fall. Aus seiner Dienstbezeichnung geht hervor, welche Aufgaben er zu erfüllen hatte. Zunächst führte er Aufsicht darüber, wer alles im Spital aus- und einging. Er verteilte die Bettelsuppe, sorgte für Lagerstroh, wie auch für die Heizung, falls dieser ehrenvolle Auftrag nicht gerade dem Untervogt zufiel. Sodann begleitete er die Bettelfuhr entweder bis Kollnau oder bis Buchholz und Suggental. Er hatte darauf zu achten, daß es keinem der Bettler einfiel, sich in der Stadt herumzutreiben. Doch diese Tätigkeit allein füllte ihn nicht aus. Er ging deshalb einer Nebenbeschäftigung nach. Von den 5 Gulden jährlicher Besoldung hätte er nicht leben können. Als Entschädigung für den geringen Barlohn wurde davon abgesehen, ihm den Pachtzins für den Kesseltgarten und 2 Juchert Acker auf der Mauermatte zu erhöhen.

Der Untervogt

Der Titel Untervogt hatte eigentlich mit der Arbeit des Mannes im Spital nichts zu tun. Er erhielt zwar etwas mehr wie der Bettelvogt, nämlich 16 Gulden und 15 Kreuzer jährlich, aber auch mit dem hätte er keine großen Sprünge machen können. Der Untervogt stand, verglichen mit dem Obervogt auf der Leiter der Behördenhierarchie einige Sprossen tiefer. Er war gewissermaßen der Hausrumpel Seiner Gnaden. Im Spital hatte er, wie in der Instruktion zu lesen steht, unter der Aufsicht des Verwalters die wirtschaftliche Verwendung des Brennholzes zu überwachen. Er versah den Totengräberdienst auf dem Spitalfriedhof. Außer „anderen vorfallenden Kirchengeschäften“ besorgte er die Kirchenwäsche und hatte dreimal täglich Angelus zu läuten.

Der Spitalkaplan

Das Spital hatte bis zum Dreißigjährigen Krieg einen eigenen Hausgeistlichen. Die Notzeiten verlangten auch hier Sparsamkeit, und so wechselten sich künftighin die Stiftskapläne in der Ausübung der Spitalseelsorge ab. Sie, die „an den gewöhnlich bestimmten Tagen in der Spitalkirchen den Gottesdienst abzuhalten“ hatten, bekamen an Geld, einschließlich der Gebühren für die Jahrzeitmessen, 3 Gulden und 44 Kreuzer, dann 1 Fuhre Heu geliefert, 1 Saum und 10 Viertel Wein, 1 Mut Roggen, 12 Sester Nüsse und 4 Ernhühner. 3 Sester Nüsse bekam der Stiftssigrist aus dem Ertrag der Spitalgüter in Buchholz.

Unterschaffner, Stadtschulhalter und Herrschaftsjäger

Jeder von ihnen hatte sein Pöstle. Es kostete ihn wenig Mühe, dafür trug es auch wenig ein. Es waren drei Unterschaffner angestellt, einer in Endingen, einer in Eichstetten und einer in Teningen. Sie hatten dort für das Spital die anfallenden Natural-

bezüge einzuziehen und für deren Anlieferung nach Waldkirch zu sorgen.

Für Papier, Tinte und andere Erfordernisse erhielt der Stadtschulmeister alljährlich 5 Gulden. Worin letztere bestanden, wird in der Rechnung nicht näher ausgeführt.

In den Spitalwäldern in Buchholz und in der Arche, „worin dermalen ein noch lauterer Jungwuchs“ war, besorgte der herrschaftliche Jäger (Forstknecht) die Hut. Für diese nicht sehr anstrengende Arbeit ließ ihm das Spital $2\frac{1}{2}$ Gulden, sowie 1 Mutt und 2 Sester Roggen zukommen.

Die Aufzählung der Dienstleistungen wäre unvollständig ohne des Kaminfegers zu gedenken. Dieser kam jeweils von Riegel angereist. Er hieß Jakob Comaita und könnte dem Namen nach aus einer der zugewanderten Savoyardenfamilien stammen. Im Spital gab es insgesamt 10 Kamine zu fegen. Die in den Spitalgebäuden hatte er jährlich drei- und die in der Mühle viermal zu kehren.

Der Spitalministrant wird als letzter genannt. Diesem entsprachen auch seine Bezüge. Dem Franz Joseph Kayser, einem Sohn des Untervogts, wurden 40 Kreuzer verabreicht. Das ist zwar wenig, aber das Amt öffnete den Weg zu weiterem Aufstieg. Einer seiner Vorgänger brachte es zum Chorherrn und Universitätsprofessor.

Die wirtschaftlichen Grundlagen des Spitals

Die vielfältigen Aufgaben, denen das Spital nachzukommen hatte, konnten nur gemeistert werden, weil dem dabei entstehenden Aufwand hinreichend viel Einkünfte gegenüberstanden. Die Vermögenslage läßt sich im späten Mittelalter aus den vorhandenen Grundbüchern (Beraine von 1511/12 und 1568 feststellen²⁴). Urkunden über Käufe, Stiftungen und Verpachtungen sind, außer einigen späteren Grundstücksverzeichnissen, weder aus der Zeit vor, noch aus jener nach dem großen Krieg erhalten geblieben. Die Beraine enthalten eine genaue Aufzeichnung

aller Güter, von denen das Spital Einkünfte zu beziehen hatte. Sie waren früher weit zahlreicher, als im Jahre 1781. Ein Zeichen dafür, wie sehr durch den Verlust an Urkunden, Kriegsfolgen und politische Einflüsse der Bestand mancherorts erheblich zusammengesmolzen war. Er blieb aber noch so groß, daß bei guter Verwaltung auch nach Abzug aller Verbindlichkeiten noch einiges herausgewirtschaftet werden konnte. In alphabetischer Reihenfolge bezog das Spital Einkünfte aus folgenden Orten: Bleibach, Buchholz, Denzlingen, Eichstetten, Endingen, Glottertal, Gutach, Harnischwald, Heimbach, Königsschaffhausen, Köndringen, Kohlenbach, Kollnau, Malterdingen, Mundingen, Niederwinden, Oberwinden, Riegel, Sexau, Siegelau, Siensbach, Stahlhof, Teningen und Waldkirch.

Die Geldrechnung pro 1781 schließt mit einer Einnahme von 5367 Gulden und $51\frac{1}{2}$ Kreuzern. An Ausgaben stehen diesen 4391 Gulden und $21\frac{1}{3}$ Kreuzern entgegen, demnach ein Überschuß von 976 Gulden und $29\frac{3}{4}$ Kreuzern. Dieses Geld lag leider nicht in der Kasse, denn in der hohen Zahl der Einnahmen waren 2771 Gulden und $\frac{5}{12}$ Kreuzer an Rückständen enthalten, also mehr wie die Hälfte lag bei säumigen Zahlern. Die hohen Rückstände werden damit zu begründen versucht, daß die meisten Boden-, Kapital- und Feldzinsen erst auf Martini fällig sind und meist nur zu einem Teil noch im laufenden Jahr eingehen. Dagegen wird einzuwenden sein, daß aus den eingegangenen Gefällen des Vorjahres die Ausfälle in etwa hätten aufgewogen werden müssen. Diesem Gedanken wird jedoch in der Notiz am Schluß der Jahresrechnung kein Raum gegeben.

Die Bodenzinsen aus den in Erbpacht gegebenen Gütern erbrachten ganze 38 fl. (Gulden) und $18\frac{13}{3}$ xr. (Kreuzer). Sie kamen nur aus den vorderösterreichischen Orten Waldkirch, Stahlhof, Siensbach, Kollnau, Kohlenbach, Bleibach, Ober- und Nie-

derwinden, Simonswald, Suggental, Siegelau, Buchholz und Endingen. Aus der Markgrafschaft sind diese Einkünfte schon lange ausgeblieben. Der Markgraf von Baden-Durlach hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß er, nachdem er der neuen Lehre beigetreten war, berechtigt sei, die Einkünfte seiner katholischen Nachbarn in seine Tasche zu stecken.

Eigengüter, die vom Spital von Fall zu Fall verpachtet wurden, lagen in Waldkirch, Stahlhof, Buchholz, Gutach und Suggental. Es waren insgesamt 101¹/₄ Juchert. Von der „Arche“ heißt es: „Die sogenannte Wißlerische Arch, welche bergig und ohnehin rauh und anjetzo mit jungen Eichen besetzt und wegen Überschattung des Erdbodens nur noch ein klein Stücklein Matten, mit dem, daß der Beständer die abgehenden jungen Eichen nachzusetzen und den Vieheinlauf zu verhindern hat, gibt der nächstgelegene Jäger Anton Nopper 2 Gulden.“ Nopper, der herrschaftlicher Jäger und Forstaufseher war, bewohnte das Forsthaus im Fuchsloch auf dem Gewann Arche.

Außer Abgaben in barem Geld hatte das Spital auch eine große Zahl vielfältiger Naturalbezüge zu beanspruchen. Jene 4 Saum Wein, die ihm aus Endingen zukamen, waren stets von geringer Güte. Was davon nicht den Kaplänen abgegeben wurde, kam zum Verkauf. Für den qualitativ volleren Wein konnte das Spital pro Saum 2 fl. 24 xr. erlösen.

Der Wald warf nicht allein Einnahmen aus dem Holzverkauf ab. Zu jenen Zeiten, als die Viehzucht noch in hoher Blüte stand, war die Herbstzeit mit der Bucheln- und Eichelnernte für die Schweinemast noch von erheblicher Bedeutung. Die Tiere wurden von den Hirten in die Wälder getrieben und die Viehbesitzer zahlten den Waldeigentümern dafür eine kleine Abgabe. Auch das Spital profitierte von dieser Art der Schweinemast. Wir hörten bereits vom Jungwachs der Eichen im Buchholzer Spitalwald und

in der Arche. Dort waren die jungen Bäumchen in beiden Wäldern anno 1781 noch nicht trüchtig. Im Buchholzer Wald hatte man vor vielen Jahren die alten Eichen gefällt, so daß jetzt eine Zeitlang in den Wäldern keine Schweine mehr getrieben werden konnten und somit die Einnahmen ausblieben.

Eine Abgabe, die im allgemeinen nur Grundherren zukam, bezog das Spital aus dem Kohlenbach und aus Siegelau. Von einigen Gütern hatte das Spital dort Fall und Drittel zu beanspruchen. Der Fall war eine Abgabe, die beim Tode eines Lehensmanns oder eines seiner Angehörigen zu leisten war. Im Todesfall war entweder das beste Haupt, d. h. das beste Stück Vieh, oder wenn keines vorhanden war, das beste Häs (Kleid) abzugeben. Diese Abgabe wurde früher schon gerne als Zeichen der Leibeigenschaft angesehen. Das stimmt jedoch nicht. Im Gebiet des Gotteshauses St. Margarethen in Waldkirch war jede Person, ohne Ansehen ihres Standes, dem Stift fallpflichtig. Das Drittel war bei der Hofübergabe zu entrichten. Wie der Name sagt, war der dritte Teil gemeint. Die Höhe der Leistung wurde jedoch so gemildert, daß vom Wert des Gesamtbesitzes, abzüglich des Wertes der fahrenden Habe, 5 % berechnet und erhoben wurden. Die in Frage kommenden Ortsvögte mußten dem Spital alljährlich berichten, ob in ihrer Gemeinde eine fallpflichtige Person gestorben oder ein dritteilpflichtiges Gut vererbt oder verkauft wurde. Wie das Spital zu diesen grundherrlichen Rechten kam, ist unbekannt. Es befand sich um 1781 nicht unbestritten im Besitz dieser Rechte, sondern stand mit dem St. Margarethen-Stift gerade auf dem Prozeßfuß. Darum gingen aus ihrem Ertrag augenblicklich keine Gelder ein. Viele Hofgüter waren in jener Zeit geteilt und die Leute arm. Als beispielsweise der Leibgedinger Jakob Kapp im Kohlenbach am 31. Jannar 1771 gestorben war und das Spital das beste Stück Vieh

als Fallgabe beanspruchte, fanden sich nur noch ein paar alte Kleiderfetzen vor, deren Annahme es verweigerte. Dem alten Kappbauer wurde zum Vorwurf gemacht, bei der Hofübergabe nicht ein Stück Vieh für die Fallgabe vorbehalten zu haben. Aber er war tot und der Leibgedingvertrag konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Auf dem eben genannten Kapphof lastete außerdem noch eine weitere Abgabe. Der jeweilige Bauer mußte dem Spital gegen Ersatz der Fuhrkosten 4 Klafter Holz zuführen.

Banken in heutigem Sinne gab es zu damaliger Zeit in Waldkirch noch nicht. An Kreditsuchern hingegen war kein Mangel. Nachdem jetzt auch Christen Geld gegen Zinsgewinn abgeben durften, bot sich für Gemeinden und Stiftungen günstige Gelegenheit ihre Kapitalien zinsbringend anzulegen. Während sonst eine Verzinsung mit 5 % üblich war, gab sich das Spital mit 4 % zufrieden. Als Sicherheit wurden Häuser oder unbebaute Grundstücke als Pfand verschrieben. Diese günstige Geldquelle machte sich auch die Stadt Waldkirch zunutze, wenn auch mit nur geringen Beträgen. Dick in der Kreide stand mit 833 fl. die Witwe des Waldkircher Papiermüllers Josef Anton Hülser. Auch der Stahlhöfer Bäcker Mathias Ringwald hatte 1000 fl. geliehen. Ferner stand der Endinger Kauf- und Handelsmann Johann Wilhelm Herb (Vater oder Bruder des Spitalverwalters?) mit 800 fl. im Schuldbuch. Das Spital hatte 1781 insgesamt 17515 fl. 59¹/₂ xr. ausgeliehen. Hin und wieder kamen auch Kapitalrückzahlungen vor, so 375 fl. vom Bleibacher Müller Joseph Rued. Gleich wurden 400 fl. an Jakob Wölflle in Siensbach wieder verliehen. Wie man sieht, wurde im Spital das Geld nicht schimmelig.

Alles in allem erweckt die besprochene Jahresrechnung den Eindruck, daß sich beim St. Nikolaus-Spital alles in guter Ordnung befand. Es hatte einen tüchtigen Verwalter.

Auch die hohe Obrigkeit schien mit ihm zufrieden zu sein. Die Bewohner in Stadt und Land waren meist arm, aber zufrieden und die Zeitläufe gerade von schädlichen Seuchen und Kriegswirren frei. Doch des Lebens ungemischte Freude wurde auch dem Spital und seinem Besitztum nicht zuteil. 1778 wurden durch Hochwasserschäden Spitalgüter in Waldkirch und Buchholz in erhebliche Mitleidenschaft gezogen. 1781 richtete ein Hagelwetter auf den Feldern schwere Schäden an und verschonte auch nicht die Fensterscheiben. Von den vorderösterreichischen Landständen bekam das Spital eine Hagelschadenentschädigung von 8 fl. 10 xr. Es war zwar nicht sehr viel, doch zeichnete sich hierin ein Fortschritt ab auf dem Wege zur neuzeitlichen Unwetter-schadensregelung. Selbst scheinbare Kleinigkeiten wie diese sind geeignet, das gewonnene Bild abzurunden, das in überraschender Weise aus einem einzigen Rechnungsband entnommen, eine überaus reiche Fülle interessanter und geschichtlich wertvoller Kenntnisse vermittelt. Selten läßt sich in gleicher Weise aus einem ausschließlich zum Zweck der Rechenschaftslegung angelegten Schriftstück Wesen und Struktur einer Einrichtung in allen ihren Zweigen so deutlich veranschaulichen, wie gerade an der Rechnung des Heiligen Geistes und Sankt Nikolaus-Spitals für das Jahr 1781.

Quellennachweis

Literatur

Eine erschöpfende geschichtliche Darstellung des St. Nikolaus- und Heiliggeist-Spitals vor Waldkirch liegt noch nicht vor. Nachstehende Werke befassen sich mit der Spitalgeschichte:

Volz, Robert: Das Spitalwesen und die Spitäler des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1861, Seite 282 f.

Seufert, Johann: Das St. Nikolaus-Spital zu Waldkirch. Eine geschichtliche Zusammenstellung. Herausgegeben 1895, abgedruckt in: „Die Chronik des Elztales“, Beilage zur Waldkircher Volkszeitung, Nr. 1 und 2, 1911.

Wetzel, Max: Waldkirch im Elzthal, Freiburg 1912, Seite 328 f.

Archivalien und Anmerkungen

- ¹⁾ Archiv des St. Nikolaus-Stifts Waldkirch.
- ²⁾ Die Waldkircher Papiermühle wurde um 1610 in der Oberen Walke von Johann von Dürkheim aus Straßburg eingerichtet. Papierherstellung bis 1857.
- ³⁾ Wie Franz Carl Häfelin aus der Schweiz nach Waldkirch kam, wissen wir nicht. Er war zweimal verheiratet. Die 1. Ehe schloß er am 30. Juni 1750 mit Eva Cleopha Herb aus Endingen a/K. Eva Cleopha starb am 25. Mai 1762. Am 22. November 1769 ging Häfelin eine zweite Ehe ein mit Marianne Wiß aus Kollnau. Der ersten Ehe entstammten 7 Kinder (2 Söhne und 5 Töchter), von denen der am 12. Mai 1752 geborene Franz Carl Nepomuk seinem Vater im Amt des Spitalverwalters nachfolgte. Die zweite Frau brachte acht Kinder (4 Söhne und 4 Töchter) zur Welt.
- ⁴⁾ Chronik der Stadt Waldkirch. Im Auftrage des Gewerbevereins verfaßte sie Spitalverwalter Heinrich Weiß für die Zeit von 1800 bis 1879. Stadtarchiv Waldkirch Abt. C III Nr. 19.
- ⁵⁾ Durch Verfügung des Großh. Ministeriums des Innern vom 25. November 1826 Nr. 12, 705 wurde genehmigt, daß die baufällige alte Spitalkirche zum Abbruch versteigert werden darf. Die Versteigerung fand am 21. März 1827 statt. Den Zuschlag erhielten der Waldkircher Löwenwirt Xaver Kirner und der Maurermeister Xaver Ganter für 200 Gulden.
- Am 2. April 1827 wurde sodann das Kircheninventar versteigert. Hauptbuch für die Spitalstiftung Waldkirch vom 23. April 1827 bis dahin 1828 im Archiv des St. Nikolaus-Stifts, fol. 127 f.
- ⁶⁾ Chronik des Buchbinders Joseph Schätzle 1851—1886 in Privatbesitz.
- ⁷⁾ Im Jahre 1955 durchsuchte der Verfasser zusammen mit dem Mesner Josef Hermann den Speicher der Stadtkapelle. Dabei kamen die beiden großen Bilder zum Vorschein, ferner u. a. 4 zerbrochene hölzerne Altarleuchter, 1 Missale von 1599, 1 Missale defunctorum von 1699 und dem handschriftlichen Eintrag: „Für das Spital angeschafft 1710“. Neben einem großen Engelkopf fanden sich zahlreiche Bruchstücke von geschnitzten Ornamenten der früheren Altäre.
- ⁸⁾ Der Maler hatte als Vorlage für das Bild der Kaiserin Maria Theresia offensichtlich den nach einem Gemälde von Du Greux von Schmuzer hergestellten Kupferstich mit dem Portrait der Kaiserin verwendet.
- ⁹⁾ Der Erlaß über die Einführung der „Ewigen Anbetung“ in den vorderösterreichischen Landen ist datiert Freiburg 16. Weinmonat 1776. Die Andacht wurde in der Pfarrei Waldkirch

zum ersten Mal am 17. Februar 1777 für die Filialgemeinde Kollnau abgehalten. Nacheinander kamen die anderen Gemeinden der Pfarrei an die Reihe. (Verkündbücher der Kathol. Pfarrgemeinde Waldkirch im dortigen Pfarrarchiv.)

¹⁰⁾ Die Archivalien des St. Nikolaus-Spitals werden getrennt aufbewahrt, Urkunden und einige Bücher im Stadtarchiv Waldkirch, weitere Bücher im Archiv des St. Nikolaus-Stifts und Akten im Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe.

¹¹⁾ Abschrift des Kaufvertrags im Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe 107/238. Weitere Abschrift nach einer Kopie des 18. Jahrhunderts aus dem Regierunsarchiv Innsbruck (Pestarchiv) befindet sich als Urkunde Nr. 52 im Stadtarchiv Waldkirch.

Auszugsweise abgedruckt in Hermann Rambach: Ein Kapitel Kulturgeschichte aus dem Breisgau am Beispiel der Kameralherrschaft Schwarzenberg, Oberrheinische Heimat, Der Breisgau, Karlsruhe 1. Auflage 1941 Seite 441 f. und 2. Auflage (ohne Jahresangabe) Seite 451 f.

Das Spital wurde als ein gemeindefreies Kameralgut angesehen. Es gehörte nicht zur Gemeinde Stahlhof, wurde aber im Zuge der Vereinigung des inneren Stahlhofs im Jahre 1794 in die Stadt Waldkirch eingegliedert.

¹²⁾ Akten, Geschichte der Familie von Schwarzenberg 1789 im Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe 226/556.

Vom Verfasser veröffentlicht unter: Geschichten am warmen Ofen zur Wintersonne, Verborgene Schätze — Eine Sage entsteht und vergeht — Badische Zeitung, Weihnachtsausgabe 1961.

¹³⁾ Volz a.a.O. S. 282.

¹⁴⁾ wie Anm. 13.

¹⁵⁾ Stadtarchiv Waldkirch Abt. VIII, Protokoll sub S — Wegen St. Nikolaus-Spital.

¹⁶⁾ Wie Anm. 15.

¹⁷⁾ Bad. Generallandesarchiv, Selekt der Papsturkunden B 30/Wetzels a.a.O. S. 38.

¹⁸⁾ Wie Anm. 15.

¹⁹⁾ Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXXVI S. 444.

²⁰⁾ Wie Anm. 19 S. 434.

²¹⁾ Urkunden des St. Nikolaus-Spitals im Stadtarchiv Waldkirch, Berain von 1561.

²²⁾ Sammelalbum im Privatbesitz. Reproduktionen im Elztäler Heimatmuseum. Dort auch ein großes Bild der Spitalmühle (s. Abb. 5).

²³⁾ Archiv des St. Nikolaus-Spitals.

²⁴⁾ Wie Anm. 21. Beraine von 1511/12 und 1561. Über den Inhalt dieser Grundbücher und einer Spitalrechnung von 1542/50 siehe: Fritz Jörgler, Aus der Geschichte des St. Nikolaus-Spitals in Waldkirch, Das Elztal, Unterhaltungsbeilage zur „Waldkircher Volkszeitung“ Nr. 1 vom 20. Mai 1942.

Aus der Erdgeschichte von Bad Dürrhein

Von Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

Bad Dürrhein verdankt seine Wandlung vom Bauerndorf zum Kurort dem am 22. April 1822 erbohrten Steinsalz des Mittleren Muschelkalks. Der Fund löste nicht nur einen intrigenreichen Streit um die geistige Urheberchaft der glückhaften Bohrung, sondern auch eine rege Diskussion um die erdgeschichtliche Stellung des Salzlagers aus. Die meisten Geologen und Bergleute glaubten zunächst, das wesentlich ältere Zechsteinsalz (Perm, Erdaltertum) vor sich zu haben. Walchner (1824) und F. v. Alberti (1826) — der Entdecker des Salzlagers in Schwenningen — haben die stratigraphischen Verhältnisse dann richtig erkannt.

Die ältesten Gesteine der Erdoberfläche gehören dem Oberen Muschelkalk an, in den Salzbohrungen wurde noch der Untere Muschelkalk angetroffen. Im benachbarten Schwenningen (heute Stadtbezirk Schwenningen der Stadt Villingen-Schwenningen) traf der Meißel unter Muschelkalk 40 m Buntsandstein über kristallinem Grundgebirge an.

Ähnlich wird es im tieferen Untergrund von Bad Dürrhein sein. Bis vor kurzem waren, abgesehen von den lockeren Quartärbildungen, Schichten des tiefsten Lias die jüngsten Gesteine der Markung. Sie standen eben noch beim Waldkaffee und an der Hirschhalde westlich der Grenze an. Durch den Anschluß von Biesingen, Hochemmingen, Öfingen, Sunthausen, Ober- und Unterbaldingen wurde die Schichtfolge um fast den ganzen Jura erweitert. Der höchste Punkt des Gemeindegebietes, der Himmelberg bei Öfingen, hat eine Kappe aus Malm β . Auf der Blatthalde bei Unterbaldingen sind noch etwa 50 m dieser hellen, gutgeschichteten Kalke erhalten.

Die Gesteine unseres Raumes, erdgeschichtliche Dokumente und Baustoff der Land-

schaft zugleich, werden ihrer Entstehungszeit nach gegliedert in

Quartär

Holozän

Pleistozän

Jura

Malm (Weißer Jura)

Dogger (Brauner Jura)

Lias (Schwarzer Jura)

Trias

Keuper

Muschelkalk

Buntsandstein.

Die zeitliche Stellung des kristallinen Grundgebirges ist mangels näherer Kenntnisse unbekannt. — Häufig ist die Frage nach dem Alter der Gesteine bzw. Formationen. Der Beginn der Trias liegt etwa 220 Millionen Jahre vor der Gegenwart. Die ältesten Schichtgesteine im Untergrund der Umgebung dürften etwas jünger sein, da der Schwenninger Buntsandstein nicht vollständig ist. Der Jura begann ungefähr 180 Millionen, der Malm 150 Millionen Jahre vor der Gegenwart. Das Quartär setzte etwa vor einer Million ein, doch sind die quaritären Lockergesteine des Gebietes ganz wesentlich jünger, d. h. die ältesten mögen etwa 20 000 Jahre alt sein (Würmeiszeit).

Die Landschaft

Deren Großformen sind durch den Wechsel von harten und weichen Gesteinen bedingt. Man spricht von einer Schichtstufenlandschaft, denn die einzelnen Schichten nehmen einen gesetzmäßigen Platz in einer großen, nach Osten einsinkenden Landtreppe ein. Die Landschaft um Bad Dürrhein ist ein kleiner, aber typischer Ausschnitt aus

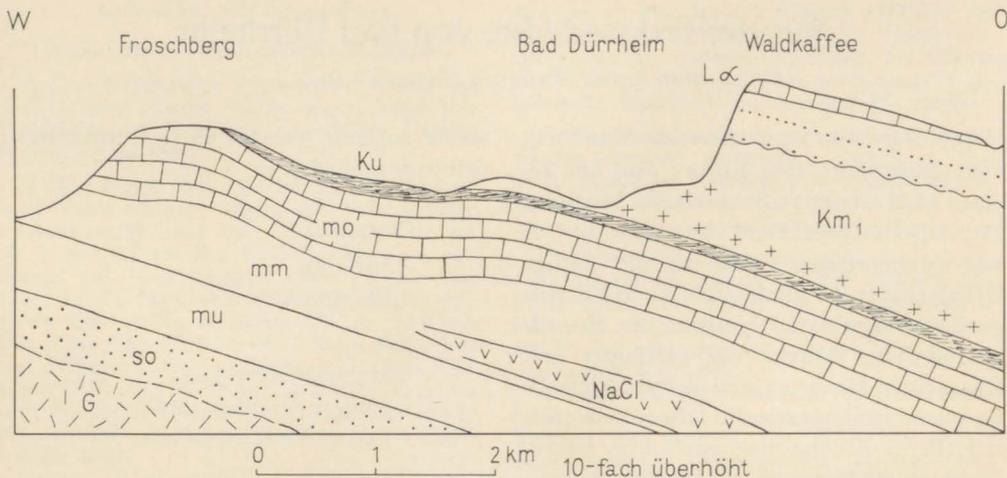


Abb. 1 Schnitt durch die Umgebung von Bad Dürrenheim. G = kristallines Grundgebirge, so = Buntsandstein, mu = Unterer Muschelkalk, mm = Mittlerer Muschelkalk, mo = Oberer Muschelkalk, NaCl = Steinsalzlager, ku = Lettenkeuper, km₁ = Gipskeuper, + = Gips, L α = Lias α . Zwischen km₁ und L α die Schichten des höheren Mittelkeupers mit Schilfsandstein (unten) und Stubensandstein (Mitte).

dem Schwäbisch-Fränkischen Schichtstufenland, das große Teile Süddeutschlands umfaßt.

Die Stufenkante wird durch die harte Schicht selbst erzeugt. Die Stufenfläche oder Terrasse hat als Sockel immer die harte Schicht, auf der sich in einiger Entfernung vom Stufenrand eine weniger widerständige erhalten hat. Die Kante des Stufenabfalls (Trauf) und dessen oberer Teil bilden harte Schichten, während weiter unten weiche Schichten austreichen, welche die schützende Decke vor rascher Abtragung bewahrt.

Blickt man von der Straße Donaueschingen—Bad Dürrenheim nach Westen, so sieht man in der Ferne auf eine in dieser Richtung ansteigende Stufenfläche, die nach Osten in eine weitgehend ebene Landschaft übergeht. Die Stufenkante (vgl. Abb. 1) ist der Osthang des Brigachtales. Diese besteht aus den harten Kalken des Oberen Muschelkalks, welcher auf der nach Osten abfallenden Fläche bereits von Lettenkeuper überlagert wird. Weiter östlich steht an der Oberfläche

der ebenfalls wenig standfeste tiefe Gipskeuper an, zunächst nur der unlösliche mergelige Rest des abgelaugten Unteren Gips-horizontes. Gipskeuper, aber diesmal in voller Mächtigkeit, bildet auch den Sockel der im Osten folgenden bewaldeten Keuper-Lias-Stufe.

An der Kante steht Lias α an; die Stufe aus vorwiegend mergeligem Keuper wird durch bescheidene Verebnungen des Schilf- und Stubensandsteins etwas untergliedert.

Östlich vom Sanatorium Hirschhalde oder vom Waldkaffee (Kante der Keuper-Lias-Stufe) sieht man auf den jurassischen Anteil der Schichtstufenlandschaft. Vor uns liegt zunächst die sich langsam nach Osten neigende Lias- α -Fläche aus harten Kalken, der sich auf einer Linie Tuningen—Sunthausen—Biesingen die landschaftlich kaum hervortretenden Tone des Lias β auflagern. Auch die nun folgende Stufe des Mittleren und Oberen Lias (γ bis ζ) fällt kaum auf, da sie schmal und die Schichten geringmächtig sind. Lediglich im Gebiet der Europäischen Was-

serscheide bei Hochemmingen sind Lias β und γ landschaftlich von Bedeutung. Hier baut β einige selbständige Kuppen auf oder bildet den Anstieg einer von harten γ -Kalken bedeckten Stufe.

Der nächste Orientierungspunkt sind die bewaldeten Hügel vor dem Albanstieg (Tone des Unteren Dogger). Über ihnen erhebt sich eine etwas gegliederte Stufe, auf der auch Öfingen steht. Die höchste, Acker tragende Verebnung ist Dogger δ . Wenig unterhalb der Stufenkante bedingen härtere Zwischenlagen im Dogger γ Leisten und Vorsprünge. Die höchsten γ -Kalksandsteine liegen so dicht unter den δ -Eisenoolithen, daß beide von der Ferne als morphologische Einheit erscheinen. Dahinter geht es zu den Bergen der Alb (Himmelberg, Groß-Osterberg, Blatthalde), zur Malm-Stufe empor. Stufenkante und die anschließende Hochfläche sind Malm β , welcher die Tone und Mergel des Malm α und des Oberen Dogger (ϵ und ζ) vor Abtragung schützt. Die Tone des Oberen Dogger sind rutschfreudig; mit Malm α beginnt oft der Wald.

Die Trias

Wie bereits erwähnt, ist in Bad Dürkheim (Ortmitte) ähnlich wie in Schwenningen etwa 250 m unter Gelände das Grundgebirge zu erwarten. Es wird von Sedimenten der Trias überlagert, beginnend mit dem um 40 m mächtigen Buntsandstein. Dieser besteht in Schwenningen aus Konglomeraten, Sandsteinen und dem abschließenden Rötton. Die geringmächtigen Bildungen entstanden z. T. in einem übersalzenen oder brackischen Meer, teils auf dem Festland.

Mit dem Beginn des Muschelkalks nimmt das Meer für längere Zeit Besitz von unserem Raum. Die in Aufschlüssen weiter westlich sehr scharfe Grenze Rot/Grau ist jedoch keine Zeit-, sondern eine Faziesgrenze, d. h. als in der Baar noch Buntsandstein abgelagert wurde, gehörte das Gebiet des unteren Neckars schon zum von Norden eindringen-

den Muschelkalkmeer. Mitteleuropa stellte damals ein Nebenbecken des im Alpenraum weit ausgedehnten Weltmeeres (Tethys) dar. Das Muschelkalkmeer flutete zwischen der Gallischen Schwelle, zu der auch die Ardenen gehörten, und dem von der Böhmisches Masse nach Südwesten ziehenden Vindelizischen Land und war in Südwestdeutschland etwa 400 km breit. Die Verbindung zum offenen Ozean ging über Oberschlesien; während des Oberen Muschelkalks bestand auch eine Verbindung zum Rhonetal.

Vorwiegend graue Mergel mit hellen Dolomitbänken setzen den etwa 45 m mächtigen Unteren Muschelkalk zusammen.

Der Mittlere Muschelkalk ist durch die Bohrungen der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts genauer bekannt. Diese wurden nämlich z. T. als Kernbohrungen ausgeführt, wobei man Gesteinssäulen im ursprünglichen Verband und normaler Beschaffenheit erhält. Die 92 bis 95 m mächtige Serie wird eingeteilt in

Obere Dolomitzone	4—24 m
Obere Sulfatzone	57—35 m
Salzlager	29—32 m
Untere Sulfatzone	2—4 m

Die Grenze gegen den Unteren Muschelkalk ist in den Bohrungen nicht scharf. Zwischen dessen dünn-schichtige Kalkmergel schieben sich Anhydritlagen ein, die nach oben immer mächtiger werden, bis das Karbonat völlig verdrängt ist. Das Salzlager besteht aus grobspätigem Steinsalz, das Anhydriteinlagerungen enthält und durch ein 0,3 bis 0,5 m mächtiges Zwischenmittel von Anhydrit und Ton in ein unteres und oberes Lager geteilt wird. Die Obere Sulfatzone ist besonders wechselvoll zusammengesetzt. Das Hauptgestein ist Anhydrit bzw. Gips, in den oberen Teilen sind Tone, Mergel, Hornsteine und bituminöse Kalke, in den tieferen Steinsalz eingelagert. Gelegentlich kann das unreinigte Salz 2 m mächtig werden. In der Oberen Dolomitzone wurden kavernöse, klüftige Zellendolomite angetroffen.

Obere Dolomitzone und Obere Sulfatzone sind durch Auslaugung und chemische Umsetzung beeinflusst. Eine mächtiger entwickelte Obere Dolomitzone korrespondiert mit einer geringer mächtigen Oberen Sulfatzone und umgekehrt. Die Gesamtmächtigkeit der beiden oberen Zonen ist nahezu gleich.

Die chemischen Sedimente entstanden in einem weitgehend abgeschnürten Meeresbecken bei starker Verdunstung. Während der Zeit des Mittleren Muschelkalks war die Verbindung zum Weltmeer unterbrochen. Bewegungen der Erdkruste, die zur Bildung einer Barre oder Untiefe führten, verhinderten den Austausch des Meerwassers. Bei heißem und trockenem Klima verdunstete mehr Wasser, als durch Niederschläge oder Meeresströmungen dem Becken zufließ. Zunächst wurde Dolomit, anschließend Gips (daraus später Anhydrit) und schließlich Steinsalz ausgeschieden. Die Anhydrit- und Dolomitfolge über dem Steinsalz beweist, daß das Becken wieder bessere Verbindungen zum offenen Meer hatte. Aber erst mit Beginn des Oberen Muschelkalks war diese wieder ganz hergestellt. Auch damals kam das Meer von Norden und erreichte erst verhältnismäßig spät die Baar, d. h. am unteren Neckar wurde schon Oberer Muschelkalk abgelagert, während auf der Baar noch die höchsten Dolomite des Mittleren Muschelkalks entstanden. Die Obergrenze des Mittleren Muschelkalks ist also wieder keine Zeit-, sondern eine Faziesgrenze.

Die heutige Verbreitung des Salzlagers war für die Salinenpioniere des beginnenden 19. Jahrhunderts das größte Problem. K. Chr. v. Langsdorf, unter dessen Leitung das Dürrheimer Salz erbohrt wurde, hatte von 1818—1822 sechs kostspielige Fehlbohrungen in Baden niedergebracht, dabei war er einer der führenden Salinisten Europas. Heute weiß man, daß das Salzlager noch erhalten ist, wenn die Schichtlagerung ungestört und an der Geländeoberfläche höchster Lettenkeuper oder jüngere

Schichten anstehen. In der Umgebung von Verwerfungen ist ein oft überraschend großes Gebiet abgelagert. Ist das Deckgebirge geringmächtig, so hat die Auslaugung ein Zerbrechen der Überlagerung in Schollen zur Folge. Es entsteht so vor allem in den Randregionen der Auslaugungszone das Bild einer komplizierten Tektonik, die nichts mit dem Bau des tieferen Untergrundes zu tun hat. — Das Steinsalz ist der wichtigste Bodenschatz des Heilbades. Die Saline arbeitete 1823—1972 (vgl. Steiger und Senn et al.). Eine Betrachtung der Salinengeschichte kann hier allerdings nicht gegeben werden.

Der 65 bis 70 m mächtige Obere Muschelkalk (Hauptmuschelkalk) wird von oben nach unten in

- 18 m *Trigonodus*-Dolomit
- 25—28 m *nodosus*-Schichten
- 22—25 m Trochitenkalk

gegliedert. In der Nordwestecke der Markung tritt eben noch der *Trigonodus*-Dolomit zu Tage. Es sind feinkörnige, hell- bis gelblichgraue oder bräunliche Dolomite.

Wer den Hauptmuschelkalk kennen lernen will, muß nach Westen wandern. Prachtvolle Aufschlüsse finden sich an der Straße Bad Dürrheim — Marbach und bei Klengen. In ihnen kommt gelegentlich noch der oberste Teil des Mittleren Muschelkalks — gelbliche, plattige Dolomite — heraus. Obwohl der Obere Muschelkalk die Abteilung der Trias ist, die am stärksten den Einfluß des offenen Meeres zeigt, täuscht der Name. Muscheln und andere Versteinerungen sucht man häufig vergebens, und auch bei reicheren Funden sind es immer wieder die gleichen Formen. Es handelt sich eben um die verarmte Tierwelt eines Nebenmeeres. Als Seltenheit seien Korallen aus den Brüchen von Marbach und Klengen erwähnt.

Die nun folgenden Schichten sind für die Geologie von Bad Dürrheim von größerer

Bedeutung, da sie im Gelände anstehen und der Wechsel von harten und weichen Gesteinen den Bau der Landschaft bedingt.

Zunächst sei die Schichtfolge des Unteren und Mittleren Keupers kurz dargestellt. Der Obere Keuper (Rhät) fehlt (Abb. 2 und 3):

B. Mittlerer Keuper.

- 30—35 m **Knollenmergel**: Blutrote und violette Mergel mit nuß- bis kindskopfgroßen Karbonatknollen, gelegentlich mit einem Steinmergelbänkchen.
- 2,5—7 m **Stubensandstein**: Hellgraue, grobkörnige Sandsteine, oft mit sehr vielen Geröllen, arkoseartig. Eingeschaltet grünlichgraue, sandige Mergel.
- 5,5 m **Obere Bunte Mergel**: Vorwiegend ziegelrote, gelegentlich auch grüne Mergel mit weißen Steinmergelbänken.
- 1 m **Hauptsteinmergel**: Steinmergel, gelblichweiß, an der Basis gelblichweiße Mergel mit sehr vielen rötlichen, etwa 1 mm dicken Lagen.
- 2,2 m **Untere Bunte Mergel (Dunkle Mergel)**: Vorwiegend dunkelviolette, aber auch grünliche und ziegelrote Mergel, gelegentlich Steinmergel.
- bis 7 m **Schilfsandstein**: Feinsandstein, hellgrün, violett, hellbraun, gelegentlich geflammt, im Wechsel mit braunen, roten, violetten und grünlichen Mergeln und einzelnen Steinmergelbänkchen.
- 90 m **Gipskeuper**:
- 20—25 m **Estherien-Schichten**: Unten bunte, oben vorwiegend graue Mergel mit einzelnen Steinmergellagen und Gipslinsen.
- 0,2—0,3 m **Engelhofer Platte**: Karbonatischer Feinsandstein, ziegelrot oder hellgrau, mit Calcitdrusen.
- 20—30 m **Mittlerer Gipshorizont**: Bunte, jedoch insgesamt düster gefärbte Mergel mit Gips bzw. dessen Auslaugungsprodukten und einzelnen Steinmergeln.
- 9 m **Dunkelrote Mergel**: Vorwiegend rote Mergel mit Gips bzw. dessen Auslaugungsprodukten.
- 4—6 m **Bochinger Horizont**: Vorwiegend graue, gut gebankte Mergel mit einzelnen fossilführenden Steinmergelbänken.
- 20—25 m **Unterer Gipshorizont**: Gips und violettrote Mergel.

A. Unterer Keuper (Lettenkeuper, „Lettenkohle“).

- 5—9 m **Oberer Lettenkeuper**.
- 0,3—0,7 m **Myoconcha-Bank**: Hellgraue, gebankte Dolomite mit Fossilien.
- 0,5—1 m **Grüne Mergel**, gelegentlich auch 2—4 m Gips.
- 2,4 m **Lingula-Dolomite**: Gelbgraue, gebankte Dolomite, stellenweise mit Fossilien (Grenzdolomit der älteren Literatur).
- 2 m **Anoplophora-Schichten**: Oben Wechsel von grauen Mergeln mit grauen, gelegentlich fossilführenden Dolomiten. Unten graue, feinsandige Mergel mit kohligem Pflanzenhäcksel.

3—4 m Mittlerer Lettenkeuper.

- 0,4 m Anthrakonitbank: Dolomit, hart, mittel- bis hellgrau, auch gelblichgrau mit Hohlräumen. Sehr fossilreich.
- 2,4—2,8 m Pflanzenschiefer: Mergel, schwarz, z. T. feinsandig, mit vielen Pflanzenresten, die kleine Kohlelagen bilden können und Feinsandstein, hell- bis dunkelgrau mit kohligen Pflanzenresten.
- 0,3—1,3 m ALBERTI-Bank: Dolomit, rötlich, gelblich oder grau. Die Bank schwillt linsenförmig an und ab.

3—4 m Unterer Lettenkeuper.

- 2—2,5 m Estherien-Schichten: Mergel, schwarzgrau und grünlich.
- 1,5 m Untere Dolomite: Graue, harte Dolomite mit dünnen Mergel-lagen.

Der geringmächtige Lettenkeuper steht im Westen der Markung an. In der verhältnismäßig flachen, quellenreichen, z. T. vermoorten Landschaft liegen seine Mergel, Dolomite und Sandsteine meist unter einer lehmigen Verwitterungsschicht verborgen. Nur gelegentlich werden Teile des Profils bei Tiefbauarbeiten sichtbar. Die Quellen von geringer Schüttung, im Sommer oft völlig versiegend, sind an den Wechsel von durchlässigen Dolomiten mit schwerdurchlässigen Mergeln gebunden.

Der Gipskeuper beginnt im Westen etwa an der B 27 und bildet im Osten noch den Sockel der Keuper-Lias-Stufe. Die Landschaft im Austrich seines tieferen Anteils ist flach, vielfach sumpfig oder Wiesenland, für die höheren Anteile sind trockene Hänge bezeichnend. Einen guten Einblick bekommt man in einer verlassenen Mergelgrube im Gewann Stocken nördlich des Kurorts. Hier stehen violettrote und grüne Mergel mit Gips an (Unterer Gipshorizont), die von grauen und grünen Mergeln mit Dolomitbänkchen (Bochinger Horizont) überlagert werden. Mit etwas Glück findet der Sammler in den Bänkchen schlecht erhaltene Muscheln.

Mergel und Gips sind in mancher Beziehung Gegensätze. Beide sind zwar weich und leisten der Verwitterung nur wenig Widerstand, doch Gips ist sehr leicht löslich und

daher durchlässig, die Mergel unlöslich und schwerdurchlässig. So liegt im Gipskeuper ein dichtes Talnetz vor, das mit Karsterscheinungen kombiniert ist. Von besonderer Bedeutung ist natürlich die Verkarstung des Grundgipses (Unterer Gipshorizont), vor allem, wenn er vom Gips des obersten Lettenkeupers unterlagert wird.

In der oben erwähnten Mergelgrube sind die Schichten verkippt und an der tiefsten Stelle ist eine Spalte, in der ein Teil der Niederschläge verschwindet. Hier wurde das liegende Gipslager ganz oder teilweise aufgelöst, und während der Lösung sackten die überlagernden Schichten nach. Bei Bauarbeiten im Ortskern (z. B. Erweiterung der katholischen Kirche) oder in dem flachen Wiesenland nördlich und südlich des Ortes sind immer wieder stark gestörte Gesteine erschlossen. Die Ursache sind nicht Bewegungen der Erdkruste (Tektonik) sondern Auflösung des Gipses. Das im Gips versickernde Wasser staut sich über den obersten undurchlässigen Lagen des Lettenkeupers, zirkuliert weiterhin im Gips und fördert dessen Auflösung. Schließlich bricht das schon nachgesackte Dach ein, und es entsteht eine Doline (Erdfall, z. B. nördlich Birkenwiesen). Sie ist häufig mit Wasser gefüllt und vermoort allmählich.

Auf diese Weise sind die vielen Moore und Sümpfe zu deuten — auch das Schwenninger Moos gehört dazu —, die sich im Bereich des tiefsten Gipskeupers finden. Die Bäche im Erdfallgebiet füllten die Vertiefungen mit ihrer Fracht langsam wieder auf. Durch die weit fortgeschrittene, flächenhafte Auflösung des Grundgipses entstand die flache Wiesenlandschaft. Im höheren Gipskeuper sind die Gipseinlagerungen nicht mehr so mächtig und der Grundgips durch starke Überlagerung geschützt. Unruhige Lagerung, Zellendolomite und Auslaugungsbreccien finden sich aber auch hier.

Der mächtige Grundgips war die erste Veranlassung, auf Salz zu bohren. Man hatte um 1800 bereits erkannt, daß Salz und Gips sehr oft zusammen vorkommen, doch war es kaum möglich, Salz- und Gipslagerstätten verschiedener Formationen zu unterscheiden. — Das im Gipskeuper zirkulierende Wasser ist sehr sulfatreich und hat oft Mineralwassercharakter. Die Bad Dürreheimer Johannisquelle ist ein derartiges Calciumsulfat-Hydrogencarbonat-Mineralwasser.

Der Schilfsandstein verursacht eine oft fehlende, schwache Zwischenstufe der Keuper-Lias-Stufe. Das Gestein ist am besten am Kapfweg östlich des Pavillons zu studieren. Morphologische Bedeutung hat er auch südlich des Waldteils Höll, wo er die Markungsgrenze Bad Dürreheim — Aasen trägt. Die Bunten Mergel einschließlich des Hauptsteinmergels sind meist im Wald versteckt. Auch hier bietet der Kapfweg hin und wieder Gelegenheit, etwas von den Schichten zu sehen. Prachtvoll aufgeschlossen ist die Folge Schilfsandstein — Stubensandstein im Einschnitt der Straße Bad Dürreheim — Aasen auf Markung Aasen. Noch schöner war das Profil beim Bau der Umgehungsstraße Bad Dürreheim — Geisingen an der Hirschhalde entblößt, doch ist davon heute außer einigen Stubensandsteinfelsen nichts mehr zu finden.

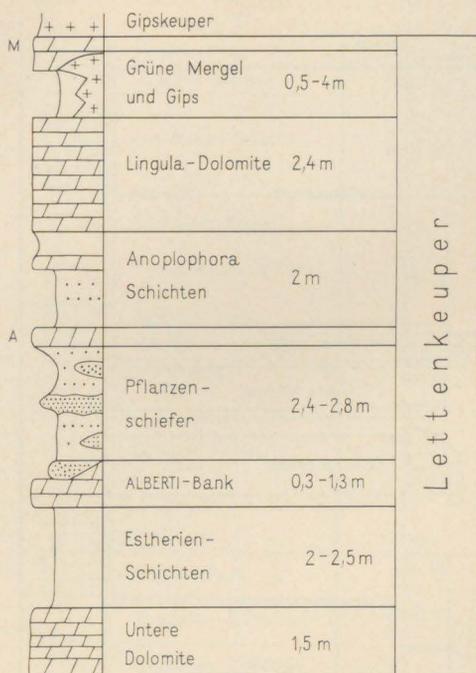


Abb. 2 Profil durch den Lettenkeuper.

A = Anthrakonitbank, M = Myoconcha-Bank, + = Gips, Punkte = Sandgehalt bzw. Sandsteine. Vgl. Text

Eine zweite, wesentlich deutlichere Vererbung im Anstieg der Keuper-Lias-Stufe ist dem Stubensandstein zu verdanken. Die recht groben Sandsteine, z. T. mit Geröllen, sind heute noch gut in einigen verwachsenen Brüchen an der Hirschhalde (südlich der Straße) erschlossen.

Die vorwiegend violettroten Knollenmergel schließen den Keuper ab. Bekannt ist ihre Rutschfreudigkeit. Am bequemsten macht man ihre Bekanntschaft an der Geisinger Straße bei der Ausmündung des Kapfweges oder bei einem Gang von dieser Stelle bis zum Sanatorium Hirschhalde, das bereits auf Lias steht.

Die bunte Folge der Keuperschichten entstand im wesentlichen im Meer. Am deutlichsten ist der marine Charakter des Lettenkeupers, führt er doch in vielen Lagen eine

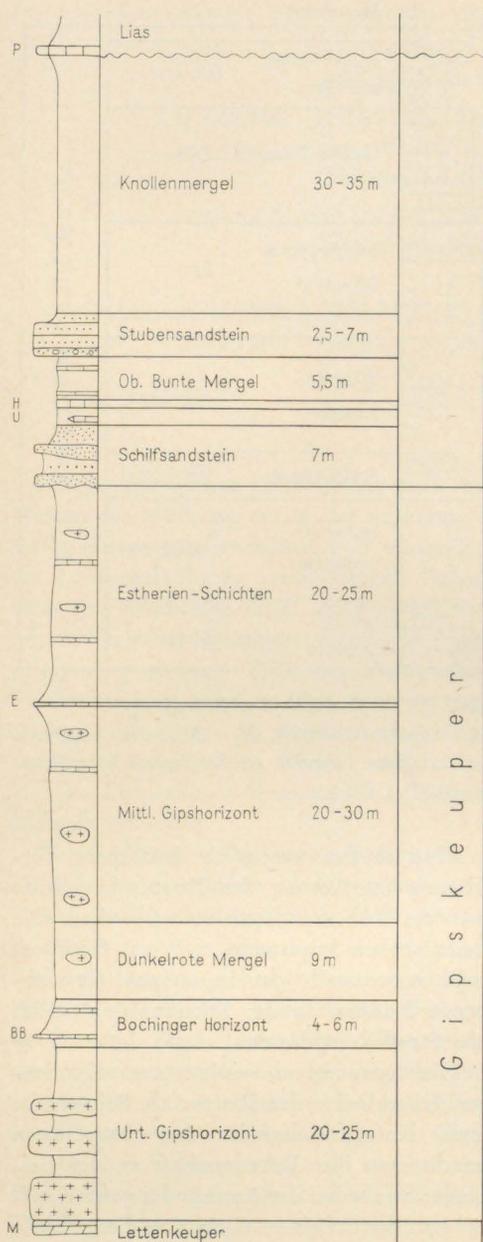


Abb. 3 Profil durch den Mittleren Keuper.
 BB = Bochinger Bank, E = Engelhofer Platte,
 H = Hauptsteinmergel, M = Myoconcha-Bank,
 P = Pylonoten-Bank, U = Untere Bunte
 Mergel, + = Gips. Wellenlinie = Schichtlücke.
 Vgl. Text

verarmte Muschelkalkfauna, darunter Formen, die an brackisches Wasser angepaßt waren. Die Pflanzenschiefer mit den eingeschalteten Sandsteinen werden häufig als Deltaablagerungen bezeichnet. Wahrscheinlich wurde der feine Sand aber von weit entfernten Küsten her ins Meer geschüttet und durch Strömungen verteilt. Die Gipsbänke des obersten Lettenkeupers und des Unteren Gipshorizontes zeugen von trockenem Klima. Die Gesteine des Gipskeupers wurden in einem großen Meeresbecken abgelagert, das teils vollkommen abgeschnürt, teils nach Süden offen war. Von dort her erfolgten Vorstöße, welche in Gestalt der Bänke des Bochinger Horizonts auf uns gekommen sind. Die Engelshofer Platte ist der Ausläufer einer Schüttung, die von einem Hochgebiet im Osten (Vindelizisches Land) ausging. Gelegentlich fiel das Becken oder wenigstens Teile von ihm trocken, dann wurden rote, vom Wind antransportierte Mergel sedimentiert.

Nach neuesten Erkenntnissen ist der Schilfsandstein ebenfalls marin. Der feine Sand wurde aus dem Norden und Nordosten (Skandinavischer Schild, Russische Platte) angeliefert, und es liegt nahe, dies auch von den so ähnlichen Sandsteinen des Lettenkeupers anzunehmen. Dunkle Mergel und Hauptsteinmergel entstanden unter ähnlichen Bedingungen wie der Gipskeuper. Der Hauptsteinmergel bezeugt in eindrucksvoller Weise einen Meeresvorstoß von Süden her, allerdings ist er wie die übrigen Steinmergel der Bunten Mergel fossilleer.

Mit dem Stubensandstein beginnt die Verlandung des Keupermeeres. In seinen Sandsteinen, Arkosen und Konglomeraten liegen die Überreste großer Schuttfächer vor, die vom Hochgebiet im Osten bei katastrophalen Schichtfluten in das Becken transportiert wurden. Bei den Überflutungen wurde das bereits abgelagerte Material abgetragen und umgelagert. Bei Aixheim und Trossingen fanden sich ausgezeichnet erhaltene Knochen

von Tieren, die auf dem Lande, in Seen und Flüssen lebten und an die spärlichen Wasseransammlungen der Halbwüste gebunden waren (Schildkröten, Krokodile, Landsaurier). Auch in Bad Dürkheim wurden schon unbestimmbare Knochenreste und verkohlte Holzreste gefunden. Bei den Knollenmergeln übernahm der Wind weitgehend den Materialtransport. In unserem Raum war eine rote Staubwüste entstanden, in der einige wenige, vielleicht nur periodisch wasserführende Seen existierten. Bei Trossingen barg man zahlreiche Knochen, z. T. ganze Skelette von Dinosauriern und Schildkröten, die zeigen, daß die Wüste nicht absolut lebensfeindlich war.

Der Meeresvorstoß des Oberen Keupers, des Rhäts, hat unser Gebiet nicht erreicht, wenigstens sind bisher keine Gesteine aus dieser Zeit gefunden worden.

Der Jura

Mit Beginn des Jura ergreift das Weltmeer mit seiner reichen Lebewelt für lange Zeit Besitz von Südwestdeutschland. Die sehr fossilreichen, weiter unten skizzierten Schichten und Schichtgruppen entstanden in einem warmen Flachmeer. Der Meeresvorstoß erfolgte von Norden durch die „Hessische Straße“ zwischen ardennisch-rheinischer und böhmischer Masse. Diese schloß sich im oberen Dogger und das süddeutsche Jurameer wurde ein Randmeer der im Alpenraum flutenden Tethys. Über den Schweizer Jura hatte es aber Verbindung zum französischen und englischen Jura.

Ein interessantes Gestein sind die Ölschiefer des Lias ϵ . Das schwäbische Teilmeer hatte damals nur geringe Möglichkeiten zur Erneuerung des Tiefenwassers, da es durch Schwellen von anderen Teilen des Ozeans getrennt und vor der Mündung größerer Flüsse lag. So entstanden am Boden kohlen-

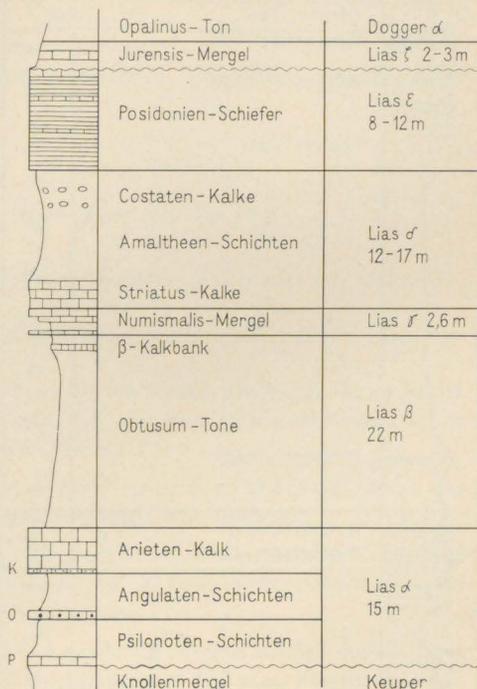


Abb. 4 Profil durch den Lias.

P = Pilonoten-Bank, O = Oolithenbank, K = Kupferfelsbank. Wellenlinie = Schichtlücke. Vgl. Text.

stoffreiche Stillwasserablagerungen. Das sauerstoffarme, salzreiche Tiefenwasser war durch eine „Sprungschicht“ von dem gut durchlüfteten und reich belebten Oberflächenwasser getrennt.

Auch im Jura sind die Aufschlußverhältnisse heute schlecht. Die vielen kleinen Steinbrüche und Tongruben sind mit Müll verfüllt, und der Sammler und Naturfreund muß sich an schnell vergängliche Gelegenheitsaufschlüsse (Baugruben, Straßenbauten) halten. Einige Hinweise auf Fundstellen von Versteinerungen sollen aber nicht fehlen. An der Kante der Keuper-Lias-Stufe zwischen Türnleberg und dem Sanatorium Hirschhalde liegen immer lose Brocken der Pilonoten-Schichten mit vielen Fossilien (meist



Abb. 5 Profil durch den Dogger.
 W = Wasserfallbank, S = Sowerbyi-Oolith,
 Wellenlinie = Schichtlücke

Muscheln). Am Aufstieg zum Törnleberg kann man die Überlagerung der roten Knollenmergel durch den grauen Lias gut beobachten (auf der geologischen Karte ist der Törnleberg fälschlich als Knollenmergelkuppe eingetragen, er trägt aber eine Liaskappe). Die Kalkbrocken auf den östlich anschließenden Äckern von Hochemmingen, Sunthausen und Biesingen führen vielfach die Auster *Gryphaea arcuata*, die für den Arieten-Kalk bezeichnend ist. Gelegentlich liegt auch ein Bruchstück der bis wagenradgroßen Ammoniten der Gattung *Arietites* da.

Ein schmaler Streifen westlich der Autobahn wird von Lias ζ eingenommen. Man erkennt seine Anwesenheit an Bruchstücken von großen Ammoniten mit sehr verästelten blattartigen Mustern auf den Steinkernen. Auch andere Ammoniten, zerbrochen und miteinander verbacken, bringt der Pflug ans Licht. Dogger α ist im Blähtonwerk Tuningen, das durch seinen Schornstein schon von weitem zu erkennen ist, sehr gut erschlossen. Nach einigem Suchen erhält man dort die Wohnkammern des Ammoniten *Lioceras opalinum*, z. T. noch mit weißer Schale. Sehr selten sind Muscheln, häufig Pyrit. Die Äcker auf der Terrasse nördlich und östlich von Öfingen (Talheimer Höhe) geben Einblick in die Fauna des Dogger δ. Dogger γ, nur selten mit Versteinerungen, ist im Dorf und im Flurteil Kleinöschle zu studieren. Wer Dogger ε kennenlernen will, muß auf gut Glück von der δ-Fläche zu den Malmbergen steigen. Gelegentlich liegen im Weg schwarze Tone oder Kalke mit Muscheln und Brachiopoden. Malm α ist hin und wieder am Hang der Alb entblößt, z. B. Himmelberg; Malm β an manchem Waldweg am Weißjura-Steilhang angerissen.

Zum Abschluß eine kurze Übersicht des Profils (Abb. 4 und 5).

C. Malm (Weißer Jura).

bis 50 m Malm β : Helle, meist gut geschichtete Kalksteine.

30—50 m Malm α : Hellgraue Mergel mit Kalkbänken, gelegentlich ruppige Kalke (Schwammstotzen).

B. Dogger (Brauner Jura).

2 m Dogger ζ (Ornaten-Ton): Graue, glimmerhaltige Tone.

50 m Dogger ε :

0,8—2 m Macrocephalen-Oolith: Eisenoolithische Kalke mit sehr vielen Fossilien.

4—6 m Varians-Schichten: Dunkle Tone mit Kalkbänken, voll von „*Rhynchonella varians*“.

6—8 m Knorri-Tone: Dunkle Tone mit den Schalen der Auster *Ostrea knorri*. Tiefer etwa 35 m dunkle Tone mit dem Parkinsoni-Oolith: 0,5 m Kalkstein mit grünlichen Ooiden.

6—7 m Dogger δ (Humphriesi- und Subfurcaten-Oolith): Braunroter und gelbbrauner kalkiger Eisenoolith, sehr fossilreich.

25—38 m Dogger γ (Sonninien-Schichten): Wechsel von dunklen Tönen und Mergeln mit Kalksandsteinen. An der Basis der Sowerby-Oolith, ein oolithischer Kalkstein mit Geröllern.

25 m Dogger β (Ludwigien-Schichten): Vorwiegend sandige dunkle Tone, im unteren Teil mit bis wagenradgroßen Septarien. Eingeschaltet sandige Kalksteinbänkchen und der Ober- β -Oolith, ein dunkelgrauer, verwittert rotbrauner Kalkoolith.

100 m Dogger α (Opalinus-Ton): Dunkle Tone mit Toneisensteingeoden. In den oberen 10 m (Wasserfallschichten) feinsandige Kalkbänkchen.

A. Lias (Schwarzer Jura).

2—3 m Lias ζ (Jurensis-Mergel): Graue Mergel und helle, sehr fossilreiche Kalke.

8—12 m Lias ε (Posidonien-Schiefer, Ölschiefer): Bituminöse, dunkelgraue, pappdeckelartige Schiefer mit einigen Stinkkalkbänken.

12—17 m Lias δ (Amaltheen-Schichten): Meist dunkle Tone und Mergel, oben mit zahlreichen Knollen (Costaten-Kalke), an der Basis mit gelblichen Kalkbänken (Striatus-Kalke).

2,6 m Lias γ (Numismalis-Mergel): Gelbliche, oft dunkel gefleckte Kalke und gelbliche Mergel.

22 m Lias β (Obtusum-Tone): Dunkle Tone mit Toneisengeoden.

15 m Lias α Arieten-Kalk: Sehr fossilreiche, harte graue Kalke (große Ammoniten, Austern). An der Basis Kupferfelsbank.

Angulaten-Schichten: Dunkle Schiefertone, an der Basis die Oolithenbank, ein stark braunroter, fossilreicher Kalkoolith.

Psilonoten-Schichten: Dunkle Tone mit einzelnen Kalkbänkchen, an der Basis der Pylonotenkalk.

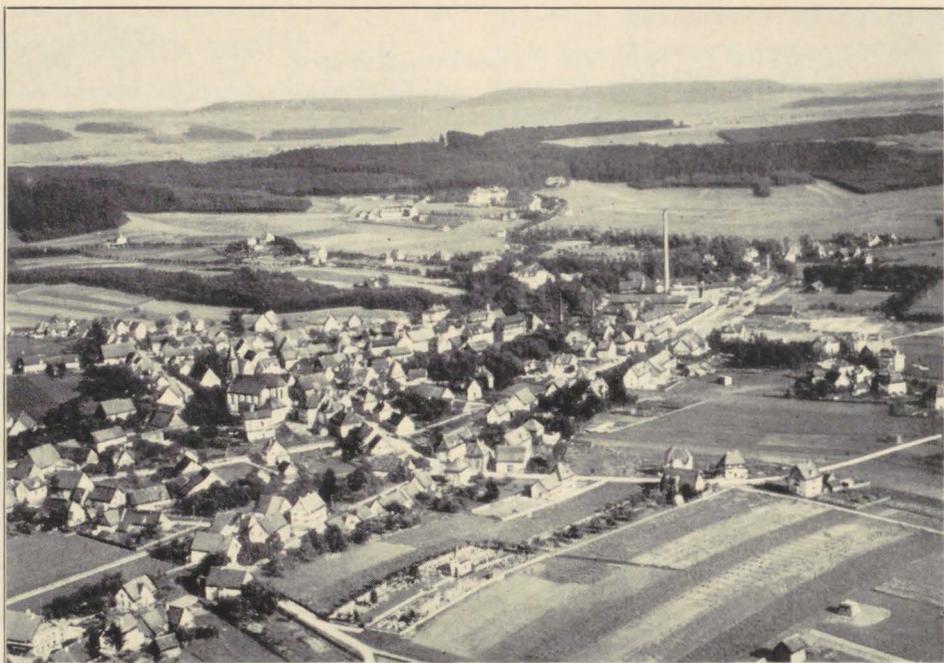


Abb. 6 Bad Dürrenheim, Blick nach Osten. — Im hinteren Drittel zieht von links nach rechts die bewaldete Keuper-Lias-Stufe durch das Bild. Rechts oberhalb des Landessolbades steht Wald auf der Liasfläche, die Kante und der obere Teil des Sockels (Knollenmergel) sind unbewaldet. Im allgemeinen stockt der Wald auf Keuper, die Liasfläche wird landwirtschaftlich genützt. Im Vordergrund der Kurort auf Gipskeuper; Bildabschluß Schwäbische Alb = Malm-Stufe. — Aus Bad. Heimat 1938, S. 93.

Vom Abzug des Jurameeres bis zur Gegenwart

Am Ende des Jura wurden weite Teile Südwestdeutschlands landfest; der Kern der Baar ist es bis heute geblieben. Der lange Zeitraum bis zum Quartär — dieses geteilt in Pleistozän = Eiszeitalter und Holozän = Erdgeschichtliche Gegenwart — ist hier kaum durch Ablagerungen belegt. Erst seit dem Ende der letzten Kaltzeit (Würm) ist die Überlieferung wieder reichlicher, z. T. ausgezeichnet.

Es liegen jedoch Beobachtungen aus angrenzenden Landschaften vor, welche gestatten, die erdgeschichtliche Entwicklung in groben Zügen darzustellen. Nach Paul (1970) bestand zu Beginn des Obermiozäns

die Landoberfläche aus Malm, an der Wende Miozän/Pliozän lag der Albrauf etwa über der heutigen Keuper-Lias-Stufe und im Mittelpliozän nur etwa 2 km westlich der heutigen Stufe. Die Malm-Stufe, aber auch die anderen Stufen, wanderte im Gefolge einer Hebung des Schwarzwaldes nach Osten. Die Geschichte der Flüsse und der Europäischen Wasserscheide im jüngeren Tertiär und im älteren Quartär ist trotz vieler Bemühungen noch nicht völlig enträtselt; es fehlen vielfach datierbare Ablagerungen. Die Wasserscheide zwischen Neckar und Donau ist wohl alt, denn in ihrem Bereich stoßen die wenig widerstandsfähigen Schichten des Lias $\beta - \epsilon$ beinahe bis zum Stufenrand vor (Paul 1958). Im Bereich der Niederung vor dem



Abb. 7 Keuper-Lias-Stufe nördlich der Straße Bad Dürkheim—Hochemmingen.
Vordergrund Gipskeuper.

Foto: Owsianowski

Stufenrand war sie wahrscheinlich nie ganz stabil. Die Gipsauflösung begünstigte die Laufverlegung der kleinen Rinnsale, die einmal nach Norden und dann wieder nach Süden fließen konnten. Der Oberlauf der Stillen Musel und der Hochemminger Bach gingen einst zum Marbacher Talbach und wurden zu einem unbekanntem Zeitpunkt — wahrscheinlich jüngeres Pleistozän — dem heutigen Mittel- und Unterlauf der Stillen Musel tributär.

Aus der letzten Kaltzeit stammen Schotter im Tal der Stillen Musel, Gehängeschutt (vor allem am Albrand entwickelt) und Lößlehm. Lößlehm wird in der Ziegelei Schwenningen abgebaut und hat dort Mammutreste geliefert. Er war in der früheren Ziegelei Bad Dürkheim dem Verwitterungslehm beigemischt und hat sich in winzigen Resten bei Hochemmingen gefunden. Die Entwicklung der Moore begann in der ausklingenden Würmkaltzeit. In den Torfen spiegelt sich die klimatische Entwicklung

der jüngsten Erdgeschichte und die Besiedlung durch die Pflanzenwelt wieder, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die heutige Landschaft ist erdgeschichtlich jung und erhielt ihre Gestalt in der letzten Kaltzeit.

Aus dem Schrifttum:

Alberti, F. v.: Die Gebirge des Königreichs Württemberg (sic!) in besonderer Rücksicht auf Halurgie. — 327 S., Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1826.

Geyer, O. F. & Gwinner, M. P.: Der Schwäbische Jura. — Sammlung geologischer Führer, 40, 452 S., Berlin (Gebr. Borntraeger) 1962.

Geyer, O. F. & Gwinner, M. P.: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg, 2. Aufl. — 228 S., Stuttgart (Schweizerbart) 1968.

Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege: Das Schwenninger Moos — Der Neckarursprung — Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, 5 (= Schriftenreihe der großen Kreisstadt Schwenningen am Neckar, 6), 362 S., Ludwigsburg 1968.

Münzing, K.: Beiträge zur Stratigraphie des Keupers auf der nördlichen Baar. — Mitt. bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, N.F. 10, H. 1, S. 1—18, Freiburg i. Br. 1969.

Paul, W.: Zur Morphogenese des Schwarzwaldes (II) — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 3, S. 263—359, Freiburg i. Br. 1958.

Paul, W.: Zur Fluß- und Landschaftsgeschichte der oberen Donau und der Baar. — Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 28, S. 153—198, Donaueschingen 1970.

Paul, W.: Geologie. In G. Reichelt 1972, S. 25 bis 67, Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) 1972.

Reichelt, G.: Die Baar. Wanderungen durch Landschaft und Kultur. — 256 S., Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) 1972.

Sauer, A.: Geologische Spezialkarte (1 : 25 000) des Großherzogtums Baden, Blatt Dürrheim (Nr. 111). Mit Erläuterungen, 39 S., Heidelberg 1901.

Schalch, F.: Geologische Spezialkarte (1 : 25 000) des Großherzogtums Baden, Blatt Geisingen (Nr. 121). Mit Erläuterungen, 80 S., Heidelberg 1909.

Schmidt, M.: Geologische Spezialkarte (1 zu 25 000) des Königreichs Württemberg, Blatt Schwenningen (Nr. 151). Mit Erläuterungen, 115 S., Stuttgart 1914.

Schmidt, M.: Geologische Karte von Baden-Württemberg 1 : 25 000, Blatt 7917 Schwenningen, 3. Auflage. Mit Erläuterungen, 115 S., Stuttgart 1967 — (Bis auf Topographie und Titel unveränderter Neudruck der 1. Auflage 1914. Eine Neubearbeitung der Erläuterungen durch Münzing wurde zum Druck eingereicht).

Senn, K., Schneider, E. u. Rothenbiller, F. J.: Bad Dürrheim, Weg und Ziel. Heimatbuch des Heilbades. — 416 S., Karlsruhe (G. Braun) 1969.

Steiger, J. A.: Dürrheim und seine Saline. — 148 S., Freiburg i. Br. (Caritas-Druckerei) 1910.

Wagner, G.: Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands, 3. Auflage — 694 S., Öhringen (Rau) 1960.

Waldner, F.: Übersicht der geognostischen Verhältnisse in den Umgebungen von Dürrheim mit besonderer Hinsicht auf das Floezgebirge des Schwarzwaldes im Allgemeinen. — 24 S., Freiburg i. Br. 1824.

Einzug des Frühlings

*Nach den Tagen
Des peitschenden Regens,
Des grollenden Sturms,
Der hängenden Wolken
Am niedrigen Himmel,
Der stöhnenden Bäume
An der Chaussee —
Nun dieser leuchtende Morgen,
Entstiegen
Gleichsam
Der Unschuld
Des Paradieses.
Die Sonne
Verschwendet,
Als sei es
Stets so gewesen,
Ihr goldenes Licht.
Wärme
Fächelt
Der kosende Wind
Uns zu,
Da der Frühling
Nun einzieht.*

Hans Bahrs

Geschichte des Bergbaues im Münstertal (Südschwarzwald)

Von Gustav Albiez, Freiburg i. Br.

Geologie

Das Münstertal umfaßt das Flußgebiet des Neumagens oberhalb Staufen im südlichen Schwarzwald. Sein ältestes Gestein ist der Gneis, der im gesamten Münstertal den eigentlichen Gebirgssockel bildet. In diesen Gneiskomplex drangen im Bereich des Belchen und des Blauen Granite ein. Während der Belchengranit auf die eigentliche Gipfelregion beschränkt ist, reicht der Blaugranit bis zu den Münsterhalden. Da seine Gerölle im Kulmkonglomerat von Badenweiler-Schönau enthalten sind, muß der Granit älter sein als das Unterkarbon (= Kulm).

Die Grundmasse der Gneise ist durchschwärmt von Gangporphyren. Diese bilden steilstehende Gänge von mehreren Kilometern Länge und 30 bis 100 m Mächtigkeit. Im Gelände sind sie als Blockhalden erkennbar. Als Entstehungszeit wird das Oberkarbon angenommen. Jüngstes Gestein des Münstertals ist der Deckenporphyr. Er ist ein Ergußgestein des mittelrotliegenden Vulkanismus. Er ist deckenartig ausgeflossen und ergoß sich wahrscheinlich in vorhandene Mulden und Gräben. Es wurden Mächtigkeiten bis zu 400 m festgestellt, die sich nur durch mehrere Ergüsse erklären lassen. Es besteht kein Zusammenhang zwischen den Gang- und den Deckenporphyren, weder räumlich noch in der Gesteinsbeschaffenheit. Deckenporphyre gibt es nur nördlich des Belchen und auf der Etzenbacher Höhe; sie sind am Scharfenstein in klassischer Schönheit ausgebildet. Die Decken wurden später durch verschiedene Verwerfungssysteme zerstückelt, einerseits durch das Herausheben des Schwarzwaldes, andererseits durch das Einsinken des Rheintalgrabens.

Erzgänge

Zwischen den beiden vulkanischen Phasen, also zwischen den Gang- und den Decken-

porphyren, bildeten sich die Erzgänge. Die Porphyrgänge werden von den Erzgängen durchschnitten, nicht jedoch die Porphydecken. Daher ist die Entstehung der Erzgänge an die Grenze Karbon/Perm zu stellen. Der Herkunft nach handelt es sich um eine hydrothermale Nachphase des Granitmagmas. Hydrothermal bedeutet ein Ausfällen von Mineralen aus warmen, wässrigen Lösungen. Voraussetzung für die Bildung eines Erzganges ist das Vorhandensein einer offenen Spalte. Von den Rändern dieser Klüfte nach innen fortschreitend werden verschiedene Minerale nacheinander angelagert: so etwa in der Grube Teufelsgrund: Quarz, Pyrit, Flußspat, Zinkblende, Bleiglanz, Fahlerz, Kupferkies, Karbonate und Schwespat. Diese Abfolge kann sich in mehreren Vererzungsrhythmen wiederholen bis die Spalte restlos mit Mineralen zugewachsen ist. Manchmal endet die Mineralbildung jedoch schon vorher; es entstehen dann Drusen, die die Minerale in schön kristallisierter Form enthalten.

Die Berge des Münstertales enthalten eine große Zahl von Erzgängen, die zuletzt von Metz, Richter und Schürenberg⁴⁾ dargestellt wurden. Je nach dem Mineralbestand unterscheiden sie verschiedene Ganggruppen:

Ganggruppe A umfaßt die Quarz-Flußspatgänge mit Blei-, Silber-, Zinkerzen und wird als Typ Schindler bezeichnet. Diese Gänge zeichnen sich durch eine besonders abwechslungsreiche Mineralführung aus. Der namensgebende Schindlergang ist auf 2 km Länge nachgewiesen und hat Mächtigkeiten bis zu 3 m. Er ist im Gelände an einem Pingenzug im Dietschel und an breiten Verhauen vom Kaibengrundbach zum Schindlersattel zu verfolgen. Während der Schindlergang N-S zieht, vereinigen sich mit ihm eine Reihe von Erzgängen mit SW-NO-Streichen:



Zerbrochener Feuersetz-Abbau mit einem Gewirr von Ausbauholz, Holzkohlenresten, Quarz, Flußspat und Schlamm. Das Alter der Holzkohle wurde auf das Jahr 953 ± 60 Jahre datiert. Aufgenommen über der 4. Sohle auf dem Schindlergang (Sept. 1956)

Teufelsgrund mit 600 m Länge und bis 60 cm Mächtigkeit, ferner Kaibengrund, Glanzenberg, Herrenwald und Rittwald. Diese Ganggruppe A setzt sich weiter fort über Wieden ins Wiesetal mit Brandenburg und Fahl und umfaßt im Schwarzwald insgesamt 80 Erzgänge.

Ganggruppe B kommt im Münstertal nicht vor.

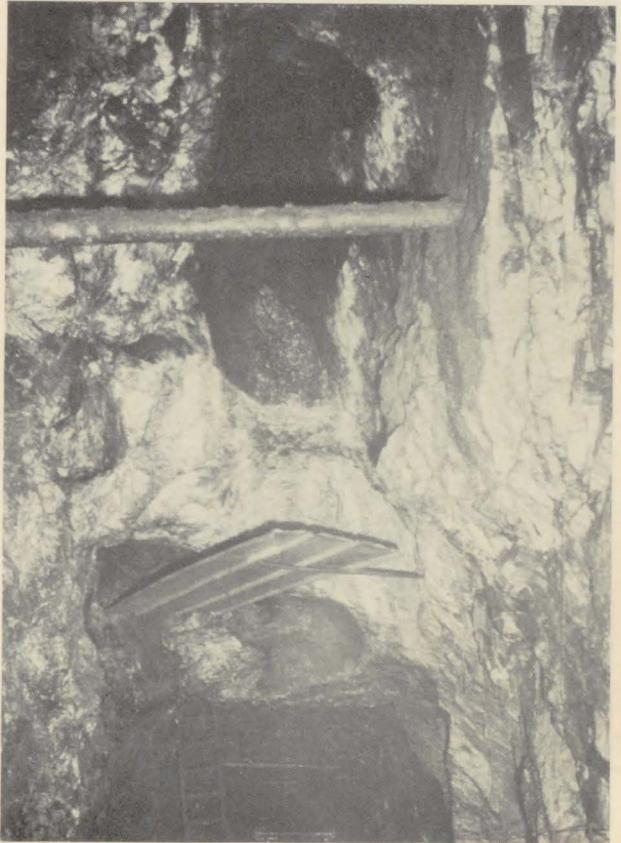
Ganggruppe C umfaßt die Quarz-Kies-Fahlerzgänge vom Typ Wildsbach. Sie sind gekennzeichnet durch ihre Richtung NW-SO und bestehen im wesentlichen aus Brekzien und Trümmern, da sie tektonisch stark beansprucht wurden. Hohe Silbergehalte im Fahlerz und Bleiglanz führten zu frühem Bergbau. Flußspat fehlt. Diese Ganggruppe ist vertreten im Amselgrund, Höllenberg, Et-

zenbach, Galgenhalde und Wildsbach beim E-Werk.

Ganggruppe D unterscheidet sich von der vorigen lediglich durch eine Reihe von Antimonmineralen. Es ist die kleinste Gruppe und im Münstertal nur vertreten mit dem den Typ bezeichnenden Münstergrundgang, sowie dem Schindelkopfgang. Bergbaulich sind sie unbedeutend.

Ganggruppe E enthält Quarz-Schwerspat-Kalkspatgänge mit Blei-Zink-Erzen vom Typ Schauinsland. Hier bilden diese Gänge die größte Blei-Zinkerz-Lagerstätte des Schwarzwaldes. Diese reichen noch ins Obermünstertal mit den Erzgängen Farnacker beim Gießhübel, Willnauergang und 3 kleine Gänge Sonnhalde.

Die 4. Sohle im Schindlergang: unten die Auffahrung der letzten Betriebsperiode; darüber ein typischer Feuersetz-Vortrieb, oval und verruft (Sept. 1956).



Ganggruppe F ist wie E, aber ohne Kalkspat. Sie wird als Typ Kropbach bezeichnet. Hierher gehören 6 Gänge von Etzenbach-Poche bis Etzenbach Ost. Südlich des Neumagen folgen die Gänge im Katzentale und 3 bei Kropbach, bei Hof am E-Werkskanal. Außerdem sind hier die Gänge an der Schwärzhalde, am Laitschenbach, Kohlrain, Steinbrunnen und Stollbächle. Zu dieser Gruppe gehören die ältesten urkundlich nachweisbaren Gruben des Münstertals.

Ganggruppe G umfaßt Quarz-Eisenspat-Schwerspatgänge mit Kupferkies und Zinkblende vom Typ Riggenbach. Dazu gehören der Gang Dietzelbach und als bergbaulich wichtigster der 700 m lange Riggenbachgang, ferner der Laisackergang, alle nörd-

lich des Neumagen. Südlich desselben gehört dazu 1 Gang in Kropbach und im Kapuzinergrund, ferner der 2,6 km lange Große Gabelgang mit Fortsetzung zum Schloßberg. Ihm parallel verläuft der Gang Süßenbrunn-Rammelsbacher Eck.

Ganggruppe H als letzte ist vertreten mit Quarz-Schwerspat-Eisenglanzgängen vom Typ Tirolergrund. Wichtig ist hier der Tirolergrundgang mit 2,5 km Länge. Auch südlich des Neumagen ist diese Ganggruppe vertreten am Wurmbach und Sahlenbach. Da sie keinen Bleiglanz führt, ging auf ihr im Mittelalter kein Bergbau um.

Bei einem Vergleich der Ganggruppen fällt auf, daß mehrere von ihnen ganz bestimmte Richtungen haben. Vor allem ist



Ein Stollenvortrieb in der Grube Riggensbach mit deutlichen Schlagspuren von der Schlägel- und Eisenarbeit mit Blickrichtung nach außen. Die Profilhöhe spricht etwa für 16. Jahrhundert.

die Kupfer-Zink-Führung der Ganggruppe G an die rheinische Richtung (SSW-NNO) gebunden. Die Mächtigkeit der Erzgänge ist schwankend und wechselt ab zwischen Erzlinsen und erzfreier Gangführung. Wichtigstes Silbererz ist der Bleiglanz, der im Schindlergang 1,5 bis 3,8 kg Silber pro Tonne enthält. Demgegenüber lieferten die Blei- und Zinkkonzentrate der Grube Schausinsland von 1901 bis 1953 nur 0,7 kg Silber/Tonne Haufwerk. Daneben trugen nach Gediegen Silber, Rotgültigerz und Fahlerz zu einem guten Silberausbringen bei³⁾.

Ortsgeschichte

In römischer Zeit war das Münstertal noch völlig bewaldet und unbesiedelt. In Staufen machte man einwandfrei römische

Bodenfunde; was jedoch aus dem Münstertal als römisch bezeichnet wurde, läßt sich wegen der Zeitlosigkeit der Formen nicht datieren³⁾. Gewisse Flurnamen deuten darauf hin, daß eine romanisch-keltische Restbevölkerung im Münstertal Zuflucht fand¹⁾. Im 7. Jahrhundert gründete der irische Missionar Trudpert hier eine Zelle, aus der sich zunächst eine lose Vereinigung von Einsiedlern entwickelte. Daraus entstand im 9. Jahrhundert das Benediktinerkloster St. Trudpert, das als ältestes rechtsrheinisches Kloster gilt. In seiner Nachbarschaft entstand die Stadt Münster. Beide wurden anno 927 von den Hunnen überfallen und zerstört⁷⁾. Der schon damals umgehende Bergbau dürfte den Wiederaufbau begünstigt haben. Die Stadt erlebte ihre Blütezeit etwa

Alte Verhaue auf dem Schindlergang am Hang zum Schindelkopf. Sie stammen aus der Zeit, als man die Erzgänge von über Tage her in die Tiefe verfolgte.



im 13./14. Jh. als Handelszentrum zur Versorgung des Bergbaus. Sie war mit Mauer und Graben umwehrt und hatte 2 Tore. Sie diente vielen Gewerken als Wohnsitz. Hier entwickelten sich mehrere dem Bergbau dienende technischen Anlagen, insbesondere Erzmühlen und Schmelzöfen.

Zur Sicherung des Bergbaus wurden auch hier Burgen errichtet, so in Staufen am Tal- ausgang, ferner die Regelsburg oberhalb Etzenbach und schließlich der Scharfenstein als Feste der Herren von Staufen in der Britznau.

Urkundlich ist die Bergstadt Münster seit 1258 nachweisbar. Es wurden hier die Erze aus der Umgebung verhüttet. Ob hier auch Silber in größerer Menge vermünzt wurde,

wird neuerdings bezweifelt⁹⁾. Denn die 1120 gegründete Stadt Freiburg wurde rasch zum Zentrum eines ausgedehnten Silberhandels, und schon ab 1258 mußte alles im Münstertal gewonnene Silber an die Münze in Freiburg abgeliefert werden. 1346 überfielen die Freiburger die Burg Scharfenstein und die Stadt Münster und zerstörten dabei mindestens die Befestigungsanlagen. Damit wurde zunächst verhindert, daß der Silberhandel von Münster in habsburgische Hände kam. Münster bezeichnete sich noch bis 1545 als Stadt, um dann auf den Status eines Dorfes abzusinken. Heute erinnert nur noch der Flurname Münster an die alte Stadt und eine Ortsstraße trägt den Namen Stadtgraben.

Als Vögte des Klosters St. Trudpert wirkten die Herren v. Staufen seit Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie waren auch die Grundherren in der Britznau, dem Ursprungsgebiet des Neumagen, und besaßen hier Bergwerkseigentum. Die Einkünfte aus dem Bergbau ermöglichten ihnen große Stiftungen, von denen besonders 1271 bis 1319 die Johanniter in Heitersheim profitierten⁸⁾). Mißwirtschaft unter Johann v. Staufen führte zu Pfändungen. Im 14. Jh. erlebten sie einen merklichen Aufschwung und besaßen 1475 die Orte Staufen, Münster, Britznau, Grunern und weitere 11 Dörfer. Das Geschlecht der Herren v. Staufen starb 1602 mit dem Freiherrn Georg Leo v. Staufen im Mannesstamme aus; er war als Statthalteramts-Verweser beim kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil tätig⁹⁾). Die Lehen wurden von Habsburg zurückgezogen und erst 1728 dem Stift St. Blasien verliehen.

Bergrecht

Im frühen Mittelalter dürfte der Grundherr das Recht besessen haben, auf seinem Grund selbst Bergbau zu treiben, und sei es nur deswegen so gehandhabt worden, weil keine höhere Instanz Regalrechte durchzusetzen vermochte. So mag im Münstertal das Kloster St. Trudpert in seinem Herrschaftsbereich Inhaber des Bergregals geworden sein. Demgegenüber gilt die älteste unser Gebiet betreffende Verleihungsurkunde als Beweis für das Bestehen eines Bergregals, also des Rechtes des Königs auf die Bergwerke. Das Recht an den Bodenschätzen war demnach vom Grundherrn an den König übergegangen. Bei der erwähnten Urkunde handelt es sich um die Verleihung von Silberbergen im Breisgau durch den Kaiser Konrad II. an den Bischof von Basel im Jahre 1028. Mit dem Zerfall der Kaisermacht ging das Bergregal an die jeweiligen Landesherren über.

Die Berghoheit des Klosters St. Trudpert dürfte in die ältesten, urkundlich nicht er-

faßbaren Zeiten zurückreichen. Sie wurde durch Jahrhunderte zäh gegen die diesbezüglichen Ansprüche der Landesherren verteidigt. Nach langen Prozessen vor den VÖ-Fiskalamt in Freiburg wurde der Streit 1785 vom Appellationsgericht zu Gunsten des Klosters entschieden. Aber bereits 2 Jahre später hob Kaiser Joseph II. dieses Urteil auf⁹⁾). In ihrem Bereich waren die Herrn v. Staufen aufgrund eines zähringischen Lehens Bergherren⁸⁾). Ihnen erwachsen in der Britznau die Grafen von Freiburg als Inhaber des Basler Lehens zu Konkurrenten^{6a)}).

Dem Grundherrn verblieben nur die Einkünfte aus dem Holz und dem „Wasserfall“ d. h. der Wasserkraft. Diese war für den Betrieb der Erzaufbereitungen und Schmelzen unentbehrlich; und so hatte auch der Grundherr durch Erhebung eines Wasserzinses am Bergesege teil. Der Holzverbrauch des alten Bergbaus war sehr erheblich; man brauchte es zum Feuersetzen und zum Ausbau der Grube, als Bauholz und als Holzkohle zum Schmelzen. Allerdings war der Holzpreis durch Festsetzung einer Stammlosung sehr niedrig, andererseits bot der Bergbau oft die einzige Möglichkeit zur Verwertung des Holzes.

Bergbau

Die Geschichte des Bergbaus ist dadurch gekennzeichnet, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Produkte vorrangiges Ziel der bergbaulichen Tätigkeit waren. Bis zur Entdeckung Amerikas war das Silber das wichtigste Bergbaumetall, zumal es in der Zeit des sich ausweitenden Handels als Münzmetall dringend gebraucht wurde und eine entsprechend hohe Kaufkraft besaß. Mit dem Beginn der Neuzeit strömten erhebliche Silbermengen aus Amerika nach Europa herein und brachten den Silberpreis zum Sinken. Um 1400 hatten 100 kg Blei den Wert von 56 g Silber, 1720 betrug das Verhältnis 180 g Silber, 1813 waren es 500 g

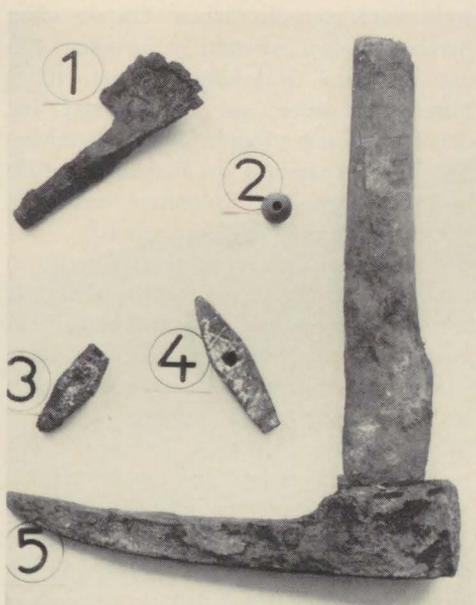
Silber³⁾ und im Jahresdurchschnitt 1970 stand der Vergleichswert auf 532 g Silber. Der Erlös für das Silber ist also gegenüber dem Blei auf ein Zehntel zurückgegangen. Die älteste Bergbauepoche des Schwarzwaldes ist diejenige des Silberbergbaus; sie endete etwa um 1630.

Später trat das Blei an die erste Stelle als Bergbaumetall. Es war von alters her als Bleiglätte von den Hafnern verwendet worden; Bleirohre und Verglasungen waren weitere Erzeugnisse. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen wurde das Blei zum Rüstungsmetall und geriet damit oft in den Strudel der kriegerischen Auseinandersetzungen. Die Zeit des Bleibergbaus dauerte im Münstertal von etwa 1700 bis 1865.

Eine kurze Nachblüte war dem Münstertaler Bergbau beschieden durch die Gewinnung von Fluß- und Schwerspat in der Zeit von 1932 bis 1958. In andern Teilen des Schwarzwaldes dauert die Periode des Spätkupferbergbaus noch an.

Für das Münstertal begann eine vierte Bergbauperiode mit der Eröffnung des Besucherbergwerks auf dem Schindlergang der stillgelegten Grube Teufelsgrund.

Die Bergbautechnik verfügte bis zum Dreißigjährigen Krieg im wesentlichen über 2 Abbauverfahren, nämlich das Arbeiten mit Schlägel und Eisen im weichen bis mittelharten Gestein und das Feuersetzen in hartem Gestein. Der Abbau der Erze wurde da begonnen, wo der Erzgang zu Tage kam, und man folgte ihm zunächst im Tagebau und mit kleinen Schächten, solange man das zufließende Wasser bewältigen konnte. Später ging man dazu über, von über Tage quer zum Erzgang durch das taube Gebirge Stollen zu treiben, die den Zweck hatten, das zusitzende Wasser abzuleiten. Diese Querschläge waren unter der Bezeichnung Erbstollen mit besonderen Privilegien ausgestattet. Erst in der Periode des Bleibergbaus setzte sich allmählich die Verwendung



Das Gezähe (Werkzeug) des alten Bergmannes: 1 = Grubenbeil, 2 = Kugel aus einer Meßkette, 3 + 4 = „Eisen“, 5 = Keilhaue.

des Schießpulvers für bergmännische Arbeiten durch.

Zu den einzelnen Bergbauperioden ist folgendes zu berichten:

Silberbergbau

Wir haben heute Beweise für einen römischen Bergbau in Badenweiler, dessen Beginn etwa um das Jahr 220 angesetzt werden kann³⁾. Dagegen läßt sich ein römischer Bergbau im Münstertal nicht nachweisen, weil Werkzeugfunde aus alten Gruben wegen der Zeitlosigkeit ihrer Formen zu einer Datierung ungeeignet sind. Die Völkerwanderung dürfte zum Erliegen des römischen Bergbaus geführt haben. Die nachrückenden Alemannen brachten aus ihrer Heimat in der Mark Brandenburg sicher keine Bergbaukenntnisse mit. Es gibt gewisse Hinweise, daß sich Teile der keltisch-römischen Bevölkerung in den Schwarz-

wald zurückgezogen haben. Ob sie schon Bergbau trieben, ist nicht nachweisbar. Die umfangreichen Grabräubereien des frühen Mittelalters deuten auf Metallmangel und damit auf ungenügende Metallgewinnung hin. Zur Entwicklung des Bergbaus wurden in fränkischer Zeit Kolonisten aus alten Bergbaugebieten in das Land geholt¹⁾.

Einen Hinweis auf frühmittelalterlichen Bergbau gibt der Ortsname Kropbach. Er entstand aus althochdeutsch „cropa“ = Grube und „aha“ = Bach. Das Wort cropa hat die Lautverschiebung nach *gruoba* noch nicht mitgemacht und ist daher in das 8. Jahrhundert zu stellen¹⁾. Zu dieser Zeit muß der Bergbau am Schwarzwaldrand bereits im Gang gewesen sein. Eine weitere Zeitangabe verdanken wir dem Fund eines Holzkohlenstückes aus einem alten Feuerstetzabbau etwa 100 m unter dem Besucherstollen im Schindlergang. Nach der Radio-Carbon-Methode wurde die Jahreszahl 953 ± 60 ermittelt. Der Beginn des Bergbaus auf dem Schindlergang muß daher mehrere Jahrzehnte früher angesetzt werden³⁾.

Erst mit dem Jahr 1028 beginnen Urkunden das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen. In diesem Jahr verließ Kaiser Konrad II. — der Salier (1024-1039) — dem Bischof von Basel einige Erzgänge (*venas*) und Silbergruben (*fossiones argenti*) im Breisgau. In dieser Urkunde sind zum ersten Mal Ortsnamen genannt, davon aus dem Münstertal: Cropbach und Steinebrunnen *superius* et *inferius*. Diese Verleihung wurde später mehrfach bestätigt und in der Bulle des Papstes Innozenz II nachträglich gefälscht, um die Gruben und Wildbänne (*venationes*) im gesamten Breisgau an das Bistum Basel zu bringen^{6a)}. Das Fehlen der Grube Schindler in der Urkunde von 1028 dürfte damit zu erklären sein, daß diese dem Kloster St. Trudpert gehörte, und dieses damals noch unumstrittener Inhaber der Berghoheit war³⁾. Die Nennung von Stein-

brunnen zeigt, daß der Bergbau vom Schwarzwaldrand her schon weit auf die Höhen vorgedrungen war. Verwaltungsmäßig bestanden 2 Bezirke, nämlich der nähere Bezirk vom Mons Samba bis Etzenbach, in dem das Kloster St. Trudpert alle Rechte besaß, und der weitere Bezirk — die Britznau —, wo die Herren von Staufen Grund- und Bergherren waren.

Die heute zum Ortsteil Stohren gehörenden Gruben am Britzenberg (Süd-West-Hang des Schauinslandmassivs) wurden von St. Ulrich aus erschlossen. Das Kloster St. Trudpert hatte hier keine Ansprüche als Grundherr, sondern lediglich die Seelsorge in der seit 1144 erwähnten Bergmannssiedlung in der Wildenau — heute Willnau — in der Nähe der Gruben. Sie kam vor 1184 an das Priorat St. Ulrich. Die Gruben am Britzenberg sind die ältesten des Schauinslandreviers^{6a)}.

Für die Periode des Silberbergbaus sind die schriftlichen Unterlagen sehr lückenhaft. Wir müssen uns daher den Ablauf des bergbaulichen Geschehens meist aus vereinzelt Notizen zusammenstellen. So haben wir seit der Urkunde von 1028 erst um 1150 wieder eine Nachricht, die besagt, daß unter Abt Eberhard der Bergbau in Blüte sei.

Die Bergherren im Münstertal sind ungewiß, weil das Kloster St. Trudpert im 13. Jh. seine ganze Vorgeschichte bis in die ersten Jahrzehnte der Vogtei der Herren von Staufen verfälschte. Mit einer auf 1213 datierten Fälschung versuchte es sogar, dem Priorat St. Ulrich seine Rechte am Britzenberg abzujagen^{6a)}. Später richtete sich das Kloster gegen die Herren v. Staufen und besonders gegen deren Feste Scharfenstein.

Die 1120 gegründete Stadt Freiburg im Breisgau war inzwischen zum Zentrum eines ausgedehnten Silberhandels mit eigener Münzstätte geworden. Schon 1258 gelang es dem Grafen Conrad von Freiburg und dem Magistrat der Stadt mit dem Ritter Gott-



Reste der alten Grube am Sägebach beim Gießhübel oberhalb der Stohenstraße.

fried von Staufen als Vogt des Münstertales einen Vertrag abzuschließen, in dem sich dieser verpflichtete, alles im Münstertal gewonnene Silber an die Münze in Freiburg abzuliefern.

Die Abtei erreichte 1269 die Übereignung der Burg Scharfenstein mit einem Teil der Staufen'schen Güter im Britznachtal, jedoch ohne die Bergwerke. Vor 1277 mußten die Herren v. Staufen die habsburgische Obervogtei anerkennen. Mit einer weiteren Fälschung 1308/12 konnte das Kloster den Verzicht ihrer Vögte auf Anteile in der oberen Britznach — außer den Silberbergen — erreichen. Die Vögte verschuldeten und mußten immer mehr Rechte an Kloster und Dritte verkaufen und verpfänden^{6a}). 1326 erhielt das Kloster von Johann v. Staufen den Scharfenstein und mit der Vogtei über den Britzenberg zum ersten Mal eine Silberberge in der Wildenau. 1327

verliehen der Abt Werner III. und die Herren v. Staufen an Schnewlin Bernlapp und Genossen 4 Froneberge in der Wildenau. Hier wurde unterschieden zwischen Glasleiti (Silberglanz) und Glanzenleiti (Bleiglantz), die mit verschiedenen hohen Abgaben belastet waren. 1331 wurde eine Grube „zum neuen Molsberg“ durch die Herren v. Staufen ohne Mitwirkung des Abtes verliehen.

Johann v. Staufen verkaufte schließlich sein Lehen mit dem Bergstädtchen Münster an die österreichischen Herzöge Albrecht und Otto. Dadurch kam es zu Auseinandersetzungen mit der Stadt Freiburg, die das Nicht-Einlösen von Pfandrechten zum Anlaß nahm, die Rivalin unschädlich zu machen. 1346 kam es zum Überfall der Freiburger auf die Burg Scharfenstein und die Stadt Münster. Erst 1350 konnte der Streit geschlichtet werden. Von 1356 stammt eine

Verkaufsurkunde über den „silberberg zem Schindeler“.

Um diese Zeit wurden die Grafen von Freiburg zu Konkurrenten als Lehensinhaber am Britzenberg. Als Träger des Basler Lehens waren sie Bergherren am Britzenberg. 1370 erließ Johann v. Üsenberg in seiner Eigenschaft als Landrichter, d. h. als Vertreter des Grafen von Freiburg, eine Bergordnung für das Münstertal. Damals gab es folgende Gruben: Zu der Tannen, zum Karren, zum Ratten, zum Glanzenberg, zum Grund, zu der Hell und zu dem Steinbrunn. Über Pochen und Schmelzen im Münstertal sind nur wenige Aufzeichnungen vorhanden. Nachweisbar sind im 14. Jahrhundert 6 Schmelzen, davon 2 bei der Grube zum Karren und 2 weitere beim Schindler. Der Schmelzplatz am Sägenbach (Gießhübel) reicht in diese Zeit zurück^{6a}).

1372 waren auch Münstertäler Bergleute unter den geladenen Bergschöffen, als Graf Egon IV. von Freiburg bei der Grube Dieselmüt — etwa beim heutigen Haldenhotel auf dem Schauinsland — eine Bergordnung erließ, die als „Dieselmüter Bergweistum“ in die Geschichte des deutschen Bergrechts eingegangen ist. Es besteht aus mehreren Anfragen des Grafen an die Bergschöffen über verschiedene strittige Rechtsfragen. 1374 ist eine Grube „Zer Segen“ in der oberen Britznach erwähnt.

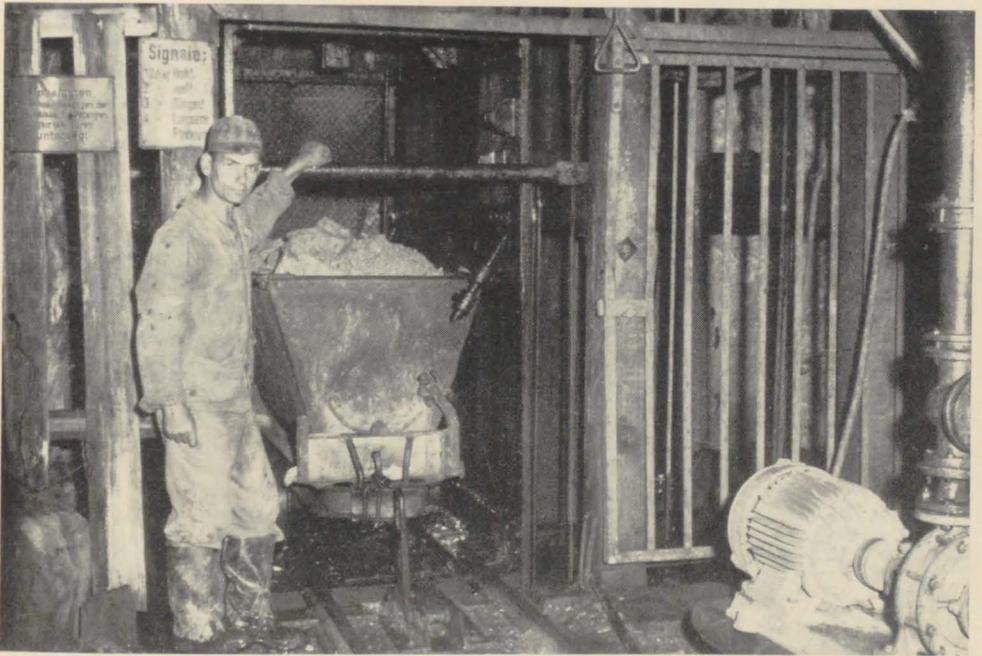
Graf Conrad von Freiburg gab 1393 dem Abt Diethelm von St. Trudpert ein Viertel der Wildbänne und damit auch der Silberberge als Lehen. Diese lagen „ze Münster in dem obern tal, dem man spricht Brytzna“. Es handelt sich wohl um das von Johann v. Staufen einst verkaufte Viertel^{6a}).

Der Bergbau am Britzenberg (1140 bis 1520) dauerte länger als der von Hofgrund (1200—1400). 1412 zog Österreich die Oberrechte an Wildbännen und Silberbergen an sich. Dabei verkündete Herzog Friedrich von Österreich, daß künftig nicht das Kloster, sondern des Herzogs Landvogt

und Räte über die Silberberge zu richten hätten, da Eigenschaft und Vogtei von Österreich rührten. Das Kloster hatte damit nur noch ein Aferlehen, wenn es sich auch weiterhin selbstherrlich gebärdete.

Zu Ehren der damaligen Schutzheiligen des Bergbaus, der hl. Anna, wurde 1507 im Kloster St. Trudpert ein Altar errichtet. Aus dem aus diesem Anlaß ausgestellten Ablaßbrief ist zu entnehmen, daß damals eine St.-Anna-Bruderschaft bestanden haben muß. Der Altar stand bis 1632³). 1512 verließ der Abt Martin Gyr und der Konvent des Klosters das „verlegen Bergkwerckh genannt Zu dem Schindler sampt Ißmanßberg“ an 2 Bürger von Freiburg. Die Grube war zu dieser Zeit also stillgelegt. Am selben Tag wurden die Statuten ihrer Gewerkschaft vereinbart als „Sannt Anna Zu Münster Inn dem Schindler und Ißmannsberg“³). 1513 erließ der Abt eine neue Münstertäler Bergordnung, beraten vom vorderösterreichischen Bergmeister Konrad Bolsenmayer⁵). 1517 brachte die Bergordnung von Kaiser Maximilian für die ganzen Vorderösterreichischen Lande ein einheitliches Bergrecht.

In einem Visitationsbericht von 1523 waren nur einige Gruben bei Etzenbach/Staufen als ertragreich geschildert, während in Todtnau wenig und in den Gruben von St. Trudpert gar nicht gearbeitet wurde. Der in diesem Gebiet besonders wütende Bauernkrieg von 1525 brachte dann den Bergbau fast völlig zum Erliegen²). Eine von der Regierung in Innsbruck entsandte Kommission, bestehend aus dem Ritter Martin Paumgartner zu Breitenbach und dem Bergrichter Sigmund Schönberger von Sterzing berichtete, in Todtnau sei der tüchtige Bergrichter Martin Valant als Bergrichter tätig. Zum Bergrevier Todtnau gehörten etliche Gruben im Gebiet des Klosters St. Trudpert. Das Kloster sei derzeit ohne Regierung, und die ausländischen Gewerken wollten sich dem Bergrichter nicht unterwerfen. Hier sei durch einen Vertrag Wandel zu



Füllort auf der 4. Sohle im Schindlergang. Förderwagen auf dem Förderkorb; rechts die elektrische Wasserpumpe (Juli 1956).

schaffen. Bei einer zweiten Bereisung im selben Jahr berichtete die um den Schmelzer Gallus Beham erweiterte Kommission, daß im Münstertal im Schacht der Grube St. Michael 2 Häuer an einer fingerdicken Ader von Erzglanz arbeiteten. Am Belchen sei eine Grube mit Schacht, in der die Gewerken täten, was sie wollten, da seit dem Bauernaufstand im Kloster St. Trudpert — dem auch die Gruben gehörten — nurmehr 4 Mönche ohne Abt waren. Der Bergrichter von Todtnau residiere auch im Kloster. Die Freiburger Gewerken bäten, der König möge die Gruben übernehmen. Auch in Todtnau sah es wüst aus: die Grube St. Anna am Gauch stillgelegt, das Gewerkenhaus niedergebrannt und in der Schmelzhütte die Blaspälge zerschnitten. Alle vorderösterreichischen Bergreviere (einschließlich Elsaß) hatten nur noch 100 Mann Belegschaft. Ener-

gische Maßnahmen der Innsbrucker Regie-

rung brachten für das elsässische Lebertal von 1530—1600 eine hohe Blüte, an der der Schwarzwald jedoch kaum Anteil hatte²⁾. 1539 sind 2 Einheimische — Martin Sewer und Christoph Kügler — als Unternehmer auf Grube Steinbrunn erwähnt. Sie sind ebenso wie andere Bergverwandte aus dem Münstertal später im Schauinslandrevier tätig geworden. Die 1539 von Ensisheim verfügte Münzsperrung zu Gunsten des Rappenmünzbundes war auch auf St. Trudpert ausgedehnt worden, so daß 1540 ein Thomas Wesch von St. Trudpert ein Stück Silber an die Freiburger Münze abliefern konnte. 1541 erwähnte der St. Trudperter Schaffner gegenüber dem Freiburger Gewerken Hans Kayser eine Grube St. Daniel, für die Zubeße fällig sei. Vielleicht war es diese Grube, die 1564 einging, weil der Freiburger Bürger Hans Burkhart die Saumkosten nicht bezahlen konnte. 3 Knappen versuchten über

den Rat der Stadt vergeblich, an den ausstehenden Lohn zu kommen. Möglicherweise bestehen Zusammenhänge mit der im gleichen Jahr erfolgten Stilllegung der Gruben am Todtnauer Berg. 1575 arbeitete eine kleine Grube in der Willnau^{6b}).

Neben den politischen Einflüssen waren es vor allem technische Schwierigkeiten, die den Bergbau erschwerten. Mit dem Vorrücken in größere Tiefen wurde es immer schwieriger, die Gruben zu entwässern. Dazu kamen mehrere Pestepidemien. Der Abt Thomas Fünlein tätigte um 1600 verschiedene verlustreiche Bergbaugeschäfte. Er wurde deswegen 1602 abgesetzt. In diesem Jahr übernahmen die Fugger die Bergwerke im Münstertal und hielten sie bis 1629 noch in lebhaftem Betrieb.

Wahrscheinlich schon vor dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurden die Gruben „Unsere liebe Frau“ und „St. Michael am Stohren“ von Freiburger Gewerken eröffnet. Die Gewerken wurden 1629 von Ensisheim veranlaßt, in Hofgrund zu schmelzen. Der damalige Bergverwalter am Schauinsland, Andreas Frantz, besorgte die Abrechnung auch für die Betriebe auf der Münstertaler Seite. Der wachsende Bleibedarf für Rüstungszwecke wirkte in den ersten Kriegsjahren belebend^{6b}). 1637 wurde die im Vorjahr stillgelegte Grube „Unsere liebe Frau im Stohren“ mit 2 Mann wieder in Betrieb genommen. Das Erz wurde aber sicherheits halber im Münstertal geschmolzen und das Blei nach Neuenburg verkauft.

In der Zeit zwischen Bauernkrieg und Dreißigjährigem Krieg lag der Schwerpunkt des Bergbaus im Schauinslandrevier auf der Hofgrunder Seite. In der Britznach ist kein kontinuierlicher großer Betrieb nachzuweisen. Hier fehlte auch eine Bergmannssiedlung entsprechend Hofgrund. Lediglich ein Schmelzwerk war in der Nähe des Gießhüfels wieder entstanden. Die zunehmenden kriegerischen Auseinandersetzungen brach-

ten dann aber den gesamten Bergbau auf Jahrzehnte hinaus zum Erliegen.

Bleibergbau

Erst unter dem bergbaufreudigen Prälaten Augustin Sengler (1694—1731) wurden die im Dreißigjährigen Krieg stillgelegten Gruben wieder aufgewältigt, besonders die Bergwerke im Riggenbachtal. Aus diesem Anlaß wurde 1719 eine Bergbaumedaille geprägt. Die Bergordnung des Abtes Martin Gyr wurde ersetzt durch die vom Abt Augustin Sengler in den Jahren 1700 und 1722 erlassenen⁹). Gleichzeitig führte er wieder eine Armenbüchse für seine Bergleute ein, in die jeder Bergmann 1 Kreuzer vom Wochenlohn einlegen mußte. Aus dieser Büchse wurden kranke und verunglückte Bergleute und ihre Hinterbliebenen unterstützt⁵). Auf dem Riggenbachgang waren ab 1726 die Gruben „Gottes Ehr“ und „Segen Gottes“ in Betrieb. Da sie aber Zubußen erforderten, wurden sie 1735 wieder stillgelegt.

Der Name Riggenbach ist als Bergwerksname erst seit dem 18. Jh. geläufig. 1787 war es ein Betrieb mit einer Belegschaft von 2 Steigern, 12 Hauern und 2 Hundeläufern (Förderleuten).

Als der Freiburger Bergrichter die Gruben im Münstertal zu seinem Amtsbereich zählen wollte, lebte der alte Rechtsstreit um die Berghoheit wieder auf. Das Kloster hatte einen Pater Bergdirector, und der Amtmann von St. Trudpert war gleichzeitig Bergrichter. Die Schwierigkeiten wurden — wie bereits erwähnt — erst 1787 durch kaiserlichen Machtspruch behoben.

Seit den früheren Betriebsperioden hatte sich die wirtschaftliche Lage des Bergbaus von Grund auf geändert. Jetzt war das Blei zum Hauptmetall geworden, während das Silber nur noch eine Nebenrolle spielte. Der Bergbau war zwar schon immer durch Geldmangel in seinen Investitionen behindert gewesen; aber jetzt nach der Verarmung im Dreißigjährigen Krieg zog er viele



Die Flußspat-Aufbereitung auf der Halde des Wilhelmstollens. Am Weg die Verladeanlage: unten die Trafo-Station (Januar 1957).

Abenteurer an, die vom Bergbau nichts verstanden und nur schnell reich werden wollten. Die üblen Methoden dieser Leute brachten den Bergbau in Verruf. Eine rühmliche Ausnahme bildete die in Krozingen ansässige Familie Litschi. Diese war besonders am Schauinsland bergbaulich tätig und betrieb auch am Höllenberg bei Staufen um 1729 ein Bergwerk, in das sie 5000 Gulden investierte, ohne Nutzen daraus zu ziehen. Für die Herrschaften Staufen und Kirchhofen gründete man in Staufen ein Fürstlich St. Blasisches Berggericht, das dem Freiburger Bergrichter unterstand. In den 1760er Jahren wurden auch die Gruben von Kropbach, im Kapuzinergrund und an der Galgenhalde wieder in Abbau genommen. Die Etzenbacher Erzgänge wurden von einer anderen Gewerkschaft bearbeitet.

Die Regierungen halfen dem Bergbau nach Kräften — nur nicht mit Geld. So ließ das

Aerarische Montanisticum zu Schwaz in Tirol, dem der vorderösterreichische Bergbau unterstand, im Jahre 1781 durch den Freiherrn v. Vernier ein Gutachten über den Schwarzwälder Bergbau ausarbeiten. Als dann 1783 für den Breisgauer Bergbau eine eigene Behörde geschaffen wurde, nämlich die k.k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen bei der k.k. Regierung in Freiburg, wurde in deren Auftrag von dem Freiburger Bergrat v. Carato 1786 nochmals ein Gutachten gemacht. Dieses behandelt jedoch nur die in Betrieb stehenden Gruben, so daß es weitaus unvollständiger war, als dasjenige von Vernier. Es ist anzunehmen, daß v. Carato das erste Gutachten wegen des Behördenwechsels nicht kannte. Beide Bearbeitungen sind in Abschriften erhalten. Leider fehlen die zugehörigen Karten; diese sind wahrscheinlich beim Einmarsch der Bayern

in Schwaz 1809 mit den Akten der dortigen Bergdirektion verbrannt⁶⁾).

v. Vernier fand am Hellenberg alte Stollen, die 1733 noch in Betrieb gewesen sein sollen. Seine Beurteilung war nicht zuversichtlich. Auf den Etzenbacher Gängen wurde mit 8 Hauern unter einem Steiger gearbeitet. Für die Aufbereitung stand nur 1 alter Scheidhauer zu Verfügung. Vernier widerriet dem Plan der Gewerkschaft, ein Pochwerk und ein neues Zechenhaus zu erstellen. Man solle doch zuerst genügend Erz aufschließen, um das Pochwerk dann nicht wegen Erz mangels stillstehen zu lassen. Dieses voreilige Erstellen von Aufbereitungsanlagen sei überhaupt ein besonderer Fehler des vö. Bergbaus. Im übrigen sei die Gewerkschaft ziemlich zerstritten, weil der aus Böhmen stammende Gewerke Ruzicka — auf dessen Betreiben der Grubenbetrieb wieder aufgenommen worden war — mit seinen Zubußen im Rückstand war. Die Freiburger Gewerken verklagten ihn auf Rückgabe der Kuxen.

Auf der andern Talseite im Kapuzinergrund arbeitete die aus Schweizern bestehende Rösslerische Gewerkschaft. Vernier befuhr hier 3 offene Stollen und fand mehrere Schachtungen. Im benachbarten Cropbach waren an der Landstraße 2 Stollen zugänglich, wurden aber nicht betrieben. Es arbeiteten nur 2 Mann im Kapuzinergrund auf einem völlig sinnlosen Vortrieb, anscheinend nur, um die Gruben als in Betrieb befindlich nachzuweisen. Das vorhandene Pochwerk stehe seit anderthalb Jahren still und verkomme. Die beiden Willsbacher Gänge seien vom Kloster vor Jahren betrieben worden und sollen restlos abgebaut sein. Am Talende stehe der St. Trudpert Pocher und eine Schmelzhütte, in denen nun die Erze vom Riggerbach verarbeitet werden. Nach der Karte des Pater Bergdirector seien die oberen Teile des Riggerbachganges ziemlich verhauen; dagegen trieb das Kloster den Erbstollen Maria Trost, um das Wasser

lösen zu können. Die hier erschlossenen Erze lassen eine ziemliche Dauer der Ergiebigkeit erhoffen. Dies sei das am regelmäßigsten betriebene Bergwerk des ganzen Breisgaus. Dagegen lasse die Aufbereitung zu wünschen übrig.

v. Vernier beschreibt ferner alte Bergbauspuren von Gabel, Rammelsbach und Langacker. Am Teufelsgrund fand er 3 alte Stollen; er schildert die Grube als alt und schon lange verlassen. Vernier glaubte, daß in den oberen Gangpartien nichts mehr zu holen sei. Ob aber die Alten den Gang in die Teufe genug untersucht haben, stehe dahin. Da er keinen tieferen Stollen fand, zweifelte er daran, „indeme selbe mit Schachten in diesen wässerigen Grund gewiß nicht so tief niedergekommen sind“. Vom Schindler beschreibt er die großen Verhaue mit 3 übereinander liegenden Stollen. Im obersten Stollen sei er von einem Schwarm von einigen Hundert großen Fledermäusen verjagt worden. Den zugehörigen Erbstollen fand er zugefallen. Auch die Stollen im Holzschlag und Herrenwald lagen still. Im Knappengrund hatte das Kloster 9 Jahre zuvor seine Arbeiten eingestellt, weil der Erzgang auskeilte.

Vom Obermünstertal beschreibt v. Vernier Stollen am Laitschenbach. In Steinbrunn waren 2 Bauern am Aufwältigen eines alten Stollens. Auf der Grube zur Tanne arbeitete 1 Bauer auf eigene Faust, ebenso 1 Bergmann im Lehner Wald. Die Stollen im Stohren lagen still.

In seinem Bericht von 1786 schildert der Bergrichter v. Carato nur die in Betrieb stehenden Bergwerke des Breisgaus. In Etzenbach waren der St. Anna- und der Herzogstollen belegt. Für die Aufbereitung der Erze war jetzt ein Pochwerk mit 6 Eisen und 6 Kehrherde erstellt. Zum Schmelzen wurden die Konzentrate früher auf die Schmelzhütte des Klosters St. Trudpert gebracht; zur Kontrolle wurde aber auch in Hofgrund geschmolzen. Die selbe Gewerk-



Die Arbeit am Klaubeband, wo reine Berge (Taubes) einerseits und reiner Flußspat andererseits ausgeschieden wurde. Nur verwachsenes Hauflwerk wurde auf die nachfolgenden Aufbereitungsmaschinen aufgegeben (Juli 1956).

schaft arbeitete auch auf den gegenüberliegenden Kropbacher Erzgängen — im Barbara-Stollen.

An Grubenholz sei kein Mangel zu befürchten. Dagegen könne Holzkohle nur aus dem Wald des Klosters bezogen werden, weil dessen Brennholz pro Publico zu verkaufen viel zu teuer würde zu stehen kommen. Das Gotteshaus St. Trudpert und seine Untertanen lassen daher ihr Brennholz verkohlen und die Holzkohle an das Markgräflisch Badische Eisenwerk in Oberweiler verkaufen. Dieses wiederum belieferte das k. k. Hammerwerk zu Kollnau seit 30 Jahren mit Massel-Eisen. Da das Gotteshaus St. Trudpert einen beträchtlichen Teil seiner Einkünfte aus dem Verkauf der Kohlen und des Bau- und Nutzholzes beziehe, so habe dasselbe auch die nachahmenswürdige Ein-

richtung in seinen Forsten getroffen, daß jährlich nicht mehr gehackt werde, als wieder nachwache, womit es einen zum Verkauf bestimmten ewigen Überfluß erhalte. Solange St. Trudpert für Oberweiler jährlich 1200 Klafter Holz verkohle, müsse das Erz von Etzenbach und Kropbach zum Schmelzen nach Hofgrund gebracht werden. Dahin könnte aus den hochgelegenen Obermünstertäler Waldungen Holzkohle geliefert werden.

Das Bergwerk im Riggerbach gehöre dem Kloster St. Trudpert und werde schon viele Jahre gebaut. Es bringe Silber, Kupfer und Blei. Das Gotteshaus habe eine eigene, ziemlich gut eingerichtete Schmelzhütte mit 2 Schmelzöfen am Ausgang des Wildsbaches. Außerdem sei 1 Treibherd vorhanden und 1 Pochwerk mit 6 Eisen, sowie 10 Kehr-

herde. — Die Grube Schindler ist bei Carato nicht erwähnt und lag demnach zu dieser Zeit still.

Um den zeitlichen Ablauf nicht zu stören, sei wiederholt, daß der Prozeß um die Berghoheit 1785 vom Appellationsgericht zu Gunsten des Klosters entschieden wurde, und daß dieses Urteil 1787 durch kaiserlichen Machtspruch aufgehoben wurde. Eine Grubenkarte von 1792 zeigt nur die obersten 3 Stollen am Teufelsgrund: den Carato-, den Barbara- und den Michaelstollen.

1806 wurde das Kloster St. Trudpert säkularisiert. Bei der Übergabe waren die Bergwerke als gegenwärtig nicht betrieben, sondern nur notdürftig unterhalten bezeichnet. Die zugehörigen Baulichkeiten wurden mit 6800 Gulden bewertet. Das Kloster hatte im Bergbau 11 300 Gulden investiert, die als Kaufschilling behandelt wurden, als der kaiserliche Hof 1787 die stiftischen Bergwerke an sich zog⁷⁾.

Nach dem Übergang des Münstertales an das Großherzogtum Baden wurde die Grube Teufelsgrund 1809 in staatlicher Regie wieder aufgenommen. 1833 wurde sie mit dem Pochwerk am Schindler, sowie mit der Grube Riggenbach und der Schmelzhütte in Untermünstertal an eine Gesellschaft verkauft, die sich im folgenden Jahr zum „Badischen General-Bergwerksverein“ fusionierte. Sie stand unter Leitung des Berginspektors Daub, dem wir eine 1846 erschienene Beschreibung des Bergbaus im Münstertal verdanken. Die Gruben wurden dann 1852 vom Badischen Bergwerksverein in die deutsch-englische „Konzessionierte Gesellschaft für den Abbau von Silber- und Blei-Minen im Großherzogtum Baden“ eingebracht. Um 1853 waren hier etwa 260 Mann beschäftigt. Es wurden jährlich etwa 150 Tonnen Blei erzeugt. Eine große Aufbereitungsanlage im Ortsteil Mulden wurde errichtet und in 10jähriger Arbeit der sog. Engländer-schacht bis 183 m Teufe nieder-

gebracht. An die Schmelzhütte wurde 1857 noch ein Bleiwalzwerk angeschlossen. Da zwang ein überraschender Rückgang des Bleipreises 1861 zur Stilllegung aller Gruben. Als sich der Bleipreis nicht erhöhte, löste sich die deutsch-englische Gesellschaft 1865 auf⁵⁾. Auch die Grube Riggenbach war 1809 als badischer Staatsbetrieb wieder in Förderung gekommen. Sie teilte alle Besitzwechsel und war in den 1840er Jahren noch schwach in Betrieb. Außer den 3 Stollen im Talgrund des Riggenbaches bestand hier eine Poche zur Aufbereitung des Roherzes, das an die Schmelze geliefert wurde. Mit der Schließung der Grube Teufelsgrund endete 1865 die zweite große Bergbauperiode, die des Bleierzbergbaus.

Spatbergbau

Nach dem Inkrafttreten des Badischen Berggesetzes von 1890 wurden zwar viele Grubenfelder verliehen, so daß praktisch alle bekannten Erzgänge sich im Besitz irgend eines Muters befanden. Trotzdem kam es zunächst zu keiner bergbaulichen Tätigkeit mehr. Erst als der Freiburger Mineralogiefachlehrer Dr. Schneiderhöhn mit seinen Studenten die Erzgänge des Münstertales systematisch untersuchte, gab dies den Anstoß zur Gewinnung von Schwerspat auf dem Tirolergrundgang. Der Abbau wurde von der Fa. Barytwerk Staufen GmbH im Rahmen der produktiven Arbeitslosenfürsorge durchgeführt. Die Arbeiten liefen von 1932 bis 1934. Ein wirtschaftlicher Erfolg war ihnen nicht beschieden.

1939 wurde das Grubenfeld „Teufelsgrund II“ an den Badischen Fiskus auf Bleierze verliehen. Dieser gab das Grubenfeld weiter an die Gewerkschaft Glottertal, die den Bergbau jedoch nicht aufnahm. 1942 konnte die Grube Teufelsgrund von den damaligen Rohstoffbetrieben der Vereinigten Stahlwerke GmbH — der heutigen Barbara Erzbergbau GmbH — zur Gewinnung von Flußspat in Betrieb genommen werden.

Nachdem zuerst die noch anstehenden Gangpartien über der Wilhelmstollensohle abgebaut wurde, teufte man vom Friedrichstollen aus einen Blindschacht von 170 m Teufe ab. Von ihm wurden 2 Sohlen ausgefahren. Dabei kam man in alte Feuerstz-Abbaue³⁾, fand aber keine abbauwürdigen Flußspatvorkommen. Daher wurde die Grube Teufelsgrund 1958 stillgelegt. Zur Aufbereitung des gewonnenen Haufwerks hatte man auf der Halde vor dem Wilhelmstollen eine Aufbereitungsanlage erstellt. Auch die Schürfarbeiten der Barbara Erzbergbau GmbH im Rammelsbach endeten erfolglos.

Damit fand die über tausendjährige Geschichte des Münstertäler Bergbaus nach vielen Glanzperioden und langen Stillständen ein vorläufiges Ende. Doch man soll im Bergbau nie „Nie“ sagen! So dauerte es denn nicht lange, bis sich eine vierte Bergbauperiode anschloß, nämlich das

Schaubergwerk

Am 23. Mai 1970 konnte die Grube Teufelsgrund als Schaubergwerk der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als solches war es das erste seiner Art im Schwarzwald. Seit 1972 ist auch eine Asthma-Therapie-Station angeschlossen. Inzwischen haben

Tausende von Besuchern hier einen Eindruck gewonnen vom Werken des Bergmanns, der zur Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat manchen stolzen Beitrag geleistet hat.

Literaturverzeichnis:

¹⁾ Albiez, Gustav: Bergbau-Flurnamen im Schwarzwald. Der Anschnitt. Jahrgang 18, Heft 5, Seite 3—35, 1966.

²⁾ Egg, Erich: Die Krise des Vorderösterreichischen Bergbaus um 1527. Der Anschnitt. Jahrgang 12, Heft 4, S. 15—19.

³⁾ Kirchheimer, Franz: Das Alter des Silberbergbaus im südlichen Schwarzwald. Freiburg/Brg. 1971.

⁴⁾ Metz-Richter-Schürenberg: Die Blei-Zink-Erzgänge des Schwarzwaldes. Beiheft zum Geologischen Jahrbuch — Heft 29 — Hannover 1957.

⁵⁾ Metz, Rudolf: Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden. Vorderösterreich — Band 1, Freiburg/Brg. 1959.

^{6a)} Schlageter, Albrecht: Der mittelalterliche Bergbau im Schauinslandrevier I — Schau-insland. 88. Jahresheft — 1970 — Seite 125—171.

^{6b)} Schlageter, Albrecht: Der mittelalterliche Bergbau im Schauinslandrevier II — Schau-insland. 89. Jahresheft — 1971 — Seite 95 — 134.

⁷⁾ Strohmeyer, Willibald: Münstertäler Heimatgeschichte. Staufen.

⁸⁾ Stülpnagel, Wolfgang: Die Herren von Staufen. Staufen und der Obere Breisgau — Verlag G. Braun, Karlsruhe 1967. Seite 13—20.

Hinweis: Nach Abschluß obiger Abhandlung erschien der von der Gemeinde Münstertal herausgegebene Führer: Schaubergwerk Teufelsgrund. Er enthält auch eine Karte der Erzgänge im Münstertal und ein Profil durch den Schindlergang.

Der Föhn

*Ich liege wie erstarrt, hellhörig lauschen
So Ohr und Pore, Leib und Geist,
Um zu ergründen, was das große Rauschen
Der Winde in den Wäldern mir verheißt.*

*Und von den Bergen rinnt und singt der Tau,
Ich fühle, wie es warm zu meinem Lager weht.
Mir ist, als wär' es die geliebte Frau,
Die atmend durch das dunkle Zimmer geht.*

Otto Gillen

Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach/Schwarzwald

Von Hermann Schilli, Freiburg i. Br.

Im Sommer 1972 hat der Hippenseppenhof im Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ ein Longinuskreuz erhalten.

Dieses weicht von den üblichen Darstellungen des Gekreuzigten in vielen Dingen erheblich ab. Es zeigt auf einem Ausleger einen Soldaten hoch zu Roß mit aufrecht gehaltener Lanze, und rund um den Gekreuzigten sind 23 Gegenstände angeordnet, die sich auf die Passionsgeschichte beziehen und dem Beschauer das Leiden Christi vergegenwärtigen sollen (Abbildung). So stehen links auf dem Querbalken das Säckchen des Judas mit den 30 Silberlingen, dann das Salbgefäß, die Waschschüssel mit dem Wasserkrug als Hinweis auf die Waschung und Salbung des Leichnams und rechts die Symbole für das Abendmahl. Am rechten Ende des Querbalkens finden wir die Hand Gottes, die das Passionsgeschehen segnet. Unter den Händen des Gekreuzigten halten Engel Kelche, um das Blut aus den Wundmalen aufzufangen. Links und rechts vom senkrechten Balken sind die gegenständlich nachgebildeten Marterwerkzeuge angebracht. Die langstielige Blume unter der Stange mit dem Essigschwamm, deren Bedeutung zunächst unklar ist, ist der Ysopstab, an dem, nach dem Johannesevangelium, der Essigschwamm befestigt war, der aber nach dem zweiten Buch Moses, 12/22 auch als Streichquaste für das Blut des Passahlammes verwendet wurde.

Kreuzesdarstellungen mit den Marterwerkzeugen sind sehr beliebt gewesen und daher häufig in unserer Landschaft zu sehen. Das Besondere an unserm Kreuz ist jedoch die Gestalt des reitenden Lanzenträgers, dessen Name Longinus von dem griechischen *lonche*, die Lanze, abgeleitet wird. Normalerweise wird Longinus gezeigt, wie er, am

Kreuz stehend, Christus in die Seite sticht. Unser Longinus sitzt aber auf einem schreitenden Pferd und hält die Lanze in Achtung bezeugender Weise senkrecht. Jesus ist tot, denn seine rechte Seite ist bereits geöffnet. Vielleicht müssen wir daher den Reiter mit jenem Hauptmann in Verbindung bringen, der, nach dem Evangelium des Markus, dem Kreuz gegenübersteht und nach dem Tod Jesu den Glauben findet. Ein Theologe erachtet diese Vermutung für zutreffend, da, nach seiner Meinung, der tiefsitzende Helm unseres Longinus ausdrücken soll, daß er noch nicht „sieht“.

Diese Longinuskreuze finden sich vornehmlich in der alten Kameralherrschaft Triberg. Es war daher unser Bestreben, ein solches an dem Hippenseppenhof des Freilichtmuseums, der in der alten Herrschaft Triberg stand, anzubringen. Hierzu bot sich ein Longinuskreuz aus der nicht allzu weiten Umgebung an.

So ernst Gegenstand und Art der Darstellung auch sind, so heiter spielte sich der Versuch zur Erwerbung des Kreuzes ab. Zu diesem Zweck suchte ich seinen Besitzer auf. Leider mußte ich feststellen, daß das Kreuz seit meinem letzten Besuch sehr gelitten hatte. Es war in einem verwahrlosten Zustand. Der Corpus war stark verwittert, der Reiter und die Engel lagen beschädigt im Speicher, und die Marterwerkzeuge waren zum Teil morsch.

Angesichts dieses Befundes fragte ich den Bauern, was er mit dem Kreuz vorhabe, wie er die weitere Vernichtung aufhalten wolle.

Er antwortete:

„Des versägi nägschdens.“

Ich bat ihn hierauf, das Kreuz doch in das Freilichtmuseum zu geben, und gleich kam die erwartete Antwort:

„Wa biedener?“

Ich bot ihm ein neues Kruzifix mit einem Christus in Lebensgröße und dreihundert Mark Handgeld. Darauf der Bauer: „No kennern ha, awer, here ämol, zerscht mues des Kriz usgweihet were.“

Ich streckte ihm die Hand entgegen zum Zeichen, daß das Geschäft abgeschlossen sei, und versprach ihm, für die Ausweihung zu sorgen. Darauf schlug er ein.

Nachdem ich die Ausweihung in die Wege geleitet hatte, besuchte ich den Bauern wieder und berichtete ihm von dem Erfolg meiner Bemühungen. Aber jetzt kamen ihm neue Bedenken, und es entwickelte sich folgendes Zwiegespräch in Offenburger und in der Mundart des Bauern:

„Here ämol, i kan doch net de heilig Longinus in des evangelisch Guedach nab lau?“

„Loset Ihr mol, de Longinus isch gar kei Heilige.“

„Was sage Ihr, de heilig Longinus isch gar kei Heilige? Sin Ihr au so e Neimodische? Di sin jo verruckt, die Heilige abzschaffe. Denke an d'heilig Agath¹⁾, an d heilig Kätter²⁾, an de Wendel³⁾, an de Saudoni⁴⁾, nei, die schbinne, i blieb bi minem alde Glauwe.“ Und mit erhobender Stimme fortfahrend: „De heilig Longinus mit de Lanze shtach dem Christus in de Ranze, d'Lanze war lang u breit, in Ewigkeit Dreifaltigkeit. Des han i im Religionsunterricht g'lehrt u dobi bliwi.“

Ich respektierte sofort seinen Glauben und antwortete: „Loset ämol, de heilig Longinus kommt in Gutach in ä ganz katholische Umgebung. Er kummt an de Hippesepphof, un an dem un sinnere Kapell find r alli Heilige, de heilig Agath, de heilig Wendel, de Saudoni, de heilig Kätter un vieli anderi.“

„Isch des de Hippesepphof usm Katzeschteig? Den kenn i. Maa, wenn des wohr isch, wa Ihr sage, no kennener de heilig Longinus ha. Awer i will mi in Guedach devo iber-



Das Longinuskreuz am Hippenseppenhof im Freilichtmuseum Gutach/Schwarzwald.

zeige, i wurr bi de erschde Glegeheit nabfahre.“

Kurze Zeit darauf besuchte unser Bauer tatsächlich das Freilichtmuseum. Ich fuhr daraufhin, des Erwerbs sicher, mit Herrn Bildhauermeister Kühn von Hornberg und einem meiner Mitarbeiter auf den Hof; denn wir wollten gleich die wesentlichen Stücke mitnehmen, bevor dem Bauern neue Einwände kämen. Der Bauer begrüßte uns auch sehr freundlich und:

„S'isch wohr, Maa, wa Ihr gseit hen. Ihr kenne de heilig Longinus ha, awer wa biedener?“

„Ja, mir hen doch usgmacht, Ihr bikumme ä Kriz un dreihundert Mark Handgeld. Hier hab i dr Herr Kühn, Bildhauermeister in Hornberg, mitbrocht, damit 'r Eiri Wunsch wege dem Kriz heert.“

„Jo, des isch mr viel z'wenig. Onder drei-
dausend Mark goht er mer net vum Hof.
Wissener, i loss de heilig Longinus herrichte
un verkaufn deno.“

„Ja, was glauwe Ihr, was des Herrichte
koschdet? Herr Kühn, was meine Sie dezu?“

„Nun, zweidausend Mark were nit lange.“

„Sell schbielt kei Roll, s'Denkamolamt
zahlt's.“

„Lose Ihr mol. Wenn Ihr de heilig Longi-
nus herrichte un widder am Hof abringe
len, dann b'sorg ich Eich e Zuschuß vum
Denkmolamt, der awer höchstdens e Drittel
der Koschde usmacht, un wenn'r de heilig
Longinus verkaufe, denn miessener de Zu-
schuß z'ruckzahle.“

„Au letz, awer wa biedener?“

„Ich blieb bi minem Angebot. Ä Kriz un
dreihundert Mark Handgeld. Des isch mi
letschdes Wort.“

„Iwerleges Eich, no schwätze mr no mol
driwer.“

Wir „schwätzten“ nicht mehr darüber. Die
Kosten waren mir zu hoch, zumal das Kreuz
doch sehr mitgenommen und außerdem stark
verwurst war. Wir erreichten aber später,
daß wir das Kreuz mit seinen dreiundzwan-
zig Beigaben holen durften, so daß Herr
Kühn eine originalgetreue Kopie anfertigen
konnte. Und diese Kopie zierte heute den
„katholischen“ Hippenseppenhof im Frei-
lichtmuseum. Es kommt schließlich mehr auf
die Konzeption an als auf den vergänglichen
Werkstoff.

¹⁾ Agatha, 5. Februar, im Schwarzwald als
Hüterin des Herdfeuer verehrt.

²⁾ Katharina, 25. November, gilt als die
mächtigste Fürbitterin unter den Vierzehn Not-
helfern.

³⁾ Wendelinus, 20. Oktober, wird besonders
in Mittelbaden als Schützer des Viehs verehrt.
(Sein Standbild am Lorenzhof im Freilicht-
museum.)

⁴⁾ Antonius der Eremit, 17. Januar, nach
seinem Attribut, einem Schweinchen, hierzu-
lande „Sautoni“ genannt. Helfer bei Krank-
heiten von Mensch und Vieh, besonders beim
Rotlauf der Schweine.

Im Frühling

*Nun blühen doch die Gärten wieder,
der Winter ward des Frühlings Raub,
von Düften ist berauscht der Flieder,
die Berge wälzen sich im Laub.*

*Mein Jahrestraum ist wahr geworden.
Wie ragt die Pappelreihe kühn!
Doch bald beginnt ein neues Morden;
bald streckt auch mich ein Winter hin.*

*Das blüht und stirbt so immer wieder.
Jetzt blitzt das Eis, dann blaut der See.
Und meine längst zerfallnen Glieder
erglühn im Blumenglanz und Schnee.*

*Und meines Rückens stolzes Bäumen
erwächst im Fels und manchem Kind,
und meiner Sehnsucht ewges Träumen
das fliegt und fliegt und weint im Wind.*

Richard Gäng

Neudenaauer Redensarten

gesammelt von Josefina Weihrauch, Neudenaau

herausgegeben von Heiner Heimberger, Adelsheim

Die alte landläufige Kunst, Lebenserfahrungen knapp und treffend auszudrücken, wurde in dem Städtchen Neudenaau an der Jagst noch vor einem halben Jahrhundert gepflegt. Heute hört man diese „Sprüch“ — wie sie im Volksmund genannt werden — selten und nur von Alteingesessenen. Sie enden manchmal mit dem Nachsatz: „hot als (ehemals) der oder die N. N. g'sat“ (gesagt). Manche dieser Redensarten blieben auch bis heute im Gebrauch.

„Das Sprichwort ist — seinem Wesen nach — ein Leitsatz in volkstümlicher Sprache, der eine gemeingültige Lehre mitteilt, oder eine Gemeinschaftserfahrung enthält. Es lebt im Volksmund und ist ein Teil der Volksdichtung“¹⁾. Da jedoch auch in der Volkssprache eine Abkehr vom Althergebrachten spürbar ist, erscheint es notwendig, die volkscundlich interessanten Sprichwörter aufzunehmen und sie auf diese Weise vor der Vergessenheit zu bewahren.

Josefina Weihrauch — eine gebürtige Neudenaauerin — hat diese Sprüche gesammelt und mir zur Veröffentlichung überlassen. Der fränkische Dialekt bedarf wohl keiner Übersetzung ins Hochdeutsche, dagegen war leider eine starke Auswahl der über 500 gesammelten Sprichwörter geboten. Sie wurden ihren Aussagen nach in einzelne Be-treffe aufgeteilt.

Lebensweisheiten:

Was mi net beißt, des kratz i net, un was mi net brennt, des blos i net — Wann de Beddelmann uf de Gaul kummt, reit er ärcher wie de Edelmann — Reichi Leit ihr Kin(der) un armi Leit ihr Rinder sen bal alt genung — Wer de Babscht zum Vetter hot, is bal(d) Kardinal — Was nitzt mi, daß den de Deifel holt, wann i de Fuhrlohn be-

zahle muß — 's is besser, en rechte Gaul schlächt em (einen) wie (als) e Schindmärke (altes Pferd) — D'Ochse und d'Rinder taxiert m'r noch de Hintere und d'Leit noch de Kenntnisse — geb dem Kind en Kreizer un du's selwersch (selbst) — Es kalbt ke Kuh zu schbät — De Hawi (hab ich) is besser dra(n) wie de Hätti(ch) — Wer nix erheiert un nix ererbt, bleibt arm bis er schterbt — Liwer ebbes bezahlt wie (als) dumm gebabbelt (geschwätzt) — Em Pranger (Protz) muß mr gewe un em Greiner (Jammerer) muß mr nemme — Vun Zeit ze (zu) Zeit sitzt em e Eil (Eule) uff, un dere kann mr net entgegenhe — Wann g'heiert werd, werre d' Lüche mi'm Budde (Kübel) rumgetrache — M'r kummt leichter zu eme Häufle Kin(der), wie zu eme Acker — Liwer e Laus im Kraut als gar ke(in) Fläsch — Ke Brot is hard — Vieli Brüder, schmal Güter — D'Fra kann im Scherz (Schürze) mehr forttrache, wie de Mann im Heuwache rei(n)führt — Was gebabbelt is, kann m'r leuchle, wu awer de Name schteit, do schteit de Kopf — Drei Mol umgezochte is so viel wie emol abgebrennt — Weiwer-schterwe is ke Verderwe, awer Gäul verrecke, des bringt Schregge — 's Haus verliert nix, hot selli (jene) Fraa g'sad (gesagt), wu sich's Gebetbuch im Krautschtänder g'funne hot — Wer drutz an de Schissel dem schad's am Rüssel — Im Summer is de Maurer ken Wei(n) ze deier (teuer) un im Winder ke Brout zu hart — Jedes Ämtle hot sei Schlämble (etwas nebenher zu verdienen) — De Zins frißt mit aus der Schüssel — Faschtebräut un Maie-Gäns' werre (werden) net alt — Wann 's erscht Kin(d) in der Eh' schterbt, muß de Disch größer gemacht werre — 's werd devor g'sorcht, daß die Bäm (Bäume) net in de Himmel wachse — D'Katz maust a emol

linksrum — 's hot alles zwee Seide wie's
 Budderbrou — Wann de Himmel ei(n)fällt,
 sen alli Schbatze dout — De Soucher (he-
 bräisch = Jammerer) überlebt de Poucher
 (hebräisch = Angeber) — Wann die Gäul
 net laufe welle (wollen) is e Verdele (Vier-
 tel) Bremse (Insekt) besser wie e Simmeri
 Hawer — Wer 's lang hot, läßt 's lang
 henke, oder er schleeft's (schleift es) — Wer
 gut schmiert, der gut fährt — D'Katz un d'
 Fraa g'häre (gehören) in's Haus — De Bauer
 frißt nix un'gsalze — Was de Bauer net
 kennt, des frißt er net — Mit Geduld un
 Schbugge fangt mr Mugge — Jeder hot en
 Wolfzahn — Viel Brüder, schmal Güter —
 M'r kummt leichter zueme Häufle Kin(der)
 wie zu eme Äckerle — Weiwer-schterwe is
 ke Verderwe, awer Gäul-verrecke, des bringt
 Schrecke — D'Fra kann im Scherz
 (Schürtze) mehr forttrache, wie de Mann mit
 'm Heuwache hemführt — Was gebabbelt is,
 kann m'r leucheln, wu awer de Name scheidt,
 do scheidt de Kopf — Drei Mol umgezoch
 is soviel wie emol abgebrennt — E guddi
 Ausred is 3 Batze wert — Wer trutzt an de
 Schüssel, dem schad's am Rüssel — Im Sum-
 mer is de Maurer ken Wei(n) zu deier
 (teuer) un im Winter ke Broud zu hart —
 Jedes Ämtle hot sei Schlämpfle (einen Ver-
 dienst) — De Zins frißt mit em aus de
 Schüssel — Faschtebräut un Maiegäns werre
 net ald — Wenn's erscht Kin(d) in de Eh
 schterbt, muß de Disch größer gemacht
 werde — 's werd devor gsorcht, daß d'Bäm
 (Bäume) net in de Himmel wachse — D'Katz
 maust a emol linksrum (es geht manchmal
 verkehrt) — 's hot alles zwee Seite wie's
 Budderbrou — Wann de Himmel eifällt,
 sen alli Schbatze dout — Wer hofft uff's
 Erwe, der kann verderwe — E Verdele
 Bremse (Insekt) is besser wie e Simmeri
 Hawer (Hafer) — De Wolf frißt a gezeicheldi
 Schäf (Schafe) — Wu Geld is, is de Deifel un
 wu ken's is, is er zweemol.

Spott: Do batt's (hilft) Bette (beten) nix, do
 muß Misch her — Mischtus is Christus —

Du kannscht recht grü(n) lache — uf dere
 dicke Subbe kann jo d'Katz schlofe — wu
 viele Kinder aus 'em Fenschter gugge, do
 wohnt sicher en Nachelschmied — was
 megscht (machst) denn?: I schlach de Schnegge
 uf d'Schwänz, daß sie besser lafe (laufen) —
 e aldi Kuh lernt a noch danze — des is en
 rechte Manschette-Bauer — duscht Schnecke
 uffschwänze, daß sie 's Gras net verwade —
 dumm gebore un nix dezu gelernt is a (auch)
 e Gab Gottes — die bet(et) noch 's Blo
 (Blaue) vum Himmel runder — Auf die
 Ausrede „ich habe gemeint“: De Meener is
 scho(n) lang gschtorwe — grouß un faul gibt
 a en Gaul — Leit wie d'Pfarrersleit n'r net
 sou heilich.

Enttäuschung: i bin gschlache — i bin ge-
 pritscht — jetz bisch grad so naß, wie vor-
 her — des is de Mäus gepiffte — an dir is
 Hopfe un Malz verlore — des häßt m'r de
 Deifel bei seinere Großmodder verklache —
 's Blatt hot sich gedreht — er hot e Hoor
 in de Subb gfunne (gefunden) — der hot sich
 recht g'schälmet (gewandelt) — do kann
 m'r en Borzelbaam um der ander schlache —
 do bisch vum Reche in die Traf (Traufe)
 kumme — der hot mi am Narresäl (Seil)
 rumg'führt — hinter's Licht g'führt — 's geit
 aus wie's Hornbercher Schieße.

Schlimmes Erleben: Des geit uf ke Kuh-
 haut — Des bleibt net in de Kläder (Klei-
 der) hänge.

Gelüstigkeit: Mir left 's Wasser im Maul
 z'samme — dir g'hörts 's Züngle g'schabt —
 de Broudkorb hecher g'hängt — hosch e
 schleckige Gosche — hosch en nowle Hunger.
Neid: Die beiße enander d'Ohrläppli weg
 — Die gönne em net 's schwarze underm
 Nachel.

Geiz: Die dreht de Pfennig dreimol rum —
 Der schindt d'Laus um de Balg — Der will
 's Bett an 5 Zipfel — Die beiße d'Nüß noch
 mit 'm Hindere uff — Bisch e rechdi Hun-
 germugge — Die häwwe noch ke Gläse for
 e Anders g'schwenkt — Mer muß schbare, mer
 muß hause: d'Katz verkaafe, selwersch

mause — Brauchscht Di(ch) bei mir net ze kröpfe (satt essen) — Des is e zäh's Mensch — Bisch e Erdewärmle — e Wühlsau — en Schbeibrenner — en Pfennigfuxer — en Dreierleskrämer — en Kimmelschbalter — Alles is dem zu jouger (jüdisch: teuer, vornehm).

Umgangsformen: De Esel nennt sich immer ze erscht — Bisch en rechte Sctoffel — Mit dem is net gut Kersche (Kirschen) esse — I loß net d'Fiss (Füße) an m'r abbutze — Die blose all aus em Loch — Die hot e heroischs Schenie (Genie).

Befriedigung: sou — jetzt wär derre Gäs (Ziege) geschtreut — Bei der hawi en Schte(in) im Brett — die is schnegegefett — Dem haw i emol en Treff gewe — Des is Wasser uf dene ihr Mühl — in dere Wäsch haw i ke Hem(d) drin — Nagedappt un g'hatte (gehabt) — Dem haw i emol en Bäre ufgebunne.

Ratschläge: Besser m'r geht zum Schmied wie zum Schmiedle — Do kannscht d'r e routs Röckle verdiene — M'r welle's erscht ze Fade schlache — Bisch uff'm Holzwech — Loß d'r nor ke Flöh in d'Ohre setze — N'r net lang g'fackelt — Des druckt d'r ke Ripp raus — Du d'r nor ken Doud an — Du kannscht dei Hewele (Hau) schtegge (stecken) lasse — Mol net de Deifel an die Wand — For's Geld krieg'scht Anisplätzli a hinnenei geblose.

Eigensinn: Un wann de Deifel uf Sctelze kummt — kannsch an de Wand verrecke —

Un wann's Katze hachelt — Bisch en rechte Dickkopf — Der is hartgsodde — ... hartgschlache — dir werd e Extra-Wärschtle gebrode — Die kenne nix, wie uff em rumreide — un wann's Kühdreck rechert! — Do beißt ke Maus en Fade ab — Un wann's Gerschtle ganz druffgeht.

Unerträglichkeiten: Mit dem is net gut Kersche esse — Noch dem seinere Pfeiffe soll alles danze — 's geht em durch Mark un Bee (Bein) — Du geisch m'r uff d'Nodel (Nadel) — Des schtinkt m'r krandich.

Unangenehmes: Do haw'i in e Weschbenesch g'schtichert — er is mit m'r brochtes (hebräisch = überkreuz) — heit geht m'r alles geche de Schtrich — do kennt m'r grad ufamseln — Du kauscht (kauen) awer houch.

Verärgerung und Zorn: Do mögscht grad uff der Sau fort — Jetzt werd m'rs ze dick — des is underm Hund — do mecht'sch naus wu ke Loch is — kannscht mi gärn häwe — ... am Buckel nufschteige — was is d'r denn üwers Läwerle gekrawelt — bisch en Nachel zu mei'm Sarch — do megscht grad an de glatte Wand nuff — hoscht Dein Kropf ausgeleert — Du bringscht mi no(ch) under de Boude — uf den hawi en Bick (Zorn) — Do is Feier underm Dach — den haw i uf de Ladd — dem geh i uff d'Socke — do hört de Gemüshandel uf.

¹⁾ Wörterbuch der deutschen Volkskunde (Kröners Taschenausgabe Band 127) S. 719.

Berichtigung und Ergänzung

Zur Abhandlung „Kleinod auf dem Kalksteinfelsen“ (Badische Heimat. Heft 3, August 1972, S. 226—233 griff der Autor Gernot Umminger auch auf einen Beitrag „Gochsheim's Glanzzeit lag im Mittelalter“ (Bruchsaler Rundschau, Samstag, 23. April 1960, S. 25) von Helmut Reichert zurück. Diesem Aufsatz lagen — ohne Wissen des Verfassers — Jahre vorher in der Bruchsaler Rundschau veröffentlichte Arbeiten von Rudolf Herzer zugrunde. In diesem Zusammenhang sei auch noch auf zwei Veröffentlichungen von Rudolf Herzer hingewiesen: Herzer, Rudolf/Käser Heinrich, Sippenbuch der Stadt Gochsheim Landkreis Bruchsal in Baden, Grafenhausen bei Lahr/Baden 1968 = Deutsche Ortssippenbücher 39, Badische Ortssippenbücher 19 und Herzer, Rudolf, Scharfrichter, Stadtgerichte und Stadtordnungen in Gochsheim, Selbstverlag der Stadt Gochsheim 1970 = Beiträge zur Geschichte der Stadt Gochsheim 1.

gez. G. Umminger

Studien zur Amerikaauswanderung aus Baden-Durlach für das Jahr 1750

Von F. Krebs, Speyer

Grundlage für die Veröffentlichung sind wie bei früheren Aufsätzen (in Badische Heimat, 36. Jahrgang 1956, Heft 2 und ebenda 42. Jahrgang 1962, Heft 1/2) die Hofrats- und Rentkammerprotokolle von Baden-Durlach im Generallandesarchiv Karlsruhe für das betr. Jahr. In dem betr. Zeitraum hat nicht nur eine beträchtliche Auswanderung nach Übersee (Amerika), sondern auch nach Siebenbürgen und Ungarn stattgefunden. Von Interesse sind die Begründungen der Auswanderungslustigen für ihr Vorhaben (meist schlechte wirtschaftliche Verhältnisse), aber auch die Stellungnahme der Behörden zur Auswanderung. Fortgelassen wurden Leute mit geringem Vermögen, schlechtem Leumund und wenn der betr. Ort bereits überbevölkert war. Im Einzelfalle wurde unter Umständen sogar die persönliche Entscheidung des Landesherrn eingeholt.

Nach Pennsilvanien abziehen durften gegen eine Taxe von 15 fl. der leibeigene Untertan von Blankenloch Johannes *Reuschle* (Reuschlin) mit Frau und 2 Kindern (Pr. 845 Nr. 35, Pr. 1325 Nr. 208), ebenso mit Weib und Kindern Simon *Merckle* (Mercklin), Jacob *Merckle* (Mercklin), und Jung Jacob *Wentz*, sämtlich aus Graben gegen eine Manumissionsgebühr 12 fl., 24 fl. bzw. 14 fl. (Pr. 845 Nr. 268, Pr. 1325 Nr. 723—25) (Jacob *Merckle*, Simon *Merckle*, Jacob *Wentz*, Schiff Edinburgh, 13. August 1750) und aus demselben Ort mit dem gleichen Reiseziel die 2 ältesten Töchter des Peter *Lind*, Eva Elisabeth und Margaretha (Pr. 845 Nr. 409, Pr. 1326 Nr. 1011), schließlich auch noch aus Graben Johannes *Hafner* (gegen 5 fl. Gebühr), Michael *Heinle* (Heile) (gegen 25 fl. Gebühr) und Wendel *Renninger* (gegen 34 fl.

Gebühr), nach einem Bericht des betr. Oberamts „solche insgesamt, deren man wohl entübrigt werden könne“ (Pr. 845 Nr. 488, Pr. 1326 Nr. 1114—16) (Johannes *Haffner*, Wendel *Renninger*, Michel *Heinle*, Schiff Edinburgh, 13. August 1750). Mit demselben Schiff landete in Philadelphia auch Jacob *Koch* aus Berghausen, der um 17 fl. manumittiert worden war, um nach Pennsilvanien ziehen zu können (Pr. 845 Nr. 406, Pr. 1326 Nr. 1010). Von Georg Ludwig *Pallmer*, dem ledigen Bader von Linkenheim, der ebenfalls nach Pennsilvanien wollte, und dessen Gesuch vom Hofrat und Oberamt befürwortet wurde, konnte ich weder in den Rentkammerprotokollen noch in den Schifflisten des Hafens von Philadelphia noch etwas finden. Michael *Krämer*, der 65 Jahre alte Bürger von Singen, der mit seiner 66 Jahre alten Ehefrau Margaretha ebenfalls nach Pennsilvanien wollte, wurde nicht manumittiert, weil er im Lande bleiben wollte (Pr. 845, Nr. 315, Pr. 1325 Nr. 701). Dagegen durfte aus demselben Ort Johann Georg *Reyling* (Raylin) gegen 30 fl. Manumissionstaxe mit Ehefrau und der 17jährigen Stieftochter Anna Maria *Farr* nach Amerika abziehen. Nach Pennsilvanien abziehen konnte ferner Michael *Moll*, der verschuldete Einwohner von Niefern, der sich nicht das Lob eines guten Haushälters erworben hatte, gegen eine Manumissionstaxe von 17 fl. (Pr. 845 Nr. 546, Pr. 1326 Nr. 1191). Bei Matthäus *Eurich*, dem leibeigenen Bürgersohn von Dürrn, mit dessen Abzug man einverstanden war, weil sein Vermögen nur 50 fl. betrug, konnte ich in den Rentkammerprotokollen nichts über die Manumission finden, er landete aber 1750 mit dem Schiff Royal Union in Philadelphia als Matheas *Eyrich* (Pr. 845 Nr. 447). Bei

Adam *Reichenbacher*, dem Bürger zu Söllingen, der ebenfalls in das „neue Land“ (Amerika) wollte, dessen Vermögen nach Abzügen noch 265 fl. betrug, und der ohne seine Ehefrau fortziehen wollte, weil er mit ihr in beständigem Zank lebte, und der nach dem Bericht des Oberamts Durlach „nicht zum besten hause, folglich wenig Nutzen vor Serenissimum noch weniger aber vor die Commune von ihm zu hoffen seye“, war man mit der Klärung seiner Eheaffaire vor dem Ehegericht und etwaiger Trennung der Ehe einverstanden, er wurde gegen Zahlung von 27 fl. manumittiert (Pr. 845 Nr. 408, Pr. 1326 Nr. 1849). Große Schwierigkeiten gab es bei den Einwohnern von Deutschneureut Hans Georg *Dillmann* und Florian *Brunn*, die ebenfalls nach Pennsilvanien wollten, die man aber wegen ihres beträchtlichen Vermögens nicht abziehen lassen wollte. Ersterer wollte trotz Wider ratens des zuständigen Oberamts abziehen, „weil er sich mit seiner Familie nicht mehr nähren könne“, letzterer aus demselben Grund, weil ihm nach Entrichtung der jährlichen Gült und Bezahlung von Hirten zur Abstellung des Wildschadens kaum mehr etwas zum Leben übrig bleibe. Beider Gesuche wurden schließlich durch eine resolutio Serenissimi (Entscheidung des Markgrafen) ab geschlagen, weil sie durch Vernachlässigung ihrer Wirtschaft und teilweisen Verkauf ihrer Güter die Auswanderung hatten erzwingen wollen (Pr. 845 Nr. 452, 568, 641, Pr. 846 Nr. 694). Hans Georg Dillmann landete jedoch 1751 mit dem Schiff *Brothers* im Hafen von Philadelphia (Eidesleistung 16. Sept. 1751).

Wegen des hohen Vermögens wurde auch das Auswanderungsgesuch des Melchior *Geiser* von Wolfartsweier durch den Landes herrn (Resolutio Serenissimi) zunächst abgelehnt, obwohl das Oberamt Durlach für die Auswanderung war, weil er „als Bauersmann sein considerable anzusehen gewesenes Vermögen bereits durch allerhand unbedacht-

same liederliche Händel ziemlich verringert habe“ und da er „einem unfruchtbahrem Ast gleichendes Mitglied menschlicher Societät ihm oder wohl gar mehreren Membris im Wege nicht länger gelassen werden möchte“. Als aber im gleichen Jahre die Gemeinde Wolfartsweier mit der Bitte vorstellig wurde, ihm doch die Auswanderung zu gestatten, da er nicht imstande sei, die Seinigen zu ernähren und zu befürchten sei, daß er nach dem Verzehr seiner (geringen) Habe mit Weib und Kindern der Commune zur Last fallen würde, wurde er schließlich gegen Zahlung von 50 fl. manumittiert (Pr. 845 Nr. 615, Pr. 846 Nr. 693, Nr. 848, Pr. 1326 Nr. 1650) und landete als Melchior Geissert mit dem Schiff *Brotherhood* 1750 in Philadelphia. Nach Pennsilvanien abziehen konnten Georg *Huber* von Niefern gegen Zahlung von 19 fl. (Pr. 846, Nr. 778, Pr. 1326 Nr. 1609), (vermutlich Johann Georg Huber, Schiff *Two Brothers*, 28. August 1750), ferner noch Anton *Hauer* von Blankenloch (Pr. 848 Nr. 2475, Pr. 1329 Nr. 4482) (wohl Anthony Hauer, Schiff *Brothers*, 16. Sept. 1751), Jacob *Lehmann* aus demselben Ort (Pr. 848 Nr. 2475, Pr. 1329 Nr. 4483) (Jacob Lehmann, Schiff *Brothers*, 16. Sept. 1751) und endlich Friedrich *Kloppey*, Bürger und Schreiber zu Weiler bei Pforzheim, der nach dem Bericht des Oberamts Pforzheim ein schlechter Haushälter war, an dem der Flecken nichts verliere (Pr. 848 Nr. 2539, Pr. 1329 Nr. 4484) (Friedrich Kloppeyn, Schiff *Two Brothers*, 21. Sept. 1751). Bei Adam *Pfisterer* aus Bauschlott, der mit Weib und 5 Kindern um die Entlassung von der Leibeigenschaft bat und nach dem Bericht des Oberamts Pforzheim nur 43 fl. besaß und „von der Gattung dererjenigen seyn, die man wohl entbehren könne“, ist zwar nicht das Reiseziel angegeben und eine Manumission konnte ich auch nicht finden, er ist aber wohl mit dem Hans Adam Pfisterer identisch, der 1750 mit dem Schiff *Two*

Brothers in Philadelphia landete (Pr. 846 Nr. 859). Trotz ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens durften endlich Christoph Peter *Zechiel* und Jacob *Schwartz* von Auerbach nach Pennsilvanien auswandern und zwar

durch direkten Entscheid des Landesherrn und auch das Oberamt Durlach hatte nichts einzuwenden, weil der Ort sowieso schon mit Leuten übersetzt sei (Pr. 848 Nr. 2575, 2576, Nr. 2683—847).

Buchbesprechungen

Das Großherzogtum Baden: Reprint-Ausgabe nach dem Erstdruck von 1885 mit vollständigem Ortsverzeichnis, in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. (Horst Bissinger KG, Verlag und Druckerei, Magstadt bei Stuttgart, 1968; 1000 Seiten mit einer Karte, brosch. DM 38.—)

Zu vermelden ist ein Fund, der seinerseits eine ganze Fundgrube eröffnet. Eine Fundgrube mindestens für den nicht-zünftigen Historiker und für alle Mitbürger aus badischem Land, die an historischen Fakten interessiert sind, ohne zu wissen, wie solche Fakten abseits von den großen öffentlichen Büchereien oder Archiven beschafft werden können. In Bibliotheken und öffentlichen Büchereien findet sich die bald 90 Jahre alte Originalausgabe freilich noch immer. In Privatbibliotheken badischer und außerbadischer Historiker wird man sie jedoch nur noch selten antreffen.

Der rührige Horst Bissinger Verlag hat der Reihe der seit Anfang der 60er Jahre als REPRINT-Ausgabe erscheinenden berühmten württembergischen Oberamtsbeschreibungen mit diesem Neudruck eine vergleichbare Tatsachensammlung über das Land Baden an die Seite gestellt. Je nach dem Interessengebiet des Lesers kann man sich über die geographischen (Prof. Dr. Kienitz), geologischen (Prof. Dr. Platz), klimatischen (L. Wirtenberger) oder über botanische Gegebenheiten (Döll) und über die Fauna des Landes (Prof. Nüsslin) unterrichten. Der umfangreiche geschichtliche Teil wird bestritten von Bissinger und Dr. F. von Weech, dem bekannten Historiographen. Dem Integrationszweck des Originalwerkes entsprechend und den damaligen Tendenzen ist dieser geschichtliche Teil vorwiegend unter dynastischen Gesichtspunkten dargestellt, die heute weniger interessieren.

Aber dann wird es hochinteressant: Über die einzelnen Stämme, ihre Mundarten und ihren Sagenschatz berichtet Karl Gustav Fedt, den wir noch als Verfasser eines Lesebuchs für die höheren Schulen in Erinnerung haben. Auf über 100 Seiten berichtet Dr. Hardeck über Einzelheiten aus der Bevölkerungsstatistik. Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes werden von Buchenberger (Landwirtschaft und Fischerei), Schuberg (Forstwirtschaft), Honsell (Bergwesen), Landgraf (Handel und Gewerbe) sowie von Schenkel, Honsell und Seubert (Land- und Wasserstraßen, Eisenbahn- und Postwesen) abgehandelt.

100 Seiten sind dem Staat und seiner Verwaltungsorganisation gewidmet (von Jagemann, Schenkel) mit aufschlußreichen Sonderkapiteln über Kultur und Unterricht (Otto, Joos) sowie über das staatliche Finanzwesen. Ganz besonders wertvoll ist das über 200 Seiten umfassende alphabetische Verzeichnis aller Städte und Gemeinden des Landes. Hierin werden nicht nur topographische Angaben gemacht, sondern auch über die Zahl der Wohngebäude, der Haushalte, der öffentlichen Gebäude und Kulturdenkmäler, der Einwohner nach Konfessionen, der Gewerbebetriebe — dies alles umrahmt von Wissenswertem aus der Ortsgeschichte.

Von dem Kartenmaterial des Originalwerkes ist leider nur die topographische und Verkehrskarte aufgenommen, mindestens die historische Karte hätte als höchst wünschenswerte Ergänzung der Neuausgabe wohl angestanden, solange der Historische Atlas des baden-württembergischen Landesvermessungsamts noch nicht vollständig vorliegt.

Was aus der Fülle des Inhalts soll hier besonders herausgestellt werden? Die Fülle ist so umfassend, daß nur Andeutungen möglich sind. Man mag sich erinnern, daß bei Herausgabe des

Buches das Großherzogtum gerade erst 80 Jahre alt war, und daß nur ein Menschenalter vorher durch die Wirtschaftsnöte der 40er Jahre und durch die revolutionären Ereignisse von 1848/49 tiefe Erschütterungen eingetreten waren. Entsprechend zurückhaltend sind deshalb die Angaben über jene Zeit, wengleich nicht verhehlt wird, daß Großherzog Ludwig nach Karl Friedrich die Hoffnungen des Landes nicht erfüllte, und daß die viel gerühmte erste deutsche Landesverfassung sein Werk im Grunde nicht gewesen ist. Unter dem Gesichtspunkt, daß nach mittelalterlicher Auffassung der Staat eigene Rechtspersönlichkeit nicht besaß, sondern mit Staatsgebiet und Einwohnerschaft Familiengut des Fürsten war, wird betont, daß die territoriale Entwicklung Badens im wesentlichen durch Heiraten, Kauf, Tausch, Lehensheimfall, Vermächtnis und Erbschaften zustande gekommen war, zum geringsten Teil durch kriegerische Entwicklungen. Als Ergebnis solcher Betrachtungsweise wird dann buchstäblich erklärt, nichts sei rötlicher als die Annahme, das Fürstenhaus bezöge irgendwelche Einnahmen aus Steuern oder aus Staatserträgen. Es überlasse vielmehr umgekehrt von seiner „Eigentumsrente“ seit der Staatsgründung alljährlich Millionenbeträge dem Staat, der nur auf dem kleineren Teil der Staatsdomäne Eigentumsansprüche und nur auf geringe Beiträge zu den Landeskosten einen Rechtsanspruch habe. Diese Auffassung hat dann bei der Abfindung des großherzoglichen Hauses nach 1918 offensichtlich eine Rolle gespielt, über deren politische Zweckmäßigkeit man im Zweifel sein darf.

Wohin man sonst schaut, interessante Einzelheiten in Menge: die Zunahme der Straftaten wird beklagt, aber unter den verschiedensten Gesichtspunkten sachgemäß relativiert, bis zur Zunahme der Meineide „aus konfessionellem Fanatismus“. Auch die Zunahme von Delikten gegen das Leben erfährt im Zusammenhang mit den ausländischen Beschäftigten bei den Eisenbahnbauten der Jahrhundertmitte eine auch heute wieder interessante Beleuchtung. Hauptlehrer an Volksschulen erhielten je nach Gemeindegröße zwischen 780.— und 1200.— Mark Gehalt (jährlich!), seit 1880 gibt es auch Lehrerinnen. „Gelehrtschulen“ waren nur die 14 humanistischen Gymnasien mit 5200 Schülern und 300 Lehr-

kräften und einem Gesamtaufwand von 900 000 Mark jährlich, davon 80 v. H. für die Besoldung.

Es kann nicht der Sinn dieses Berichtes sein, den gesamten Inhalt des 1000-Seiten-Werkes hier wiederzugeben. Jeder historisch Interessierte wird sich herausuchen, was gerade ihn besonders interessiert. Besonders reizvoll im Zusammenhang mit der jetzigen Kreisreform und den Gemeindegemeinschaften sind die Angaben über die Bevölkerungsentwicklung zwischen 1812 und 1880 in Gemeinden über 3000 und in solchen unter 3000 Einwohnern. Interessant auch, gemessen an unserer heutigen Vorstellung, die Pro-Kopf-Zahlen der Wohnräume in den einzelnen Kreisen: 1864 entfielen im Landesdurchschnitt auf einen Einwohner 0,63 Wohnräume, in den Städten etwas mehr (0,77), auf dem Lande noch weniger (0,61). Über einen eigenen Küchenraum verfügten damals nur zwischen 93 und 98 v. H. der Haushaltungen. Unerwartet gering ist die Zahl der jeweils im Landesdurchschnitt zu einer Familie gehörenden Personen: In den Städten über 20 000 Einwohner 2,58 Kinder je Familie, in ländlichen Gebieten 3,16 bis 3,83. Unerwartet klein ist damals schon die Zahl der sonstigen Verwandten innerhalb eines Haushalts. Die heutige Kleinfamilie scheint also nicht nur eine Erscheinung erst des 20. Jahrhunderts zu sein.

Solange der seit Jahren erwartete 2. Band der Geschichte Badens von Sütterlin-Zier nicht vorliegt, ist das hier als REPRINT-Ausgabe angezeigte Werk eine notwendige Ergänzung des bereits erschienenen 1. Bandes. Aber auch dann, wenn der 2. Band vorliegt, wird „Das Großherzogtum Baden“ wegen seines über die reine Landesgeschichte weit hinausgehenden soziologischen und naturwissenschaftlichen Inhalts den ihm gebührenden Platz in hoffentlich vielen Privatbüchereien bewahren. Unvermeidlich allerdings ist bei der REPRINT-Ausgabe des Originals von 1885, daß der jüngere Leser sich erst wieder auf den Fraktur-Druck einstellen muß.

Dr. W. Wipprecht, Renningen

P. Meyer-Siat: Stiehr-Mockers, Facteurs d'Orgues — Archives de l'Eglise d'Alsace, Hagenau — Tome XX n. s. — 1972/73 — 759 Seiten

Von Professor Pie Meyer-Siat, dem Straßburger Orgelwissenschaftler, erschien als Doppel-

Jahresband des kirchengeschichtlichen Vereins unseres Nachbarlandes eine Arbeit über die Orgelbauer Stiehr-Mockers, die für die Kenntnis des elsässischen und badischen Orgelbaues (18./19. Jhd.) außerordentlich wichtig ist. In die lange Reihe orgelkundlicher Publikationen des Autors fügt sich die Stiehr-Mockers-Monographie als ein Hauptwerk ein, das ähnlich bahnbrechend wie seine 1965 herausgegebene Bearbeitung von Leben und Werk der oberelsässischen Orgelbauer Callinet wirken wird.

Um die wissenschaftliche Bedeutung der neuen Veröffentlichung erkennen zu lassen, muß ich die Geschichte der Orgelforschung unseres Jahrhunderts selber etwas streifen: Schon früh bekämpfte die im Elsaß entstandene Reformbewegung (Emile Rupp, Albert Schweitzer) den um 1900 in künstlerischer Bedeutungslosigkeit versinkenden Bau der „orchestralen Orgel“ und setzte mit dem Ruf „Zurück zur wahren Orgel“ die Dispositions- und Konstruktionsprinzipien der im 18. Jahrhundert meisterhaft gebauten „orgue polyphonique“ wieder durch. Die damit verbundene Rückbesinnung ließ die Werke der Straßburger Orgelbauer Silbermann erneut zu Ehren kommen. Die Franzosen erkannten wieder den Wert von Clicquot, in Norddeutschland wandte man sich den Werken von Praetorius und Schnitger zu, während in Süddeutschland Gabler und Riepp wieder gebührend beachtet wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg richtete sich in Baden das Interesse auf die Rastatter Hoforgelmacher Stieffell, deren Werke denen der Straßburger Firma Silbermann nicht nachstanden. (B. Sulzmann, A. Hohn) Unbestreitbares Verdienst P. Meyer-Siats war es, ins Gedächtnis zurückzurufen, daß die französischen Meister Callinet die von den Süddeutschen Riepp und Rabiny in Dijon begründete Orgelbauanstalt während des 19. Jahrhunderts in Rufach (Oberelsaß) fortführten und an den Überlieferungen ihres Hauses festhielten.

Während in den Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts die Straßburger Silbermann-Werkstatt erlosch, setzte sich im unterelsässischen Seltz der deutsche Orgelmacher Michael Stiehr (1750 bis 1829) fest, dessen Firma bald unter ihm (und erst recht unter seinen Söhnen, die sich mit ihrem Schwager F. X. Mockers zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschlossen) so aufzublühen

begann, daß sie fast eine monopolartige Stellung auf dem Gebiet des Orgelbaues zwischen 1800 und 1870 im Unterelsaß errang. Stiehr, in Kürnach bei Würzburg geboren, war nach der Ausbildung in seiner fränkischen Heimat (die Zusammenhänge weisen auf den bedeutenden Würzburger Johann Philipp Seuffert als Lehrmeister hin) auf die Wanderschaft gezogen und als Werkmeister in die Dienste des (ebenfalls aus Würzburg stammenden Rastatter Orgelmachers Ferdinand Stieffell (1737—1818) getreten. Stieffell, der Orgelneubauten im Unterelsaß übernommen hatte, entsandte seinen Mitarbeiter Michael Stiehr auch nach Seltz. Die Gegebenheiten lassen vermuten, daß Letzterer dort im Gasthaus zur Rose Quartier bezog, sich in die Wirtstochter verliebte und sich für immer als selbständiger Meister in der unterelsässischen Gemeinde niederließ. 1782 war Stiehr mit Pflegetarbeiten an der Rosheimer Silbermann-Orgel beschäftigt und lernte so auch die Werksgeheimnisse der großen Straßburger Berufsgenossen kennen. Wie Stieffell und Silbermann lieferte die Stiehr-Werkstatt (im 19. Jhd.: Stiehr-Mockers) Orgeln von hoher Qualität. Meyer-Siat beschreibt präzise 374 ausgeführte Arbeiten, von Umfang und Werksanalyse her eine gewaltige wissenschaftliche Leistung. Die zahlreich angemerkten Beziehungen zu rechtsrheinischen Ortschaften und Persönlichkeiten verdienen dabei unsere besondere Aufmerksamkeit. Daß Louis Mockers, der letzte Vertreter der Seltzer Orgelbauersippe, 1920 seine Tätigkeit einstellte, hatte seinen Grund nicht etwa in geringer Leistungsfähigkeit oder selbstverschuldetem geschäftlichem Zerfall, sondern in Wirklichkeit in den fatalen Bedingungen der sogen. Experten, die als Anhänger des in Mode gekommenen pneumatischen Orgelbaues, den Orgelmachern keine andere Wahl ließen, wenn sie nicht bereit waren, von ihren altbewährten Konstruktionsprinzipien abzugehen und auf die neue Linie einzuschwenken.

Dem äußerst materialreichen Buch P. Meyer-Siats kann ich nur wünschen, daß es auch in Deutschland die Verbreitung finde, die es verdient. Niemand, der sich für die Geschichte des Orgelbaues im Elsaß und im angrenzenden Baden interessiert, wird die neue monumentale Arbeit des elsässischen Orgelforschers übersehen dürfen.

Hermann Brommer

Rudolf Morath: „Blasiwald im Hochschwarzwald — Heimat des Universitätsbildhauers Joseph Hörr“ — Heimatbuch der Schwarzwaldgemeinde Blasiwald, 1972 — 420 Seiten, 380 Abbildungen, Ganzleinenband — Zu beziehen bei Rudolf Morath, 79 Ulm a. D., Wörthstraße 1

Nach jahrzehntelangen Vorarbeiten schrieb Rudolf Morath — aus alteingesessenem Blasiwälder Geschlecht stammend — das Hohe Lied seiner Heimat nieder. In Umfang und Aussage bedeutend über das 1957 veröffentlichte Heimatbüchlein hinausgehend, zeichnet sich seine neue Ortschronik durch den Wert für die allgemeine Kunst- und Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes besonders aus. Flüssig und leicht verständlich schreibend, versteht es der Autor, seine Leser in jedem der zahlreichen Abschnitte zu fesseln. Was außerdem sehr hervorgehoben zu werden verdient, sind die instruktiven, meist vom Autor selbst stammenden photographischen Abbildungen, die mit Landschaftsbezeichnungen des Heidelberger Professors Hermann Röth kombiniert wurden.

Als Rudolf Morath vor zwanzig Jahren in unserer Zeitschrift (Mein Heimatland 32. Jg./1952, S. 106—119) seinen ersten Beitrag über den Bildhauer Joseph Hörr (1732—1785) veröffentlichte, war bereits damals sein Interesse für Leben und Werk des aus Blasiwald hervorgegangenen Barockmeisters zu spüren. Inzwischen hat sich der Forscher so intensiv um sein Lieblingsthema weiterbemüht, daß er wie kein anderer dazu ausersehen erschien, dem berühmtesten Sohn der Schwarzwaldgemeinde im Rahmen des Heimatbuches ein Denkmal zu setzen. So geriet denn seine Abhandlung „Joseph Hörr, Bildhauer aus Blasiwald“, die allein ein Drittel der gesamten Seitenzahl einnimmt, zum Glanzstück der Chronik. Unbestreitbar hat der 1732 in Blasiwald-Althütte geborene Künstler eine solche Würdigung verdient. Als Schüler und Mitarbeiter der beiden süddeutschen Meister Joseph Christian und Johann Christian Wentzinger erlangte Joseph Hörr (dessen Name künftig nur noch in der von Rudolf Morath begründeten Schreibweise verwendet werden sollte) eigene künstlerische Bedeutung, als er 1763 auf Empfehlung des Fürstabtes Meinrad Trooger von

St. Blasien nach Freiburg übersiedelte, um Universitätsbildhauer zu werden und eine sichere Existenz zu finden. Während die Skulpturen des Freiburger Bildhauers Wentzinger ein geradezu klassisches Barockideal verkörperten und der Schwarzwälder Matthias Faller sich mit Erfolg dem Rokoko hingab, stieg Joseph Hörr im Breisgau zum Hauptmeister des frühen Klassizismus auf, einer Stilrichtung, wie sie etwa Simon Göser im Bereich der Malerei vertrat. Erlesene Werke aus Holz, Stein und Stuck, die auch heute noch durch sanfte Anmut, Würde und Beseeltheit bezaubern, gingen aus der Werkstatt des Bildhauers hervor. Alle diese Arbeiten erstmals in Abbildungen lückenlos vorzustellen, ist ein besonderes Verdienst des neuen Blasiwaldbuches, zu dem jeder Kunsthistoriker und Heimatkundler wird greifen müssen, wenn er die Bildhauerei des 18. Jahrhunderts in Südwestdeutschland studieren will.

Unter Mitverwertung früherer Forschungen der Blasiwälder Lehrer K. F. Wernet und J. Fitterer fügte der Autor in den übrigen Kapiteln ein buntes Mosaikbild aus Geschichte und Gegenwart seines Heimatdorfes zusammen. Chronologisch wohl absichtlich nicht streng geordnet, spannt sich der Bogen von der geologischen Struktur der Gemarkung bis zu den Ereignissen der jüngsten Zeit. Darunter sind die wirtschaftsgeschichtlich interessanten Ausführungen über die sanktblasianischen Glashütten, die Glockengießfamilie Muchenberger und den Bau des Schluchseewerkes allgemein zu beachten. Als feine Ergänzung schob R. Morath in die örtliche Schulgeschichte die von ihm entdeckten „Kurzgefaßten Regeln der Schreibkunst“ ein, mit denen Fürstabt Martin Gerbert 1772 den Recht- und Schönschreibunterricht seiner Landschulen reformierte. Aus der Vielfalt der mehr lokal bedeutungsvollen Abschnitte ragen noch die Flurnamen- und Mundartwörterammlung, die Beschreibung der typischen „Schwarzwaldhäuser“ und die Wappentafel der Äbte St. Blasiens heraus. Alles in allem, ein reiches Heimatbuch, um das Blasiwald zu beneiden ist und dem ich — wegen seiner allgemeinen Bedeutung — Aufnahme in die Büchereien aller an der Geschichte des Schwarzwaldes interessierten Persönlichkeiten und Institutionen wünschen möchte.

Hermann Brommer

Adolf Wangart: „Das Münster zu Freiburg im Breisgau im Rechten Maß“ (Verlag Karl Schillinger, Freiburg i. Br. 1972)

Es sind genau 150 Jahre her, daß der in die Geschichte eingegangene Kölner Kunstgelehrte Sulpiz Boisserée, einer der ersten Mahner zur Rückbesinnung auf die Werte mittelalterlicher Kunst, in seiner „Geschichte und Beschreibung des Kölner Domes“ sich mit Fragen der Proportionsgrundsätze an diesem Bauwerk auseinandergesetzt hat. In der Zwischenzeit ist eine ganze Anzahl von Abhandlungen über den gleichen Fragenkomplex in der historischen Baukunst schlechthin erschienen. Als eine hervorragende Ergänzung, bzw. Weiterführung dieses Themas unter Konzentration auf eines der schönsten Bauwerke der Gotik, das wir überhaupt besitzen, das Freiburger Münster, darf man die Arbeit von Adolf Wangart bewerten. In einem Studium, das sich über ein halbes Jahrhundert erstreckt hat, ausgestattet mit außergewöhnlicher, mathematischer Begabung, ist er den Geheimnissen der Freiburger Münsterbauhütte auf die Spur gekommen. Mit seiner Arbeit hat Adolf Wangart einmal mehr bewiesen, wie recht Georg Dehio hatte, als er in seiner „Geschichte der Deutschen Kunst“ folgende Sätze über die gotische Baukunst geprägt hat:

„Die Baukunst wurde zur Wissenschaft. Bis zu welchem Grade sie schon mathematisch begründet gewesen ist, läßt sich nicht genau ermitteln. Jedenfalls beruhten die meisten Konstruktionen, die heute exakt berechnet werden, damals auf bloßer Erfahrung. Daß diese in Formeln gebunden wurde, ist dennoch gewiß. Dieselben wurden in den Bauhütten als Geheimnis überliefert. Auch solche Teile des Bauentwurfs, die der moderne Künstler gefühlsmäßig behandelt, vor allem die Proportionen, war man bestrebt, in geometrischen Formen festzulegen. Es gab eine Methode der Proportionierung AD QUADRATUM und eine andere AD TRIANGULUM. Wir können diesen noch ziemlich dunklen Fragen hier nicht näher nachgehen. In jedem Falle war die in ihrer Entwicklung zur Ruhe gekommene gotische Baukunst in viel höherem Grade als die romanische an Regeln gebunden; Neigung zum Schematisieren und Theoretisieren charakterisiert das Geistesleben des späten Mittelalters auf jeglichem Gebiet.“

Adolf Wangart hat nunmehr in ähnlicher Weise wie der Braunschweiger Kunsthistoriker Konrad Hecht (Maß und Zahl in der gotischen Baukunst) oder der Proportionsforscher Karl Freckmann, Boppard (Proportionen in der Architektur), diese von Dehio noch ganz als „dunkle Fragen“ bezeichneten Probleme aufgeheilt. Er entdeckte, was den alten Meistern das Wesentliche war: das Grundmaß und die einheitlich strenge Proportionierung des gesamten Bauwerks. „Erst damit erklärt sich die vollendete Harmonie, eine Erkenntnis, die bisher verborgen geblieben war“ (K. Freckmann).

Von den verblüffenden Proportionszusammenhängen, die Wangart am Freiburger Münster von der Gesamtanlage bis ins Detail und vom Chorhaupt bis zur Spitze des Turmes entdeckt hat, seien hier einige charakteristische Beispiele herausgegriffen:

Das am nordwestlichen Turmstrebepeiler in die Wand eingelassene Ellenmaß von 54,0 cm Länge ist das *Einzel-Grundmaß* für die gesamten Messungen.

Das GOTISCHE GRUNDMASS von 21 Ellen als Abstand von Pfeilermitte zu Pfeilermitte (in Quer-, d. h. Nord-Südrichtung) ist das Maß, mit welchem der gesamte Münsterbau, einschließlich Chor und Turm einheitlich gestaltet worden ist.

Der gotische Baumeister hat die Jochbreite (also in Längs-, d. h. Ost-Westrichtung) durch Aufteilung des Grundmaßes von 21 Ellen nach dem GOLDENEN SCHNITT gefunden, wobei der Major des Goldenen Schnittes die ganze Akardenfolge von der Vierungsachse bis zur Turmachse bestimmt.

Anlage und Aufbau des ganzen, gotischen Münsters, einschließlich Chor und Turm, erfolgte vom Gesamten bis ins Detail nach einem TRIANGULATIONS-SYSTEM, welches die Durchführung des Goldenen Schnittes ermöglichte.

Dem Hauptturm liegt nicht ein ornamentaler Baugedanke zugrunde; er wurde vielmehr in konsequenter Konstruktion nach dem Goldenen Schnitt und nach der Triangulation vollendet gestaltet. Aber schon mit Beginn des Turm-Unterbaues, d. h. bei der Fundierung, mußten die Erbauer mit der endgültigen Turmhöhe gerechnet haben.

Dem figürlichen Schmuck am Turm liegt eine tiefe, auch hier bis ins einzelne gehende Symbolik zugrunde, der in dieser Schrift ein ausführliches Kapitel gewidmet ist, wobei auch hier in die „Mystik der Zahl“ eingedrungen wird.

So stellt Adolf Wangart auf 46 Seiten des im Folio-Format gehaltenen schön gedruckten Buches in anschaulicher Weise das Ergebnis seiner Untersuchungen vor. Er ergänzt sie eindrucksvoll durch 20 selbst gefertigte Pläne — Grund-, Aufrisse, Ansichten und Details — in denen durch teilweise farbig abgesetzte Zirkelschläge die unzähligen Maßzusammenhänge und Proportionen verdeutlicht werden. Wir möchten dieser dankenswerten Arbeit von Adolf Wangart einen recht großen, interessierten Leserkreis wünschen.

Martin Hesselbacher

Franz Kirchheimer: Erläuterter Katalog der deutschen Flußgold-Gepräge. 100 Seiten, 117 Abbildungen, 1 Übersichtskarte. Kricheldorf Verlag Freiburg im Breisgau 1972

Der als Numismatiker mehrfach hervorgetretene Präsident des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg — Prof. Dr. Kirchheimer schuf einen Katalog von Münzen und Medaillen, die durch Darstellungen oder Inschriften als Gepräge aus deutschem Flußgold gekennzeichnet sind. Dazu wurden Ergebnisse eines seit langem vorbereiteten Werkes über die Goldwäscherei verwertet.

Für die speziellen Bedürfnisse der Münzensammler sind die einzelnen Gepräge abgebildet und genau beschrieben. Es werden prägetechnische Angaben gemacht und verschiedentlich Preise angeführt. Die Hinweise auf die numismatische Literatur ermöglichen Detailstudien.

Bei den goldführenden Flüssen handelt es sich um Rhein, Eder und Donau mit Isar und Inn. Die einzelnen Gebiete sind jeweils getrennt dargestellt, wobei zunächst eine lagerstättenkundliche, geschichtliche und bergwirtschaftliche Übersicht gegeben wird.

Wichtigstes Goldgebiet ist die *Oberrheinische* Tiefebene, wo die Goldwäscherei seit der Keltenzeit bis in die 1870er Jahre gewerbsmäßig betrieben wurde. Sie war nur da erfolgreich, wo der Rhein die Goldfitter durch mehrfaches Umlagern angereichert hatte. Dieser Vorgang wurde

durch die Rheinkorrektion unterbunden und damit auch das Ende der Goldwäscherei herbeigeführt. Die Goldgewinnung war in den letzten Jahrhunderten Regal: Die Wäscher bedurften dazu einer landesherrlichen Genehmigung. Es bestand Ablieferungspflicht an die Münzstätten — oft zu unteretzten Preisen. Fast alle deutschen Anliegerländer des Oberrheins schufen Goldgepräge aus diesem Waschgold. Im Stromgebiet des Rheines zeigt die Übersichtskarte als Münzstätten: Durlach, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt und Mainz. Die Waschorte begleiteten den Rhein von Waldshut bis Nierstein oberhalb Mainz. Allein in Baden wurden 1748 bis 1874 insgesamt 364 kg Gold abgeliefert. Die Rheinuferstaaten sind mit 62 Flußgoldgeprägten vertreten, die sich auf Baden (31), Bayern (13), Hessen-Darmstadt (1), Kurmainz (1) und Kurpfalz (16) verteilen.

Die Goldwäscherei an der *Eder* ist seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Sie erstreckte sich von Herzhausen bis zur Einmündung in die Fulda. Das Gold stammt vorwiegend aus dem Eisenberg bei Korbach in Waldeck. Die Jahresproduktion erreichte nie mehr als einige hundert Gramm. Im Katalog sind 11 Goldgepräge aus Hessen-Kassel vorgestellt.

Das Stromgebiet der *Donau* mit Isar und Inn war schon vor dem 10. Jahrhundert als goldführend bekannt. Ein Regal wurde erst im 15. Jahrhundert eingeführt. Waschlätze waren nur an den unteren Flußabschnitten möglich, nämlich an der Donau von Kelheim bis Passau, am Inn ab Rosenheim und an der Isar ab Moosburg. Die Goldablieferungen betrugten selten mehr als 1 kg pro Jahr. Die 47 Flußgold-Gepräge verteilen sich zu 17 auf die Donau, zu 15 auf den Inn und zu 15 auf die Isar.

Dem Katalog ist eine Bewertungsliste beigelegt. Darin sind die Preise von 1925, 1959 und 1972 angegeben. Heute reicht der Preisrahmen von 600 bis 8000 DM, wobei zu berücksichtigen ist, daß Unika nicht bewertet wurden.

Der Katalog ist für den Numismatiker ein wertvolles Fachbuch von bisher einmaliger Vollständigkeit. Aber auch der an Bergwirtschaft und Geschichte Interessierte wird ihn mit Vorteil benutzen, zumal manche altüberlieferten Irrtümer berichtigt wurden.

Gustav Albiez, Freiburg/Brsgr.

Naturlehrpfad Rheinauewald. Herausgegeben von der Gemeinde Wyhl a. K., 1971. 79 S., 4.—DM; erhältlich bei der Gemeindeverwaltung 7831 Wyhl

Verschiedentlich ballten sich ausgerechnet im Europäischen Naturschutzjahr 1970 über unserer oberrheinischen Auenlandschaft drohende Wolken zusammen, die bis zur Stunde sich noch nicht verzogen haben. Um den Menschen von heute und morgen die Schönheiten, den Wert und die Bedeutung dieser Landschaft aufzuzeigen, entstand vor Jahresfrist auf Anregung von Meinrad Schwörer, dem Wyhler Ornithologen und Naturfreund, in Zusammenarbeit mit den maßgeblichen Forstbehörden und mit tatkräftiger Hilfe von Gemeinden und Gönnern im Gemeindefeld von Wyhl am Kaiserstuhl der „Naturlehrpfad Rheinauewald“. Auf 4,1 km Länge ist dort ein Weg geschaffen, der das ganze Jahr hindurch das Verständnis für die Natur wecken und jedem nahebringen kann, einerlei ob er nach den Pflanzen und Bäumen oder mehr nach der einheimischen Vogelwelt Ausschau halten will.

Von Meinrad Schwörer wiederum veranlaßt, erschien eine gedruckte Wegebeschreibung, in der an der Verwirklichung des Naturlehrpfades beteiligte Fachleute Wesentliches zum Rheinauewald aussagen, um beim Begehen den Eindruck und das Erleben zu unterbauen. Oberforstrat i. R. Hans Kleiber aus Freiburg berichtet über die vorhandenen Holzarten und ihre Verwendung, der Freiburger Botaniker Dr. Gerhard Hügin erläutert die so wichtigen pflanzenphysiologischen Zusammenhänge, Oberforstrat Wilhelm Bühler aus Kenzingen nimmt zur Bewirtschaftung des Auenwaldes Stellung und Meinrad Schwörer selbst gibt als leidenschaftlicher Verfechter seiner heimatlichen Landschaft neben seiner detaillierten Wegebeschreibung Wissenswertes kund zu seinen speziellen Anliegen der Vogelwelt, der Fischerei und Jagd.

Mögen recht viele Wander- und Naturfreunde mit diesem aufschlußreichen Wegweiser in der Hand den gelungenen Wyhler Naturlehrpfad begehen. Ob im Sommer, Winter, Herbst oder Frühling, zu jeder Jahreszeit, so entnehmen wir dem durch Fotos und botanische Skizzen bereicherten Büchlein, wird der „Naturlehrpfad

Rheinauewald“ seine Werte und botanische wie zoologische Besonderheiten offenbaren.

Willi Hensle

Rudolf Ritter: „Wanderwege im Elsaß“, Rundwanderungen in den Vogesen. 160 S. mit Kartenskizzen, Boxeinband 10.80 DM. Moritz Schauenburg Verlag, Lahr, 1972

Mehrfach ist in den letzten Jahren das Elsaß als Reise- und Wandergebiet herausgestellt worden; und jeder, der sich dem Landstrich zwischen Rhein und Vogesen zuwendet, wird ob der Fülle der landschaftlichen Besonderheiten und dem Reichtum an kulturellen Gegebenheiten nicht enttäuscht werden. Gerade die laufend sich steigernde Motorisierung unserer Gegenwart bringt weiterhin mehr Menschen über den Rhein, die einmal in des Nachbars Garten hineinschauen wollen oder die im Elsaß ihre große Liebe entdeckt haben, weil es dort immer wieder und auf Schritt und Tritt Neues zu entdecken gibt, was an kulturgeschichtlichen Werten bei uns durch die Kriege der Vergangenheit verloren gegangen ist und durch die so progressive Hektik unserer technischen Zeit, die sich dem Alten und Überkommenen nicht oder kaum mehr verpflichtet fühlt, verloren zu gehen droht. So aber hat der, der zu den Leistungen der Vergangenheit noch einen Bezug hat, drüben im Elsaß ein Schatzkästlein vor sich, das nur geöffnet zu werden braucht; aber auch der Wanderer und Naturfreund schlechthin wird drüben das finden, was er hier bei uns oft vergebens sucht: die Stille und die Ruhe in zum Teil unberührter Landschaft.

Vor kurzem erschien als jüngster Beitrag zur Elsaßliteratur ein vortreffliches Bändchen von Rudolf Ritter, dem Herausgeber des Lahrer Kreisjahrbuches „Geroldsecker Land“. Als erfahrener Elsaßkenner nimmt der Verfasser hierfür die Idee der Beschreibung von Rundwanderungen auf, um diese jedoch in einem noch nicht angewandten Ausmaß mit historischen und kulturgeschichtlichen Fakten sowie kunstgeschichtlichen Erläuterungen zum jeweils zu erwandernden Gebiet in Verbindung zu bringen. Jede einzelne nachvollzogene Wanderung wird zu einem bereichernden Erlebnisganzen werden für den, der sich den Hinweisen und Darlegungen des

Verfasser öffnet, der selbst ein leidenschaftlicher Wandersmann ist. 27 „Wanderwege im Elsaß“ zwischen der Burg Fleckenstein nahe Lembach nördlich von Hagenau und dem Ballon d'Alsace, erreichbar über Thann im südlichen Elsaß, sind dargelegt, beschrieben und durch Wegeskizzen veranschaulicht, wobei die Zeitangaben der Aufstiegswege und die benötigte Zeit für den Abstieg jedem Wanderer die von ihm abverlangte Streckenleistung ankündigen; außerdem werden für den jeweiligen Abstieg und Rückweg vielfach zwei oder mehrere, auch leichtere Wegevariationen genannt. Mit Vorliebe wählte der Verfasser, der jeden Wandervorschlag selbst gegangen ist, als Wanderziele aussichtsreiche Berghöhen und geschichtsträchtige Burgen, deren es im Elsaß eine kaum zu zählende Fülle gibt. Da die beschriebenen Wanderungen und Wegstrecken alle in einem der oft verträumten elsässischen Städtchen oder in einem der zahlreichen Weinorte beginnen, wird auch über sie zufriedenstellende Auskunft gegeben.

Der flexibel gebundene, handliche Wanderführer, dem zur raschen Orientierung ein reichhaltiges Ortsregister beigegeben ist, verdient als vielseitige Ergänzung des bereits vorhandenen Elsaßschrifttums insbesondere wegen seiner knappen und doch genauen Angaben, Daten und Hinweise eine gute Aufnahme und weite Verbreitung; selbst „alte Hasen“ entdecken darin für sich Neues.

Willi Hensle

Günther Haselier: Geschichte des Hotzenwalds.
Zu einem Buch über das Bergland am Hochrhein

Der Hotzenwald ist der schöne, herbe, ein wenig vernachlässigte Ausklang des Schwarzwaldes gegen den Hochrhein zu, die ehemalige Grafschaft Hauenstein, die ungefähr von der Wehra zur Schwarza, Schlücht und Wutach zieht. Er hat sich bis heute Ursprünglichkeit und bäuerliche Freiheit bewahrt. Über seine Geschichte gibt es nur wenige lokal oder temporär begrenzte Abhandlungen. Eine umfassende, lückenlose historische Arbeit fehlt. Diese Lücke füllt nun das neue Werk von Günther Haselier in überraschend guter Weise aus. Es beginnt mit der Zeit der Besiedlung und der Landnahme durch die Alemannen, kommt über die Herrschaftsverhältnisse, Kriege, Unruhen, Auswan-

derungen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in die Neuzeit. Da der Hotzenwald weltlich über Freiburg mit Wien und kirchlich über St. Blasien mit Rom verbunden war, wird in diesem gründlichen Buch das heimische Geschehen richtig im Rahmen der Weltmächte betrachtet; man sieht im Kleinen immer auch das Große. Ein wissenschaftliches und komplexes Werk mit einer starken, tragenden Idee und überzeugendem Detail! Obwohl sich der Verfasser unemotionell eines realistischen, wissenschaftlichen Stiles bedient, wird er doch volknah, so daß das Werk dem Gelehrten wie auch dem Laien eine Bereicherung, ein Gewinn ist. Jedermann wird daraus viel Nutzen ziehen, auch der Historiker, dieser weil er manches Neue, Unbekannte findet, manchmal auch umfassender und tiefer, oder in einem neuen Licht sieht. Ich wage es zu prophezeien, daß dieses bedeutende Buch von einem Weihnachtsgeschenk in meiner Heimat zu einem Volksbuch aufrücken wird. Weil man noch so manches genauer wissen möchte, sollte das noch etwas dünne Buch in der 2. Auflage um viele Seiten vermehrt werden.

Günther Haselier: „Geschichte des Hotzenwalds“, 88 Seiten, 26 Abbildungen, 2 Faltkarten im Text und eine Landkarte vom Ende des 18. Jhdts., Schauenburg-Verlag, Lahr.

Richard Gäng

Chronik der Markgräfler Gemeinde Laufen-St. Ilgen

Am westlichen Saum des Schwarzwaldes, 10 km vom Belchen entfernt, liegt das Pfarrdorf Laufen mit seiner Filiale St. Ilgen. Ein wahrhaft gottgesegneter Flecken Erde breitet sich hier aus: die oberrheinische Ebene, ein einziger, reicher Garten, und als Umfriedung die großartigen Zwilingsgebirge Schwarzwald und Vogesen. Es ist denn auch ein uraltes Kulturland mit einer bewegten Geschichte, angefangen mit den nomadisierenden Jägern der Vorzeit bis in unsere heutigen Tage des Acker-, Obst-, Blumen- und Weinbaus.

Dieses reiche Land mit seiner mannigfaltigen Tradition, mit seinem vielfachen Hoch und Tief in der Geschichte der Heimat und Deutschlands stellt sein wohl eifrigster und kenntnisreichster Bürger in dem neuen, ca. 120 Seiten starken Heimatbuch sachkundig und federgewandt dar.

Es ist Obermedizinalrat a. D. Dr. Walter Füßlin, bekannt auch als Schriftsteller durch sein Buch „Licht, Halbschatten und Schatten“, durch treffende Gelegenheitsgedichte, die die Schönheiten oder Ungereimtheiten der Heimat rühmen oder geißeln und ferner durch seine sehr erfolgreiche Tätigkeit als Präsident des Muettersprochvereines, Sitz Freiburg i. Br.

In 11 runden Kapiteln wird alles Wesentliche und Besondere von der vorgeschichtlichen Zeit, die durch Bodenfunde ausgewiesen wird, bis in unsere Tage sorgsam und umfassend, doch nicht übertrieben detailliert dargelegt. Wir erfahren die erste urkundliche Erwähnung von Laufen, das Mittelalter, den Bauern- und den Dreißigjährigen Krieg, die Napoleonische Ära usw. Das Buch ist keine trockene Chronik im herkömmlichen Sinn, sondern eine liebevolle, manchmal fast künstlerische Beschreibung und Gestaltung der Dinge, Zustände und Ereignisse. Alles, das Einzelne wie die großen Zusammenhänge, wird schreibgewandt und plastisch, fesselnd und souverän aufgezeigt. Durch das ganze Buch weg spürt man mit Beglückung die Vertrautheit und Verwandtschaft des Verfassers mit seinem Geburtsort, mit seiner weiteren Heimat. Eine köstliche Liebe zu allem rückt sachgemäß und subtil alles ins rechte Licht, legt alles manchmal großzügig knapp, oft eingehend, je nach der Bedeutung des Sujets, mit menschlicher Wärme dar. Viele Fotos, Schwarzweiß-Zeichnungen, Pläne, Skizzen und selbst 2 Ahnenstambäume und hymnenartige Gedichte runden das Buch zu einer Vollkommenheit ab. Eine gelungene, auch drucktechnisch schöne Ortschronik!

Dr. Walter Füßlin: „Chronik der Markgräfler Gemeinde Laufen-St. Ilgen“, zu beziehen durch die Gemeinde 7887 Laufen, 15 DM.

Richard Gäng

Max Rieple: „Schwarzwaldstraßen — Schwarzwaldtäler“

Kein Schriftsteller und Journalist ist im Beschreiben und Gestalten unserer engeren und weiteren Heimat so sicher, gewandt und erfolgreich wie der Donaueschinger „Maler mit dem Wort“ Max Rieple. Er brachte in seinem arbeitsreichen Leben viele, viele, flott geschriebene, reich bebilderte Bücher, darunter einige Prachtbände heraus. Sie behandeln folgende Themen: Schwarzwald, Oberrhein, Burgund, Elsaß,

Neckarland, Südtirol, Donau, Bretagne, Graubünden, Jura, Tessin, Oberitalien. Welch eine Sachkenntnis! Welch eine Liebe zum Land! Dazu kommen Bücher mit schönen, menschlichen Themen wie: Blumen, Tiere, Kräuter; ferner Bücher mit Gedichten, Sagen und Schwänken. Ferner übersetzte er mehrere Bände französischer Gedichte ins Deutsche. Dazwischen stieg er auf das Flügelroß und ritt auf den Parnaß. Er gestaltete in Dichtungen zeitlose Themen, so den Erzählband „Damals als Kind“ und dazu kostbare hochdeutsche Gedichte. Seine Dichtwerke sind anschaulich und suggestiv geschrieben und lassen im Hintergrund transparent gültige Menschheitsideen aufleuchten. Und alle Bücher erschienen in bedeutenden Verlagen.

Jetzt legt uns der unermüdlige und kenntnisreiche Donaueschinger einen neuen Schwarzwälder Bildband vor, darin er besonders die Täler und Straßen darstellt. Auf 120 Seiten gestaltet er lebendig und frisch 34 Täler, vom untern Albthal landaufwärts bis zum Hochrhenthal. Keines ließ er aus, und wir wandern mit ihm im Geist auch durch das Enz-, das Schutter- und das Möhlintal. Er breitet mit liebenswerten Worten sein profundes geografisches, historisches, folkloristisches, allseitiges Wissen aus, weist auf die großen Zusammenhänge hin und zeigt uns auch viel unbeachtetes Detail. An die 70 ganzseitige Fotos, dazu 2 große Farbbilder und eine erdkundliche Übersichtskarte beleben und vervollständigen das Ganze.

Die Lichtbilder bringen nicht wie üblich Luftaufnahmen der Städte oder Bilder vom Stadtkern, das wäre eine Gleichmacherei, wäre langweilig, sie bringen auch geschickt ausgesuchte Einzelaufnahmen und weisen darauf hin, daß „der liebe Gott im Detail wohnt“; siehe den Flügelaltar von Lauterbach, den Battertelsen bei Baden-Baden, das Innere der berühmten Barockkirche von St. Peter, das kulturreiche Dorf im Schwarzwald am Beginn des Eschbachtals. Alle Bilder sind ausgezeichnet; besonders instruktiv ist die Luftaufnahme des weitverzweigten Bernau, die das ganze, langgestreckte abgelegene Hochtal zeigt. Hier ist die Luftaufnahme wahrlich berechtigt. — Das schön ausgestattete Buch vom berühmten Schwarzwald ist für jedermann eine Fundgrube, eine helle Freude.

R. Gäng